

WISSENSCHAFTSKOLLEG

– INSTITUTE FOR ADVANCED STUDY –
ZU BERLIN

JAHRBUCH 1997/98

HERAUSGEGEBEN VON WOLF LEPENIES
MIT BERICHTEN UND BEITRÄGEN VON

Aziz Al-Azmeh · Perry Anderson · Elisabeth Beck-Gernsheim
Peter Behrens · Wolf Biermann · Murat Çizakça · Karl Corino
Andreas K. Engel · Albert H. Friedlander · Rainer Goebel · Altan Gokalp
Christopher Hann · Mushirul Hasan · Tonio Hölscher
Huricihan Islamoglu · Cornelia Isler-Kerényi · Eva Jablonka
Eric Jones · Stephan Leibfried · Weyma Lübbe · Michael Maar
Paolo Mancosu · Şerif Mardin · Peter N. Miller · Wolfgang J. Mommsen
Ryôtsuke Ohashi · Tapan Raychaudhuri · Wolfgang Rihm · Raphael Ritz
Renata Salecl · Ekkehart Schlicht · Eberhard Schmidt-Abmann
Alain Supiot · Françoise Waquet · Eric Warrant · Khaled Ziadé

Wissenschaftskolleg
zu Berlin

Jahrbuch 1997/98

WISSENSCHAFTSKOLLEG

– INSTITUTE FOR ADVANCED STUDY –
ZU BERLIN

JAHRBUCH 1997/98

©1999 by Wissenschaftskolleg zu Berlin
– Institute for Advanced Study Berlin –
Alle Rechte, auch das der fotomechanischen
Wiedergabe, vorbehalten
Redaktion: Angelika Leuchter
Satz und Druck: Buch- und Offsetdruckerei
H. Heenemann, Berlin
Buchbinder: Lüderitz & Bauer, Berlin
Printed in Germany 1999
ISBN 3-934045-00-6
ISSN 0724-326-X

Inhaltsverzeichnis

Vorbemerkung des Herausgebers
10

ARBEITSBERICHTE

AZIZ AL-AZMEH
Transitions
14

PERRY ANDERSON
On the Eve
17

ELISABETH BECK-GERNSHEIM
Entdeckungsreise oder: der Sprung ins Neue
19

PETER BEHRENS
Die rechtlichen Grundlagen der Globalisierung
23

WOLF BIERMANN
Vom Sinn eines schönen Scheiterns
29

MURAT ÇIZAKÇA
Work and Music in Berlin
38

KARL CORINO
Platzvorteil im Grunewald
42

ANDREAS K. ENGEL
Zeit und Bewußtsein
46

ALBERT H. FRIEDLANDER
A 'Report to the Academy'
51

RAINER GOEBEL
Einblicke ins Gehirn
56

ALTAN GOKALP
Métaphores
61

CHRISTOPHER HANN
Culture and the Limits to *Einführung*
66

MUSHIRUL HASAN
Intellectual History of Indian Islam
71

TONIO HÖLSCHER
Wiedergefundenes Vergnügen
74

HURICIHAN ISLAMOGLU
Passages
79

CORNELIA ISLER-KERÉNYI
Zwischenzeit
86

EVA JABLONKA
On Good Memories
and Group-Living Meerkats
91

ERIC JONES
Five-Star Hotel
95

STEPHAN LEIBFRIED
... zwischen zwei Welten
98

WEYMA LÜBBE
Was ich tat, als mein Kopf nicht über
Max Weber arbeiten wollte
103

MICHAEL MAAR
Korsett aus Flaum
107

PAOLO MANCOSU
Allegro ma non troppo
109

ŞERIF MARDIN
A Year in Berlin
114

PETER N. MILLER
“In feather’d briefness sails are fill’d
And wishes fall out as they’re will’d”
117

WOLFGANG J. MOMMSEN
Die Leistungen und Fehlleistungen
der Intellektuellen in der deutschen Politik
121

RYÔSUKE OHASHI
„Es war ein sonniger Nachmittag...“
125

TAPAN RAYCHAUDHURI
The Year at the Wissenschaftskolleg
zu Berlin
130

WOLFGANG RIHM
Ein Jahr
134

RAPHAEL RITZ
One of Eric’s Biologists
136

RENATA SALECL
Cultural Aspects of Violence
140

EKKEHART SCHLICHT
Linking Economics to Biology and Cognition
144

EBERHARD SCHMIDT-ASSMANN
Wissenschaftsrecht am Wissenschaftskolleg
146

ALAIN SUPIOT
Notes pour le Jugement dernier (1997/98)
151

FRANÇOISE WAQUET
A/Z
156

ERIC WARRANT
Vision, Lifestyle and Habitat
159

KHALED ZIADÉ
Berlin – Beirut: Städte der Moderne
in verschiedenen Kontexten
163

SEMINARBERICHTE

RAINER GOEBEL
Simulation kognitiver Prozesse
mit neuronalen Netzwerken
168

WOLFGANG MOMMSEN
Capital Cities at War: Paris, London, Berlin 1914–1919
171

EBERHARD SCHMIDT-ASSMANN
Die Wissenschaft vom Verwaltungsrecht
173

ALAIN SUPIOT

Plein emploi, aléas du travail et sécurité.
A la recherche des fondements de la protection sociale en Europe
178

ERIC WARRANT AND DAN-ERIC NILSSON

Advances in Visual Ecology
184

VORTRÄGE UND SCHWERPUNKTE

ANDREAS K. ENGEL

Time, Assemblies, and Consciousness
192

MUSHIRUL HASAN

Memories of a Fragmented Nation:
Rewriting the Histories of India's Partition
210

EVA JABLONKA

The Inheritance of Acquired Characters:
Impossible or Inevitable?
231

PETER N. MILLER

Why Study the Past? Antiquarianism and Neo-stoicism in the Circle
of Fabri de Peiresc, 1580–1637
248

WOLFGANG J. MOMMSEN

Krieg und Kultur. Künstler, Schriftsteller und Intellektuelle
im Ersten Weltkrieg
261

TAPAN RAYCHAUDHURI

Hindu Nationalism or Proto-Fascism:
the Nature of Hindu Communal Politics in India
277

Vorbemerkung des Herausgebers

Das Jahrbuch des Wissenschaftskollegs ist Rechenschaft und Chronik zugleich. Es enthält die *Arbeitsberichte* seiner wissenschaftlichen Mitglieder, die Resümees der im Kolleg veranstalteten *Seminare* sowie einige *Aufsätze*, die jahrestypische Themen vorstellen.

Damit beschränkt sich das Jahrbuch im wesentlichen auf die Binnenaktivitäten des Kollegs – von unseren vielfältigen externen Engagements kann darin, schon aus Platzgründen, kaum die Rede sein. Denn die Entwicklung des *Collegium Budapest* und des *New Europe College* in Bukarest, der *Bibliotheca Classica* in Sankt Petersburg und der *Graduate School for Social Research* in Warschau zu schildern, zu berichten von den *Deutsch-Amerikanischen Sommerschulen*, die das Wissenschaftskolleg zusammen mit dem Social Science Research Council (SSRC) in New York veranstaltet, zu protokollieren, wie es zur Gründung ‚unseres Instituts in Afrika‘, dem *Point Sud* in Bamako (Mali) mit unserem früheren Fellow Mamadou Diawara kam, festzuhalten, wie die Suntory Stiftung (Osaka), die American Academy of Arts and Sciences (Cambridge, Mass.) und das Wissenschaftskolleg bei der Herausgabe des Newsletters *Correspondence* zusammenarbeiten – dies alles (und noch mehr) würde ein zweites und drittes Jahrbuch füllen. Mit diesen Aktivitäten versuchen wir, von Berlin aus einen Beitrag zur auswärtigen Kultur- und Wissenschaftspolitik zu leisten.

In diesem Zusammenhang von ‚externen Aktivitäten‘ zu sprechen, ist irreführend, weil zwischen unserer Arbeit in Berlin und unseren auswärtigen Engagements ein enger Zusammenhang besteht. Hergestellt wird er über Fellows des Wissenschaftskollegs, mit denen und für die wir neue Institutionen gegründet oder bestehende Institutionen gefördert haben – wobei es sich in der Regel nicht um bilaterale Projekte handelt, sondern um Vorhaben, die sich in einen europäischen und internationalen Zusammenhang einbetten.

Auch im Rückblick auf das Akademische Jahr 1997/98 ließe sich zeigen, in wie vielfältiger Form das Leben und Arbeiten *im* Wissenschaftskolleg unsere auswärtigen Aktivitäten prägt. Deutlich wird dabei aber vor allem, daß ein Jahr am Wissenschaftskolleg seine intellektuellen Ergebnisse nicht zuletzt der Herausbildung einer Gemeinschaft verdankt, deren ‚fellow-feeling‘ – um einen Ausdruck aus dem 18. Jahrhundert zu benutzen – besonders intensiv ist, weil diese Gemeinschaft nur auf Zeit existiert und sich nach zehn Monaten wieder auflöst. Aber tut sie es wirklich? Die häufige Wiederkehr der ehemaligen Fellows nach Berlin zeigt, daß sich durch den Aufenthalt im Kolleg eine Wissenschaftlertgemeinschaft herausgebildet hat, die Jahre und die Jahrzehnte überdauert.

Aus den Arbeits- und Seminarberichten sowie den Aufsätzen der Fellows kann auch der Leser außerhalb des Kollegs einen Eindruck vom Profil des Akademischen Jahres 1997/98 gewinnen. Vieles konnte nicht zur Sprache kommen: die erste Ernst-Mayr-Vorlesung, eine Gemeinschaftsveranstaltung mit der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, die der 90jährige Ernst Mayr selbst hielt, die Einweihung des Geisteswissenschaftlichen Zentrums Moderner Orient, an das unser Fellow Ulrich Haarmann als Direktor berufen wurde, die Verleihung des Hannah-Arendt-Preises an das New Europe College, ein weiteres Gesprächskonzert mit Walter Levin und dem Artemis-Quartett und ein Konzert mit eigenen Werken, das unser Composer in Residence Wolfgang Rihm, auf unnachahmliche und präzise Weise rhapsodierend, selbst kommentierte.

Kooperationen mit den Berliner Universitäten und Forschungsinstitutionen intensivieren sich – nicht zuletzt im Bereich der ‚Theoretischen Biologie‘ und der Islamwissenschaften. Daß die Präsidenten der drei Berliner Universitäten bei dem von ihnen gemeinsam veranstalteten Bildungsforum mit dem Bundespräsidenten den Rektor des Wissenschaftskollegs einluden, dabei die ‚Vorrede‘ zu halten, zeigt, wie selbstverständlich, ja freundschaftlich die Zusammenarbeit zwischen dem Wissenschaftskolleg und den Universitäten der Stadt längst geworden ist.

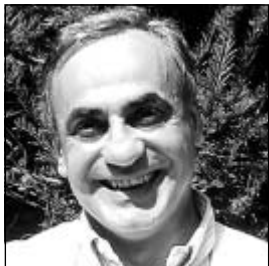
Am 2. Juli 1998 hielt Azmi Bishara, der palästinensisch-israelische Knesset-Abgeordnete, eine eindrucksvolle Ernst-Reuter-Vorlesung, in der er seine Vision von Israel als dem ‚Staat seiner Bürger‘ vortrug. Azmi Bishara war, zusammen mit Rivka Feldhay (Fellow 1988/89), Leiter unseres Projekts „Europe in the Near East“, das – einer frühen Anregung Yehuda Elkanas folgend – in Jerusalem junge Israelis, Araber und Deutsche zusammenführte, die gemeinsam über die Bedeutung des europäischen Erbes, insonderheit der Aufklärung, für den Nahen Osten arbeiteten. In seiner ersten Phase ist das von der Volkswagenstiftung finanzierte Projekt abgeschlossen. Am 7. Januar 1999 berichtete Edward Said unter dem Titel „The New Palestinians“ in der *London Review of Books* vom Besuch einer Gruppe junger Israelis und Palästinenser in Jerusalem: „Nach sechs Jahren direkter intellektueller Auseinandersetzungen zwischen Arabern und Juden über die Politik Palästinas und Israels wurde mir plötzlich bewußt, daß wir die rhetorischen Barrikaden überwunden und ein relativ neues Gebiet eines gemeinsamen Interesses von israelischen Juden und Palästinensern betreten haben.“ Edward Said, der nicht für seinen Optimismus bekannt ist, berichtete von der Projektgruppe „Europe in the Middle East.“ Auch der Bericht von dieser Begegnung in Jerusalem gehört zum Resümee der Arbeit, die das Wissenschaftskolleg im vergangenen Akademischen Jahr geleistet hat.

Wolf Lepenies

Arbeitsberichte

Aziz Al-Azmeh

Transitions



Born in Damascus, 1947. Study of Philosophy, Sociology, and Oriental Studies in Beirut (License-ès-Lettres), Tübingen (M.A.), and Oxford (D. Phil.). Professor of Islamic Studies, University of Exeter, 1985–96; Fellow of the Wissenschaftskolleg zu Berlin, 1994–95 and 1996–98. Author of, in Arabic, *Historical Writing and Historical Knowledge* (1983), *The Politics and History of 'Heritage'* (1987), *Arabs and Barbarians: Medieval Arabic Ethnology and Ethnography* (1991), *Secularism* (1992), *Religion and the World in Contemporary Arab Life* (1996), and, in English, *Ibn Khaldūn in Modern Scholarship* (1981), *Ibn Khaldūn: An Essay in Reinterpretation* (1982), *Arabic Thought and Islamic Societies* (1986), *Islams and Modernities* (1993), and *Muslim Kingship: Power and the Sacred in Muslim, Christian and Pagan Politics* (1997). – Address: 51 Blenheim Drive, GB-Oxford OX2 8DL.

I have now come to the end of my third year as a Fellow of the Wissenschaftskolleg. I had contemplated an overall reflection on the city and the institution, no less than on the overall direction of my work during that period, but I thought the better of it, not least because some what I have concluded would not necessarily interest either city or institution. These have been important years: there will be many occasions to acknowledge the Wissenschaftskolleg in print and the three years have been transitional both in terms of topical and disciplinary direction, and in terms of career orientation. And they have been years rich in personal experience, as are all situations of transition, most particularly when transitions last for three years. And now, having already, on this my very last day here in Berlin, expressed my private affections and farewells to the many excellent friends I made here, I shall proceed straight away to reporting on matters of scholarship.

The academic year just concluded has been one of relative geographical immobility unusual for me in the past decade or so, and of an almost obsessive distraction in the direction of my work. I attended just three conferences, in Beirut, New Delhi, and Kairouan, and delivered lectures at the Tunisian University and *Ringvorlesungen* in Zurich and Berlin. I had

normally moved far more extensively, and now did very much come to enjoy and indeed to cherish long stretches of work entirely undisturbed and uninterrupted, and almost entirely without the interference of committee work, in Berlin and elsewhere which consumed much effort the previous year.

But the course of work I had set up for myself was almost entirely abandoned in favour of the pursuit of lines of research that I had not anticipated to quite the extent that these took. I had intended to write my book on the conceptual and socio-cultural conditions of all formally constituted knowledge in the Arab high middle ages, the period of ca. 900–1300. But before starting the composition of my text, I wished to pursue a small number of details that arose from my recently published book *Muslim Kingship: Power and the Sacred in Muslim, Christian and Pagan Polities*, most particularly on the categorisation of historical objects as ‘Islamic’ in the context of their Late Antique bearings and conditions of genesis, and with a view to a better understanding of periodisation.

The pursuit of these details took on a life of its own, and I saw myself plunged into the very exciting world of Late Antiquity: rhythms and structures of monetary history, of the troubled genesis of monotheism, and of the indissoluble wedding of God and Mammon which constituted the condition both of Eastern Romanity and of the Caliphate. There is a tremendous amount of iconographic, literary, and conceptual material that would vitiate presumptions, deeply enracinated in academic as well as demotic representations of history, of separate Eastern and Western historical itineraries, each a self-enclosed supra-historical substance, representations of particularly acute salience in Germany. Indeed, this romantic historicism was the object of the first part of the study I produced, the prototype of a book-length historical essay, and was the occasion for some systematic reflections on notions of culture and civilisation in the quest for more fitting modes of organising historical materials and conceiving historical objects in the *très longue durée*, one more resistant to infection by unconscious vulgar sociologies that circulate in the public domain.

Particularly riveting for me was looking systematically into the structures of ancient Semitic religions, most particularly in the last remaining reservation of Near Eastern polytheism that was Central Arabia in the seventh century. The manner in which the Koran utilised the entire structural repertoire of these religions in order to propound monotheism and incorporate the many deities into the one was the matter that led to the conclusion of this study, which sought to show how the millennium-long oecumenical trends of Late Antique monetary, religious, theological, and cultural history, reflected in large-scale inconclusive wars, were the foundations upon which Caliphal universalism, which brought this series of

wars to a conclusive end, was erected, thereby continuing, consummating and concluding the very long history of Late Antiquity.

My debt to the staff of the Wissenschaftskolleg, like that of all Fellows, is inestimable: their unfailing courtesy, helpfulness, and efficiency make the Kolleg what it is. They have made it possible to live and work comfortably and indeed to thrive in the enviable environment of a dormitory. I was particularly privileged this last year with wonderful neighbours who made the top floor of Villa Jaffé into a minuscule utopia, adding an aromatic, convivial, ever helpful, and decidedly unmonastic inflection to the notion of an ivory tower.

Perry Anderson

On the Eve



Born in 1938. Educated, Oxford. Professor of History, UCLA. Publications include: *Lineages of the Absolutist State* (1974), *A Zone of Engagement* (1992), *The Origins of Postmodernity* (1998). – Address: History Department, UCLA, Los Angeles, CA 90024, USA.

To be in Berlin on the eve of a change of currency, of government and of capital was a rare privilege. Of these impending transformations, the last is of greatest interest to any European in Berlin, as to the Berliners themselves. To watch and even participate in the debates around the reconstruction of the city, as the political institutions in Bonn prepared for their move to Berlin, was an absorbing experience. In no other European city could one witness such passionate civic discussion of the future of an urban community – its buildings, streets, memorials, traditions. The remarkable figure of Hans Stimmann, coordinator extraordinary of the redesign of Berlin, presiding with white locks and ferruginous gaze over a public debate on History and Urban Planning in the Palace of the Republic of the former DDR, left an indelible impression. This was a tempestuous occasion, in which East and West Berliners, functionaries and citizens, old and young, confronted each other with uninhibited vehemence: not least the State Secretary himself. At issue, among other questions, was the preservation – indeed re-utilization – of former Nazi edifices such as the Reichsbank and Luftwaffe Headquarters as Ministries for the future government of the country, in the name of historical memory, as ‘texts’ not to be forgotten. To question such an equation of monuments with documents fell to the foreigner. My own view is that Europeans would have more reason to be grateful for a Berlin that could rival the best of our common cities – Paris, Rome, Barcelona – in beauty and sociability, than for one that, from the most respectable of motives, held mortification a value.

Berlin already offers much of the former, in its own style. Nowhere more so than in Grunewald itself, so vividly evoked in Nicolas Sombart’s memoir of his childhood, itself part of the history of the Wissenschaftskolleg. The villas, trees, lakes here have no equivalent in any other European

capital. In some ways they reminded me, strangely, of the distant city in which I work: recalling parts of Los Angeles – Los Feliz, Pasadena, even a hint of Bel Air – more than Neuilly or Holland Park. Elsewhere the low density of the city, its long avenues, the relation of the pedestrian to the car, all stir – perversely, but not disagreeably, out of place – Angeleno memories. But the Wissenschaftskolleg itself, in its proximity to the centre of a world city, has no New World equivalent. It would be difficult to imagine more convivial company than we enjoyed this year, in an institution which has discovered the secrets of intellectual hospitality. High-spiritedness seemed part of the *genius loci*.

In this setting, I finished a book on the origins of the idea of post-modernity, as an object of historical philology; developed some theses on the comparative fortunes of the concept of intellectuals in modern Europe; wrote a family memoir about an unusual institution of inter-war China; and – stimulated by the gaiety of our Italian contingent – published occasional provocations in the Roman press. A cosmopolitan year.

Reading Wolf Lepenies's work on Sainte-Beuve, which came out just before we arrived – a kind of promissory note of what we might expect to find – was a particular pleasure of this time. I have always felt a special admiration for scholarship that recovers for us thinkers who have fallen into partial neglect, or contemporary incomprehension, by casting the meaning of their lives into a suddenly sharp, new light. Lepenies's study of the founder of the genre of periodical literary criticism is rich in such revelations. It concludes with a set of memorable comparisons: of Sainte-Beuve with Linnaeus, with Saint-Simon, but also with his detractor Proust. Among the ideas that linger in the mind, residues of a time by the Koenigssee, is the paradox of a 'moral botany'.

Elisabeth Beck-Gernsheim

Entdeckungsreise oder: der Sprung ins Neue



Elisabeth Beck-Gernsheim, Dr. phil. Dr. rer. pol. habil., Professorin für Soziologie an der Universität Erlangen-Nürnberg, Forschungsschwerpunkte: Familie und Geschlechterverhältnisse, Arbeit und Beruf; Bevölkerungsentwicklung und Migration; Technik und Technikfolgen. Buchveröffentlichungen: *Der geschlechtsspezifische Arbeitsmarkt. Zur Ideologie und Realität von Frauenberufen.* Frankfurt 1976. *Mimenschlichkeit als Beruf. Eine Analyse des Alltags in der Krankenpflege* (zus. mit Ilona Ostner). Frankfurt 1979. *Das halbierte Leben. Männerwelt Beruf, Frauenwelt Familie.* Frankfurt 1980. *Vom Geburtenrückgang zur Neuen Mütterlichkeit? Über private und politische Interessen am Kind.* Frankfurt 1984. *Die Kinderfrage. Frauen zwischen Kinderwunsch und Unabhängigkeit.* München 1988. *Mutterwerden – der Sprung in ein anderes Leben.* Frankfurt 1989. *Das ganz normale Chaos der Liebe.* (zus. mit Ulrich Beck) Frankfurt 1990. *Technik, Markt und Moral. Über Reproduktionsmedizin und Gentechnologie.* Frankfurt 1991. *Riskante Freiheit. Zur Individualisierung der Lebensformen in der Moderne.* Frankfurt 1994 (hg. zus. mit Ulrich Beck). *Welche Gesundheit wollen wir? Dilemmata des medizintechnischen Fortschritts.* Frankfurt 1995 (Hg.) *Was kommt nach der Familie? Einblicke in neue Lebensformen.* München 1998. – Adresse: Institut für Soziologie, Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg, Kochstraße 4, 91054 Erlangen.

Aller Anfang ist schwer

Als ich nach Berlin kam, war meine Absicht, das Jahr am Wissenschaftskolleg zu einer Entdeckungsreise zu nutzen. Ich wollte ein mir bislang noch weitgehend fremdes – deshalb herausforderndes – Thema erkunden. Ein Aufbruch ins Neue also sollte es sein, eben das, wofür man in den

Routinen des Alltags zu wenig Zeit und zu wenig Kraft und zu wenig Mut hat. Nach vielen Jahren der Untersuchungen zu Arbeitsmarkt und Beruf, zu Familie und Geschlechterverhältnissen, zu Medizintechnologie und deren Folgen wollte ich jetzt forschen über „Multikulturelle Familien und ethnische Identität“. So hatte ich mein Arbeitsvorhaben genannt. Ich kam zwar nicht gänzlich ohne Vorwissen an, aber was ich im Kopf hatte, war noch reichlich amorph, ein Vielerlei der Ideen, aber ohne Struktur oder ordnendes Band. Nun eben, der Zustand des Anfangs.

Dann fingen die Dienstagskolloquien an, und ich, vom eigenen Mut berauscht und beflügelt, meldete mich gleich für einen Termin im November. Das bereute ich bald. Das war, als ein Fellow, der zwei oder drei Wochen vor mir sein Arbeitsvorhaben vorstellte, den Vortrag mit den Worten begann, er wolle hier in Berlin ein Werk abschließen, mit dem er sich seit 50 Jahren befasse. Bei diesen Worten sank mir der Mut und ich fragte mich, ob ich denn großwahnsinnig gewesen sei. Nach derartigen Vordnern und Maßstäben, wie sollte ich da ein Projekt präsentieren, das in den allerersten, allerzartesten Anfängen noch steckte? Von dem ich bestenfalls sagen konnte: Liebe Fellows, was Sie heute hier hören, sind frühe Versuche zu einem Thema, das mich die nächsten 30 Jahre beschäftigen wird?

Irgendwie habe ich dennoch mein Dienstagskolloquium überlebt. Irgendwie habe ich es gewagt, den Entwurf zu einem Entwurf, den noch formlosen Rohzustand zu präsentieren. Mehr hatte ich nicht, so mußte dies denn genügen. Ich fühlte mich wie beim Ritt über den See, wohl wissend, daß das Eis drunter sehr dünn war.

Vielleicht sollte ich auch noch beschreiben, wie meine ersten Monate am Wissenschaftskolleg verliefen. Mein Alltag in dieser Zeit läßt sich in drei Worten fassen, nämlich: Lesen, lesen, lesen. Dies ging so lange, bis ich schließlich einen Zustand erreichte, in dem ich vorwiegend aus Büchern, Papierseiten und Fotokopien bestand – Unmengen davon.

Das Wagnis wurde belohnt

Nach den Weihnachtsferien kam dann die Wende. Der zweiwöchige Abstand zu Papierbergen erwies sich als fruchtbar. Wo vorher nur vage Umrisse waren, wurde allmählich, o glückliches Wunder, ein Arbeitsvorhaben erkennbar. Ich wußte jetzt, was mein Untersuchungsgegenstand war, mein Interesse, mein Ziel. Ich hatte mein Thema gefunden: Um die „soziale Konstruktion von Ethnizität“ sollte es gehen. Danach war bald die erste Gliederung da, und ich konnte den Leitfaden für mein Denken und Suchen und Schreiben entwickeln.

Mit der detaillierten Auflistung aller weiteren Stadien möchte ich den Leser, die Leserin nicht ermüden. Statt dessen will ich die Geschichte hier abkürzen und gleich auf das Ende zusteuern. So wie im Märchen der Ritter und die Prinzessin sich finden, so fanden am Wissenschaftskolleg auch die Forscherin und ihr Thema zusammen: „Happy-End“ nennt man das. Was zu Beginn meines Berliner Jahres ein Vielerlei der Ideen war, ein vages Konzept, ist jetzt ein Manuskript, in dem Kapitel an Kapitel sich fügt. Zwar ist noch nicht alles vollständig, wie sollte es auch, aber immerhin: Das Meiste ist fertiggeschrieben, der Rest liegt im Rohzustand vor und wird in den nächsten Monaten zum Abschluß gebracht. Das Ergebnis soll im nächsten Jahr als Buch bei Suhrkamp erscheinen, der Titel wird (wahrscheinlich) lauten: „Inländische Ausländer und ausländische Inländer. Im Dschungel der ethnischen Kategorien“.

Das Wagnis hat sich also gelohnt. Die Entdeckungsreise ist am Ziel angekommen. Und dafür möchte ich hiermit danken: dem Wissenschaftskolleg, dem Rektor und allen Mitarbeitern. Vor allem die Dienste der Bibliothek werde ich für den Rest meines Lebens vermissen. Schamlos, hemmungslos habe ich Bücher über Bücher bestellt. Wo meine Angaben unvollständig waren, und dies war häufig der Fall, bekam ich Beistand und Rat. All dies geschah ebenso freundlich wie geduldig, ebenso kompetent wie verlässlich und zügig. Kurz zusammengefaßt: Ich habe am Wissenschaftskolleg genau die Hilfe und Unterstützung bekommen, um auf meiner Entdeckungsreise, durch alle notwendigen Irrungen hindurch, zum Ziel finden zu können.

Das Pflicht-Kür-Programm oder: Unterwegs in Berlin

Bekanntlich besteht Berlin nicht nur aus Büchern. Berlin ist geprägt vom dauernden Miteinander, Nebeneinander, manchmal Gegeneinander der verschiedensten Bevölkerungsgruppen, Ost und West, Inländer und Ausländer durcheinander gemischt. Weil all dies zu meinem Thema gehörte, war es Pflicht, mich über die Bezirksgrenzen von Wilmersdorf hinauszu-begeben. Ich mußte hinein ins wirkliche Berlin – und wie gern tat ich dies. Ich unternahm meine Ausflüge, meine Expeditionen, begann an allem zu schnuppern, was irgendwie multikulturell war. Hier nur ein paar Beispiele, beliebig herausgegriffen, nur um einen Eindruck zu geben: ein Diskussionsabend in Kreuzberg, dem Thema gewidmet „Türkische Jugendliche in Berlin – Zweisprachigkeit oder doppelte Halbsprachigkeit“; eine Tagung über „Juden im vereinten Deutschland“, vom Moses-Mendelssohn-Zentrum veranstaltet; ein Vortrag über „Britishness as a cultural mix – processes of self-definition in a postcolonial society“, gehalten von Tariq

Modood im Haus der Kulturen der Welt; eine Aufführung von Joshua Sobols Stück „Dorf“, gespielt von der russisch-israelischen Truppe des Gesher Theaters Tel Aviv im Rahmen ihrer Deutschland-Tournee. Hinzu kamen die Begegnungen mit Michal Bodemann, dem Soziologen und Weltbürger zwischen Berlin und Toronto, mit dem ich über das endlose Thema jüdischer Identität diskutierte; und ein ausführliches Gespräch mit Anetta Kahane, der Beauftragten der RAA (Regionale Arbeitsstellen für Ausländerfragen, Jugendarbeit und Schule), die mir das Szenarium der Ausländerfeindlichkeit vorführte, von „national befreiten Zonen“ bis zur rechtsextremen Jugendgewalt, in Brandenburg und anderswo. Sogar noch eines meiner früheren Themen, die Beschäftigung mit der Gentechnologie, erwies sich als nützlich. Es brachte mich nämlich in den Kreis um Jens und Eva Reich, „drüben“ in Ostberlin, zu den regelmäßigen Gesprächsabenden dort, ja auch zu unserem gemeinsamen abenteuerlichen Ausflug nach Polen – all das half mir, der Westfrau, eine Ahnung von Deutschland Ost zu bekommen.

Soviel nur, um einige Beispiele zu nennen. Was ich auf diese Weise sah, hörte, beobachten konnte, war manchmal mühsam und schwierig, aber immer wieder anregend und aufregend. Nicht nur über die Bücher, sondern ebenso über das Leben und die Angebote im multikulturellen Berlin habe ich gelernt und mein Thema gefunden. Auch dies war die Chance, die mir das Jahr am Wissenschaftskolleg bot, und auch dafür möchte ich danken.

Peter Behrens

Die rechtlichen Grundlagen der Globalisierung



Geboren 1939 in Lüneburg. 1960–1965 Studium der Rechtswissenschaften. 1965–1966 Doktorandenstipendium der Stiftung Volkswagenwerk. 1966–1970 juristischer Vorbereitungsdienst (Referendarausbildung) in Hamburg. 1969 Promotion zum Dr. iur. mit einer rechtsvergleichenden Arbeit zum Gesellschaftsrecht. 1970–1971 Postgraduiertenstudium an der New York University School of Law; Master of Comparative Jurisprudence. 1970–1984 wissenschaftlicher Referent am Max-Planck-Institut für ausländisches und internationales Privatrecht in Hamburg. 1984 Habilitation mit einer Arbeit über „Die ökonomischen Grundlagen des Rechts“. 1984 Übernahme eines Lehrstuhls für Bürgerliches Recht, Handels- und Wirtschaftsrecht, Internationales Privatrecht und Rechtsvergleichung am Fachbereich Rechtswissenschaft der Universität Hamburg. Gastprofessuren: 1983 University of Chicago Law School (USA); 1986–1987 University of Michigan, Ann Arbor (USA); 1995 Hebrew University Jerusalem (Israel); 1996 Universität Freiburg (Schweiz); seit 1992 regelmäßige Gastprofessur an der Central European University (Budapest/Ungarn). 1992–1997 Sprecher des interdisziplinären Graduiertenkollegs „Integrationsforschung“ an der Universität Hamburg. Seit 1992 Direktor am Institut für Integrationsforschung der Stiftung Europa-Kolleg Hamburg. Forschungsschwerpunkte: Internationales Wirtschaftsrecht; ökonomische Rechtstheorie. – Adresse: Universität Hamburg, Fachbereich Rechtswissenschaft, Edmund-Siemers-Allee 1, 20146 Hamburg.

Ich hatte mir nach vielen Jahren der wissenschaftlichen Beschäftigung mit den internationalen Wirtschaftsbeziehungen vorgenommen, die verschiedenen Rechtsgebiete, die dafür relevant sind, die aber relativ unverbunden nebeneinander stehen, in einen übergreifenden systematischen Zusammenhang zu bringen und dabei ihre wechselseitigen Beziehungen und

Verknüpfungen herauszuarbeiten. Das schien mir im engeren Rahmen der Rechtswissenschaft aussichtslos zu sein, weil sich Rechtsgebiete wie etwa das Völkerrecht, das Europarecht, das Außenwirtschaftsrecht, das Internationale Privatrecht, das Internationale öffentliche Recht, die Rechtsvergleichung usw. als relativ scharf voneinander getrennte rechtswissenschaftliche Disziplinen etabliert haben mit jeweils eigenen Wertungen, Prinzipien, rechtlichen Gestaltungsformen und dogmatischen Figuren. Daher ist auch die spezifische Art juristischer „Theorien“, die dem Zweck der Explikation normativer Prinzipien und der Herstellung begrifflicher Konsistenz dienen, kaum geeignet, die disziplinären Grenzen der einzelnen Rechtsgebiete zu überwinden. Die Trennung der juristischen Disziplinen ist im übrigen auch wissenschaftsorganisatorisch dadurch zementiert, daß sie auf verschiedene Lehrstühle und Universitätsinstitute verteilt sind, die Querverbindungen systematisch verhindern. Andererseits erfüllen die auf unterschiedliche Rechtsgebiete verteilten rechtlichen Regelungen, die für die internationalen Wirtschaftsbeziehungen relevant sind, je für sich immer nur bestimmte Teilfunktionen im umfassenderen Gesamtzusammenhang dieser Beziehungen. Es erschien mir daher von der Sache her unvermeidlich, die Interdependenz der rechtlichen Teildisziplinen von einem Standpunkt außerhalb der Rechtswissenschaft zu thematisieren.

Zu diesem Zweck galt es also, einen außerrechtlichen theoretischen Rahmen zu finden, der für die Darstellung des funktionellen Gesamtzusammenhangs, der mir vorschwebte, angemessen war. Aufgrund früherer Beschäftigung mit der modernen Institutionenökonomik schien mir dieser Ansatz besonders geeignet. Die Ökonomie läßt sich als Entscheidungstheorie begreifen, aus deren Sicht Rechtsnormen institutionelle Bedingungen für – aber auch das Ergebnis von – Entscheidungen sind. Die Institutionenökonomik präsentiert sich zwar heute in einer Vielzahl unterschiedlicher Richtungen (ökonomische Analyse des Rechts, Property Rights Theorie, Transaktionskostenanalyse, Public Choice Theorie bzw. Neue Politische Ökonomie, Konstitutionenökonomik usw.). Aber sie alle werden durch ein einheitliches methodisches und verhaltenstheoretisches Paradigma zusammengehalten. Es verbindet einen methodischen Individualismus mit der heuristischen Annahme, daß sich Individuen bei ihren Entscheidungen im Prinzip eigennützig und – in den Grenzen ihrer Möglichkeiten – rational verhalten. Rechtlichen Regelungen wird demgemäß eine den Interessen von Individuen dienende Funktion zugeschrieben. Sie ermöglichen und erleichtern rationales Entscheidungsverhalten. Im Prinzip läßt sich die gesamte Rechtsordnung unter diesem Blickwinkel analysieren. Da insbesondere wirtschaftliches Handeln als rationales Entscheidungsverhalten interpretiert wird, bietet sich die Institutionenökonomik an, um die rechtlichen Regelungen, die für das Wirtschaften im

allgemeinen – und das internationale Wirtschaften im besonderen – relevant sind, in einen funktionalen Gesamtzusammenhang einzuordnen.

Mein Vorhaben verlangte eine doppelte interdisziplinäre Synthese: nämlich einen Brückenschlag zwischen unterschiedlichen rechtlichen Disziplinen sowie die Zusammenführung unterschiedlicher institutionen-ökonomischer Erkenntnisse – und das auch noch aus einer globalen Perspektive. Ich hatte wenig Hoffnung, ein derart umfangreiches Projekt im normalen Universitätsbetrieb in absehbarer Zeit durchführen zu können. Die Einladung an das Wissenschaftskolleg bot mir daher eine hochwillkommene Chance dazu, und das gerade zur rechten Zeit. Denn inzwischen war etwas geschehen, was mich zunehmend nervös machte: der Begriff „Globalisierung“ war in Umlauf gekommen. Er kam mir einerseits sehr gelegen, weil er meiner Vorstellung von einem umfassenden Zugriff auf die weltwirtschaftlich relevanten Rechtsgebiete zu entsprechen schien. Was ich mir vorgenommen hatte, ließ sich jetzt als Suche nach den „rechtlichen Grundlagen der Globalisierung“ formulieren. Der Begriff „Globalisierung“ schien mir aber auch anzudeuten, daß spätestens jetzt der geeignete Zeitpunkt für mein Projekt gekommen war.

Die Vorwirkungen der Einladung ans Wissenschaftskolleg waren erheblich: Ich mußte dafür sorgen, daß ich mich wirklich auf mein Vorhaben würde konzentrieren können und daß mir die kostbare Zeit am Wissenschaftskolleg nicht – wie so manches Freisemester in der Vergangenheit – durch die Erledigung vieler kleiner liegengebliebener Verpflichtungen zwischen den Fingern zerrinnen würde. Ich mußte zum ersten Mal etwas lernen, was mir immer sehr schwer gefallen war, nämlich „nein“ zu sagen: „nein“ zur Übernahme neuer Publikationsverpflichtungen, „nein“ zu Vortragseinladungen, „nein“ zur Teilnahme an diversen Tagungen, „nein“ – und das fiel mir schon leichter – zur Annahme neuer Doktoranden, „nein“ – und das sagte ich schon mit großer Genugtuung – zur weiteren Beteiligung an diversen Ausschüssen und Kommissionen. Vor allem aber: was in Arbeit war, mußte unbedingt bis zum Tage X (als den ich für mich exakt den 1. Oktober 1997 bestimmt hatte und keinen Tag später!) erledigt sein. Am 30. September 1997 war der Rücken endlich frei für die Dinge, die da kommen sollten. Am Tag darauf der Einzug ins Wissenschaftskolleg. Endlich konnte die Arbeit beginnen.

Ich versuchte, mir erst einmal einen Überblick über die inzwischen schon entmutigende Flut von Publikationen zum Thema „Globalisierung“ zu verschaffen. Die Spreu ließ sich aber schnell vom Weizen trennen, weil es wenig Weizen gab. Für unzählige populärwissenschaftliche Autoren ist der neue Begriff „Globalisierung“ von vornherein negativ besetzt und erfüllt im Grunde nur eine strategische Bedeutung als Projektionsfläche für alte Ängste und Befürchtungen der unterschiedlichsten Provenienz. An

Büchern, die mehr Auskunft über die Befindlichkeit der Verfasser geben als über den Gegenstand, den sie zu traktieren vorgeben, verlor ich bald das Interesse. Da es mir jedenfalls nicht darum ging, in die vielen kassandrischen Chöre einzustimmen, sondern – vielleicht etwas altmodisch und bieder – nach den rechtlichen Strukturen zu fragen, die eine Globalisierung der Wirtschaft überhaupt ermöglichen, zog ich mich schnell auf die ökonomische und juristische Fachliteratur zurück.

Um zu klären, ob mit dem Begriff „Globalisierung“ etwas Neues bezeichnet wird, oder ob es sich nur um ein neues Etikett für vertraute Inhalte handelt, muß man die Frage beantworten, ob die Staatsgrenzen eine ökonomische Bedeutung gehabt haben, die sie heute nicht mehr besitzen. Diese Frage zielt auf das prinzipielle Verhältnis von Staat und Wirtschaft, genauer: von Rechtsordnung und Wirtschaftsordnung. Dieses Verhältnis hat sich nun in der Tat verändert. Während die Nationalstaaten traditionell ihre Staatsgrenzen auch als Wirtschaftsgrenzen definiert und sie entsprechend kontrolliert haben, sind sie jetzt im Begriff diese Kontrollen aufzugeben und die Staatsgrenzen ökonomisch irrelevant zu machen. Die Staaten ziehen sich m. a. W. aus der wirtschaftspolitischen Steuerung des grenzüberschreitenden Wirtschaftsverkehrs zurück. Was bleibt, sind die wirtschaftlichen Transaktionen zwischen Wirtschaftssubjekten, die es natürlich immer schon gab. Denn internationale Wirtschaftsbeziehungen waren zu keiner Zeit Beziehungen zwischen Regierungen, sondern zwischen Unternehmen. Aber die Regierungen waren gewissermaßen stets „mit von der Partie“, als Zöllner, als Kontrolleure, als Regulatoren. Das hat sich geändert. Es ist daher immer weniger sinnvoll, den weltwirtschaftlichen Handlungszusammenhang aus der Perspektive der Staaten zu betrachten und ihn als ein Geflecht *internationaler* Beziehungen zu definieren. An die Stelle tritt heute die Betrachtung aus der Perspektive der Wirtschaftssubjekte. Dann aber werden *internationale* Wirtschaftsbeziehungen zu *interpersonalen* Wirtschaftsbeziehungen. „Globalisierung“ bezeichnet daher nicht irgendeine quantitative Veränderung der Weltwirtschaft, die sich in Export- und Investitionsstatistiken niederschlägt. Es geht vielmehr um einen Wechsel der *Perspektive*, unter der die weltwirtschaftlichen Zusammenhänge betrachtet werden. Die Gliederung der Welt in eine *Vielheit* von Staaten tritt in den Hintergrund, und der Blick wird gelenkt auf die *Einheit* einer Weltwirtschaftsgesellschaft als eines Interaktionszusammenhangs zwischen Privatrechtssubjekten.

Keine Wirtschaft und keine Gesellschaft ohne Recht! Juristen und Ökonomen haben seit Jahrzehnten die Wechselbeziehungen analysiert. Allerdings sind Rechtsordnung und Wirtschaftsordnung gewöhnlich immer nur im nationalstaatlichen Kontext miteinander in Beziehung gesetzt worden. Man ist also stillschweigend von einem Raum ausgegangen, der

durch Grenzen nicht geteilt ist. Wenn es aber zutrifft, daß mit dem Begriff „Globalisierung“ ein die Staatsgrenzen überwindender Perspektivwechsel bezeichnet wird, dann ist der Weg dafür frei, das Verhältnis von Rechtsordnung und Wirtschaftsordnung auf globaler Ebene zu thematisieren. Allerdings gibt es kein Entrinnen aus der Staatlichkeit des Rechts. Die „Globalisierung“ akzentuiert also unvermeidlich das grundlegende Spannungsverhältnis zwischen einer „grenzenlosen“ Wirtschaft und den staatlichen Grenzen des Rechts. Gerade das fordert aber zu der Überlegung heraus, wie es denn denkbar ist, daß auf der Grundlage staatlicher Rechtsordnungen eine globale Wirtschaftsordnung entstehen kann. Dieser Frage bin ich nachgegangen, indem ich die Regelungen der einzelnen Rechtsgebiete auf ihre Funktion im Weltwirtschaftssystem und auf die Bedingungen der Möglichkeit ihrer Universalisierung hin befragt habe.

Die Institutionenökonomie geht davon aus, daß das Recht die Aufgabe hat, einerseits eine „Allokationsordnung“, andererseits eine „Verteilungsordnung“ zu etablieren. Im Rahmen der „Allokationsordnung“ geht es um die Organisation der Produktion von „privaten“ und „öffentlichen“ Gütern (Kollektivgütern). Ich versuche nun zu zeigen, welchen Beitrag die einzelnen Rechtsgebiete zur Institutionalisierung solcher Ordnungen auf globaler Ebene leisten und welches Universalisierungspotential in ihnen angelegt ist. Die Ergebnisse sind ganz unterschiedlich. So hat sich das „Privatrecht“, das (mit seinen Eigentums- und Vertragsnormen) die Grundlage aller Markttransaktionen ist, in einer langen Entwicklung aus der staatlichen Souveränität gelöst, so daß die nationalen Privatrechtsordnungen heute auf der Grundlage der Regeln des „Internationalen Privatrechts“ praktisch unbegrenzt universalisierbar sind. Private Eigentums- und Vertragsrechte werden in allen Staaten grundsätzlich unabhängig davon geschützt, nach welcher nationalen Rechtsordnung sie begründet worden sind. Anders sieht es im „öffentlichen Recht“ aus, das die Grundlage des rechtlichen Schutzes von Kollektivgütern (z. B. der Umwelt) ist; denn öffentlichrechtliche Normen sind gewöhnlich Ausdruck des territorial begrenzten einzelstaatlichen Willens, wie er sich im politischen Prozeß herausbildet. Dasselbe gilt für die Maßstäbe der Verteilungsgerechtigkeit, der bestimmte (z. B. sozialrechtliche) Umverteilungsmaßnahmen dienen. Die Universalisierung von Rechtsnormen, die dem Schutz von Kollektivgütern oder sozialpolitischen Zwecken dienen, setzt staatenübergreifende inhaltliche Konsense voraus, die dann in völkerrechtlichen Übereinkommen ihren rechtsverbindlichen Ausdruck finden. Solche Konsense sind aufgrund der Struktur politischer Entscheidungsprozesse in globalem Maßstab nicht ohne erhebliche Schwierigkeiten zu erreichen (man denke nur an die globale Umweltpolitik oder gar an eine globale Sozialpolitik). Demgegenüber sind Markttransaktionen nicht auf inhaltliche

Konsense zwischen den Tauschpartnern angewiesen, sondern können sich auf die Einhaltung formaler Regeln beschränken. Aus diesem Grunde besitzt die Allokationsordnung für „private“ Güter einen wesentlich höheren Universalisierungsgrad als eine entsprechende Allokationsordnung für „öffentliche“ Güter oder gar eine sozialpolitische Verteilungsordnung. In jedem Fall bedarf es aber der Staaten als den Inhabern des Gewaltmonopols; denn die Rechtsdurchsetzung liegt letztlich in ihren Händen. Das gilt grundsätzlich auch für das Privatrecht, wenngleich im Zuge der Globalisierung von den beteiligten Wirtschaftssubjekten selbst Mechanismen wie die Internationale Schiedsgerichtsbarkeit entwickelt worden sind, die einen Rückgriff auf staatliche Gerichte zunehmend überflüssig machen.

Im Ergebnis habe ich am Wissenschaftskolleg mit meiner Arbeit den Stand erreicht, den ich erreichen wollte, was auch heißt: mein Projekt ist noch nicht beendet, aber doch an einem Punkt angekommen, von dem aus sich das Ende absehen läßt. Dazu hat nun keineswegs nur die unvergleichliche Arbeitsatmosphäre im Kolleg beigetragen, sondern auch die Kommunikation mit den anderen Fellows. Sie haben mich mit vielfältigen kritischen Fragen konfrontiert. Ein Teil der Diskussionen hat auch über die disziplinären Fachgrenzen hinweg nicht unwesentlich zur Klärung meiner Konzepte beigetragen. Es war ein beglückendes intellektuelles Erlebnis zu sehen, daß es zwischen der Rechtswissenschaft, der Ökonomie und anderen Sozialwissenschaften vielfältige Anschlußchancen gibt, deren Wahrnehmung allerdings voraussetzt, daß die Beteiligten bereit sind, sich aufeinander einzulassen. Diese Bereitschaft ist noch immer zu gering ausgebildet. Schlimmer noch: Das gute Gewissen mancher, die glauben, mit einem beliebigen sozialwissenschaftlichen Ansatz (welchem auch immer) über die fachspezifischen Erkenntnisse anderer Disziplinen hinwegsehen zu können, hat zur Folge, daß bloß vorurteilsbeladenes Alltagswissen zum Ausgangspunkt der eigenen Überlegungen gemacht wird. Dabei wird die Notwendigkeit der interdisziplinären Rückversicherung oft gar nicht mehr wahrgenommen. Es besteht die Gefahr, daß anstelle disziplinärer Spezialisierung nun das Gegenteil, nämlich das Dilettieren auf fachfremden Gebieten, zur Tugend erhoben wird. Damit werden nur alte Beschränktheiten durch neue ersetzt. Aber auch das war eine produktive Erfahrung: Mit der Unvermeidlichkeit einer Entwicklung, in der die Konturen zwischen den Disziplinen verschwimmen und die einzelnen Fachwissenschaften nur noch „in context“ betrieben werden können, wächst die Notwendigkeit einer neuen Bescheidenheit des Wissenschaftlers im Hinblick auf Fragen, zu denen die etablierten Disziplinen eben doch schon sehr viel gesagt und zu sagen haben. Ich wünsche dem Wissenschaftskolleg, daß es seine Gratwanderung zwischen interdisziplinärer Offenheit und disziplinärer Seriosität weiterhin erfolgreich fortsetzt.

Wolf Biermann

Vom Sinn eines schönen Scheiterns



Geboren 1936 in Hamburg. 1953 Übersiedlung in die DDR. 1955–57 Studium der Wirtschaftswissenschaften an der Humboldt-Universität Berlin. 1957–58 Regieassistent am Berliner Ensemble. 1959–63 Studium der Philosophie und Mathematik an der Humboldt-Universität. Abschluß als „Diplom-Philosoph“. 1961–63 Gründer und Leiter des b.a.t. (Berliner Arbeiter- und Studententheaters). Ab 1961 Schriftsteller, Liedermacher, Übersetzer, Essayist. Ab 1965 Berufsverbot in der DDR. November 1976 Ausbürgerung aus der DDR. Seitdem in Hamburg. Wichtige Publikationen: *Die Drahtharfe. Mit Marx- und Engelszungen. Für meine Genossen. Deutschland – ein Wintermärchen. Berichte aus dem sozialistischen Lager. Preußischer Ikarus. Verdrehte Welt, das seh' ich gerne. Affenfels und Barrikade. Klartexte im Getümmel. Über das Geld und andere Herzensdinge. Der Sturz des Daedalus. Großer Gesang vom ausgerotteten jüdischen Volk. Alle Lieder. Alle Gedichte. Wie man Verse macht und Lieder – eine Poetik in acht Gesängen.* – Adresse: Hohenzollertring 9, 22763 Hamburg.

Ich lege also dem Wissenschaftskolleg hier meinen Arbeitsbericht vor, damit ich mit den anderen Schmetterlingen des Jahres 1997/98 (Goethe: „Erst auf der Nadel wirds interessant!“) in die obligate Sammlung kommen kann.

Der Vertrag knebelt mich so liebenswürdig harmlos, und ich will denn diese wirklich bescheidene Verpflichtung endlich und gern erfüllen und bitte beim Rektor um Nachsicht für meine laxen geistigen Zahlungsmoral – zahle aber Verzugszinsen, indem ich ein Sonett von John Donne anfüge, das nicht von schlechten Eltern ist.

Eigentlich hatte ich in diesem Berliner Jahr hauptsächlich das tun wollen, wozu mich schon Anfang der achtziger Jahre Manès Sperber drängte: Schreiben Sie Ihr Leben auf! Ich hatte dem Alten damals in der Rue Notre Dame des Champs entgegengestottert: Aber ich bin doch noch nicht alt genug... Er aber belehrte mich: „Unsinn, es ist höchste Zeit! Seine

Lebenserinnerungen muß man schreiben, solange man selbst noch was davon lernen kann!“

Dieses Jahr habe ich nun endlich am Wissenschaftskolleg damit angefangen. Ich fürchtete aber, mir damit eine Rute über den Hintern zu binden, die mir noch weh tun könnte. Mir graute auch vor einer fetten Zeitsente: Biermann schreibt seine Memoiren!

Immerhin las ich, auch um mit meinem Gedächtnis kritisch zu vergleichen, zum ersten Mal meine eigenen Tagebücher, die ich seit dem Jahre 1954 ununterbrochen führe. Diese über hundert Bücher haben sich in dem Maße, wie ich seit vielleicht 1960 in meinen Beruf geriet, mehr in eine Art *notebooks* verwandelt. So legte ich also im babylonischen Jahr am Berliner Wissenschaftskolleg das Fundament für einen Turmbau, der auch nicht in die Wolken wachsen wird.

Ich hatte aber, um mich bedeckt zu halten, für den Rektor Lepenies in mein Aufnahmeformular in die Rubrik Arbeitsprojekt so was hineingeschrieben wie: Arbeiten an der Übersetzung der Sonette von Shakespeare. Es ist wahr: Seit Jahren versuche ich mich an diesem Projekt. Ich brachte immerhin einen Sack voll dieser Sonette, die ich schon ans deutsche Land gezogen hatte, mit nach Berlin und wollte nun unter dem Schutzdach eines komfortablen Stipendiums auch mit meiner Shakespeareerei in Ruhe weitermachen.

Natürlich wagt kein Wissender sich aus Langeweile oder aus Übermut an solch ein Werk. Ich tue es, weil ich der zutiefst bescheidenen Meinung bin, ich könnte es besser machen als alle anderen vorher. Ein Dichter, ein Nachdichter, der heutzutage in Deutschland die 154 Sonette von William Shakespeare übersetzt, tut, das ist clear as mud, das Unoriginellste, was sich denken läßt. Es gibt ja hunderte Beispiele gedruckter Versionen, und in den Dichterschubladen liegen abertausend Versuche. Kaum ein ehrgeiziger Reimeschmied, der nicht irgendwann mal gewagt hätte, dieses alte englische Eisen zum Glühen zu bringen und dann in eine deutsche Form zu hämmern. Vom lyrischen Handwerk her gesehen, ist dies vielleicht das allerschwerste aller poetischen Kunst-Stücke. Es geht eigentlich gar nicht, es kann nicht gehn.

Die Gründe seien hier nur angedeutet: Erstens, weil der Elisabethaner so ein gewaltiger Dichter ist. Da aber eine Übersetzung mindestens besser sein muß als das Original, ist man bei diesem Shakespeare schon gescheitert, von Anfang an. Und zweitens: Die deutsche Sprache ist nun mal um ein Drittel länger als die englische. Die Form des Sonetts ist aber fest wie ein eiserner Kasten und soll es auch sein und bleiben. Grade in dieser Fesselung lockt ja der Triumph der entfesselten Freiheit. Und weil Shakespeare die gegebene Form obendrein vollstopft ohne einen einzigen Buchstaben, der als Füllsel beim Übersetzen weggelassen werden könnte, steht

jeder literarische Transportarbeiter beim Packen vor einer unlösbaren Aufgabe.

So habe ich denn in den ersten Berliner Monaten auch eine Handvoll der Sonette neu übersetzt und habe zugleich Material gesammelt für einen Essay, in dem bewiesen werden soll, daß das, was mir da wunderbar gelungen ist, eigentlich gar nicht gelingen kann – und deshalb eben: wunder-bar.

Aber ich ermüdete bei dieser Tortur. An vier Zeilen saß ich manchmal drei Tage lang wie eingepreßt in den Stock aus Reim und Rhythmus. Das gesellige Essen mit den Fellows schmeckt viel zu gut. Die Tischtennisplatte lockt zu einem Diskurs unter Intellektuellen, bei dem es endlich mal einen klaren Sieger gibt. Die Gespräche mit all diesen vertraut gewordenen Fremden verführen zum geistigen Schlendern.

Ich weiß ja: cor ne edito – friß nicht dein eigenes Herz! – Aber dann nagt doch der Selbstzweifel: Warum verplempere ich als kleiner Mensch „meine Zeit, die auf Erden mir gegeben war...“ mit Versen eines Gottes, der meiner nicht bedarf.

Dann begannen, auch das sei in einem Arbeitsbericht ordentlich erwähnt, arbeitsfeindliche Attacken von irgendwelchen Möchtegernmördern. Das ging so monatelang. Mich terrorisierten Telefonanrufe, Briefe und Faxe mit Drohungen. Beruhigend daran: es kam aus der Richtung meiner treuen alten Todfeinde in DDR-Zeiten.

Die Kriminalisten vom ZERV (auf Deutsch, ich glaube: Zentrale Erfassungsstelle für Wiedervereinigungs- und Regierungskriminalität) installierten in meinem Büro im WK eine Fangschaltung, auch eine Telefonabhöranlage. Es war wie ein ironisches Zitat aus DDR-Zeiten, wo meine Wohnung in der Chausseestraße bis ins Klo und in die Küche von den Abhörspezialisten des MfS verwandt worden war. Nun aber waren die Spezialisten der Staatsmacht immerhin schon auf meiner Seite. Insofern erlebten wir am Kolleg ein hübsches Beispiel für einen gesellschaftlichen Fortschritt in Deutschland – trotzallem.

Uns gelang es denn auch, etliche dieser Anrufe auf Tonband aufzunehmen. Die Fangschaltung funktionierte und fing dies und jenes Telefon ein, von dem aus die Morddrohungen an mich kamen. So wurde ich dann eine Zeitlang mit Polizeischutz in kugelsicheren Limousinen durch Berlin gekutscht. Man lächelt in solcher Situation und spielt womöglich auch sich selbst den Eisernen Gustav vor, man läßt die Kinder nichts und die Freunde nur wenig merken, aber in Wahrheit zittert das Herz doch.

Mich freute ein Wink des Rektors – er bat mich, für das Kolleg und seine gelegentlichen Gäste aus der Stadt einen großen Heine-Abend zu gestalten. Ich bereitete mich darauf lange genug vor und lieferte ein

Programm ab, das ich auch zukünftig in jedem normalen Theater darbieten könnte und werde das wohl auch bei Gelegenheit tun.

Dennoch wurde mir schwumrig bei dem Gedanken, daß ich ja im Sinne einer Entziehungskur mir für diese Zeit am Wissenschaftskolleg jegliche Konzerte verboten hatte. Immerhin das erste Mal seit über 20 Jahren gab ich meinem Affen nicht den gewohnten Zucker. Seit meinem Kölner Konzert 1976 hatte ich mich ja fast ohne Unterbrechung als Mietkünstler herumgetrieben. Nun fehlte mir mein Publikum. Ich kam mir vor wie ein Seiltänzer, dem seine Balancierstange aus der Hand gerutscht war. Also ließ ich mich einmal dann doch treiben vom Zufall: „Brecht 100 Jahre! An der Akademie der Künste im Hanseatenweg lieferte ich einen Konzertabend mit Liedern und Gedichten unter dem Titel: Brecht, deine Nachgeborenen“ – also ein Programm nicht nur mit Brechttexten. Das ideologisch verminten Terrain der *widervereinigten* Akademie lieferte mir eine ideale Arena für einen lebendigen Brecht, eine Gelegenheit auch für uns, seine streitbaren Nachgeborenen. Der Mitschnitt dieses Abends wird demnächst als Doppel-CD erscheinen.

Aber solche Lazzi sind nichts Handfestes, nichts Haltbares, sowas ist alles nur Gaukler-Schnickschnack auf der Bühne. Und so ging es mir wie wohl manchem Fellow: Gegen Ende des Jahres kommt der Schrecken darüber, daß man eigentlich gar nichts geschafft hat: Die Schande, versagt zu haben. Man schämt sich womöglich auch für ein vertanes Schmarotzerjahr. Solche diffusen Ängste verpaßten mir einen heilsamen Schock. Und so kippte ich über in eine ganz und gar nicht diffuse, sondern stringente Arbeitswut. Ich geriet gradezu glücklich in eine fast manische Dichterei und war endlich wieder bei mir selber. Ich verfaßte in den letzten 6 Wochen einen ganzen „Berliner Bilderbogen“ – also Lieder und Gedichte im Sinne einer heimatlosen Heimatdichtung.

Immerhin war ich nach so langer Zeit des deutsch-deutschen Exils zum ersten Mal wieder in der Stadt gelandet, in der ich ICH wurde. Da aber in meiner alten Ostberliner Wohnung in der Chausseestraße 131 seit der Wende ein unverwüstlicher MfS-Spitzel, ein fröhlicher Pressesprecher der PDS haust, und weil auch etliche Versuche, in Ostberlin wieder Fuß zu fassen mir mißlungen waren, dachte ich: Wenn ihr Lumpen mir meinen kleinen Teil von diesem Riesencaff nicht zurückgebt, dann nehme ich mir eben die ganze Stadt.

Ich habe ja für diese Strategie der Inbesitznahme mit künstlerischen Waffen ein lehrreiches Beispiel: der französische Poète-Chanteur Aristide Bruant hat um die Jahrhundertwende sich die ganze Stadt Paris unter den Nagel gerissen. Jedesmal die Refrainzeile in seinen vielen Chansons bezeichnet nämlich einen Ort in der großen Stadt: Die Bastille, den Bois de Boulogne, die Schlachthöfe in La Villette, den Strich am Mont-

parnasse, in Belleville Menilmontant, die Rue Saint-Vincent. Vaudevilles über den Ludenkönig an der Glacière, Milieu-Moritäten über den Knast in Saint-Lazare, Kaschemmenlyrik über das Pennerasyl in La Chapelle oder das Lied über den Bois d'Vincennes, wo Napoleon den gekidnappten Bourbonen, den tapferen jungen Duc d'Enghien abschlachten ließ.

So habe ich nun ein entsprechend dickes Bündel neuer Lieder in der Wallotstraße zustandegebracht. Ein Lied über die Synagoge in der Oranienburger Straße, über das sowjetische Ehrenmal in Treptow, über die Potse beim Landwehrkanal, ein Gedicht über einen Jecken aus Moabit, einen Gesang über einen keinortigen Allort im Grunewald, einen Calypso über die Kids auf dem Käthe-Kollwitz-Platz im Prenzlberg, einen Song über eine verwaiste Soldaten-Mutter in Weißensee, und ein chansonartiges Lied über meinen alten Kiez Mitte Berlin. Auch Mielkes Folterknast in Hohenschönhausen habe ich eine Ballade gewidmet, über die legendäre Studentenkeiße „116“ auf der Friedrichstraße schrieb ich eine sentimentale Moritat. Und erwähnen will ich die Tittentirade bei Gelegenheit zweier Liebender am Ufer der Havel. Über Brecht und die Weigel im Hinterhof Chausseestraße 125 wird dem Kunden auch frische Poesie angeliefert.

Wenn ich zu all dem Neuen nun auch noch die uralten Lieder vom preußischen Ikarus auf der Weidendammer Brücke über der Spree nehme und das Lied über den Hugenottenfriedhof und dazu die zärtliche Klamotte über den jungen Biermann und seine schöne Dicke auf dem Mont Klamott, na dann habe ich auch meine Duftmarke an manchem Hundestein in Ost- und Westberlin gesetzt und kann seelenruhig mein Fischkopfleben in Hamburg-Altona genießen.

Ein Freund von Manès Sperber, der skeptische Philosoph Emile Cioran, schrieb die tröstliche Halbwahrheit: „Einzig das, was wir nicht zustande gebracht haben, was wir nicht zustande bringen konnten, ist für uns von Bedeutung, so daß von einem Leben nur das zurückbleibt, was es nicht gewesen ist.“ – Nun ja und mit Verlaub: für uns selbst „von Bedeutung“, das mag sogar schmerzhaft stimmen. Aber wir haben doch alle den Ehrgeiz, gelegentlich etwas zu schaffen, was auch für die andern von Bedeutung sein kann. Und nun merke ich, wie gut mir doch dieses Scheitern am Wissenschaftskolleg war, denn es prügelte mich in einen Furor poetischer Produktion.

Also lege ich meinem Arbeitsbericht ein Heft mit der neuesten Arbeitsfassung der neuen Texte bei und dazu ein Tonband mit den Musiken, die allerdings in dieser Version noch nicht aus-arrangiert und bestmöglich gesungen sind. Das dauert noch bis zum nächsten Herbst, wenn dieser Berliner Bilderbogen unter dem Titel „Paradies uff Erden“ als CD auf den Markt kommen soll. Bis dahin probiere ich immer einige der neuen Lieder

in Konzerten vor meinem Publikum aus. Aus den Gesichtern dieser Menschen flackert mir auch noch manche Inspiration.

Und was bewegt mein Gemüt zwischen all den Konzerten, die mich wieder wie einen Knallfrosch durch die Welt treiben? Ich rede mit meiner Frau Pamela in Altona am Elbestrand wehmütig von einigen Fellows aus Heidelberg und Japan und New York und Berkeley und Indien und Rußland, die wir nun nicht mehr so bequem treffen können.

Aber es gibt ja die Post, das Telefon, das Fax und die E-Mail. Die immer und immer noch ein letztes Mal verbesserten Fassungen der neuen Texte lassen sich ja schnell und billig transportieren zu den neugierig gemachten neuen Freunden. Und es gibt zur Not, in der wir nicht sind, ja auch das Fluchzeug.

Ohne dieses Jahr in Berlin wäre mir die Konfrontation mit manch vertrautem Freund und mit etlichen Hinterbliebenen der Nomenklatura in Ostberlin erspart geblieben. Und das bedeutet: mir wäre dieser bedeutende Stoff womöglich verloren gegangen. Nein, es war no wasted time. Wir erinnern uns an dieses Jahr in der Idylle des Kollegs, wie es in einem der neuen Lieder heißt:

Mit Wehmut und auch weißem Neid
Genieß ich schwarze Nostalgie...

Ja, lieber Wolf Lepenies, lieber Peter Wapnewski, liebe Barbara Sanders, liebe Christine von Arnim, lieber Chef de Cuisine und liebe Frau Kiese-wetter – ich denke an Sie alle mit einer nicht hierarchisch geordneten Dankbarkeit und freue mich über das fruchtbare Jahr in diesem weltoffenen Haus mit all seinen Lebendigen.

John Donne

Holy Sonnet XIV

Batter my heart, three person d'God; for, you
As yet but knocke, breathe, shine, and seeke to mend;
That I may rise, and stand, o'erthrow mee, and bend
Your force, to breake, blowe, burn and make me new,

I, like an usurpt towne, to another due,
Labour to admit you, but Oh, to no end,
Reason your viceroy in mee, mee should defend,
But is captiv'd, and proves weake or untrue,

Yet dearely I love you, and would be loved faine,
 But am betroth'd unto your enemie:
 Divorce mee, untie, or breake that knot againe,

Take mee to you, imprison mee, for I
 Except you enthrall mee, never shall be free,
 Nor ever chaste, except you ravish mee.

Rohübersetzung in einer E-Mail von Hannes Stein aus Jerusalem

Renne mit dem Rammbock an gegen mein Herz, du Gott-aus-drei-Personen; denn bis jetzt klopfst du nur sacht an, atmest, scheinst und suchst, mich zu bessern; damit ich mich erheben kann – und stehen –, wirf mich um; und sammle deine Kraft (lenke sie in die Bahn), um zu zerbrechen, zu blasen (stuermen), zu verbrennen und mich neu zu machen. – Wie eine belagerte Stadt, die einem anderen tributpflichtig ist, muehe ich mich („Labour“ auch: Wehen haben), dich einzulassen, aber ach! ohne Erfolg: die Vernunft, dein Vizekoenig in mir, sollte mich verteidigen, ist aber gefangen und erweist sich als schwach oder verraeterisch / untreu. – Doch von Herzen (sehr) hab ich dich lieb und moechte gern wiedergeliebt werden, bin aber Deinem Feind versprochen (mit ihm verlobt); (ehe)scheide mich von ihm, knuepfe diesen Knoten wieder auf, oder zerschlage ihn; nimm mich zu Dir, nimm mich gefangen, denn wenn Du mich nicht fesselst, werde ich nie frei sein – noch jemals keusch, es sei denn, Du vergewaltigst mich.

sogar in dieser helterskelter prosa-uebersetzung schimmert durch, dass das ganz grosse poesie ist. monumental.

du verstehst: die sexuelle metaphor (ich bin die frau, nimm mich schon endlich), die militaerische metaphor (ich die stadt, die einem anderen gehoert, brich endlich meine toere auf) – sie ueberlagern einander so perfekt, dass sie schliesslich eins und dasselbe werden –

und dahinter darunter darueber: die naivste, schlichteste, gar nicht gekuenstelte herzensfroemmigkeit. die anruehendste zeile des gedichts ist auch die unpoetischste: „Yet dearely I love you and would be loved faine“ –

sie wirkt aber in ihrer schlichtheit nur durch die raffinierte umgebung. in diesem sonett, so kommt es mir vor, erreicht donne das niveau, die wucht der psalmen.

Holy Sonnet XIV

Mit deinem Rammbock brich mein Herz, Gott mach mir Qual
 Dreifacher Sanfter du! Klopf nicht nur sachte an,
 Um mich zu bessern, aufzurichten. Nein! Geh ran!
 Zerschmettre! Brenne! So erschaffe mich nochmal

Wie 'ne berannte Stadt in fremder Hand bin ich
 Hingeben möchte ich mich dir – doch schaff ich's nicht
 Dein Vize, die Vernunft verfinstert mich mit Licht
 In mir ist sie befangen, kneift, läßt mich im Stich

Von Herzen lieb ich dich und bitt: Lieb du auch mich
 Verkuppelt wurd ich an dein' Feind. Ich bin bereit
 Entbinde mich, los! Lös den Knoten! So komm ich

Zu dir. Ja, unterwirf mich, wie nur du es kannst
 Du mußt mich fesseln, anders werd ich nie befreit
 Keusch werd ich erst, wenn du mich lustvoll übermannst

Auch wenn ich nie an irgendeinen Gott glaubte – diese Gewissensnot ist mir vertraut. Menschen meiner Art zitterten in der Stalinzeit um den Verlust des Glaubens an den Kommunismus. Die Vernunft in uns nährte den Zweifel an der Partei, die eben nicht immer Recht haben konnte. Wir zweifelten – erst zaghaft, dann radikaler – auch an Marx, der gewiß kein Marxist war und dessen Lebensmaxime ja lautet: An allem zweifeln! Insofern ist dieses 450 Jahre alte Sonett nicht raus aus unserer Welt, und so lohnt sich die Mühe des Transportarbeiters Biermann.

John Donne lebte in London (1572–1631, d. h. eine halbe Generation nach Shakespeare). Sohn eines Eisenhändlers. Er hat dieses Spottwort nicht in die Welt gesetzt, aber er war der wichtigste Vertreter der „Metaphysical Poets“ („Gehirnweber“, also: Gedichtedichter) und war zugleich der berühmteste anglikanische Oberhirte und Prediger seiner Zeit (an der St. Pauls Cathedral predigte er für König Karl I.). Als Poet wurde John Donne sogar von seinen Feinden bewundert.

In diesem Sonett kämpft ein aufgeklärter Mensch mit den Waffen der Vernunft gegen seinen Glaubensverlust, den er durch die Macht der Vernunft erleidet. Er will in seiner fast schon femininen Gewissensnot – wenn es anders nicht geht – wie eine Frau vergewaltigt werden von Gott, um seine Unschuld zu behalten: „Aus tiefster Not des Wissens schrei ich zu Dir!“ In diesen 14 Zeilen vibriert eine erotisch aufgeladene Frömmigkeit. Inbrün-

stiges Gebet als Brunst. Die Glaubenswächter der Inquisition würden schreien: blasphemische Pornographie! So könnte man es vielleicht sehn: dieses Sonett schildert die Situation eines geistlichen Ehebruchs. Der Christenmensch John Donne sieht sich hier als Frau, als eine Gott dem Herrn versprochene Ehefrau, die nun aber lesbisch fremd gegangen, verlobt, verkuppelt ist mit der neumodischen Renaissance-Göttin Vernunft. Und so bittet Frau John Donne allen Ernstes ihren eigentlichen Gatten um eine eheliche Vergewaltigung. Ich gebrauche hier – und gewiß nicht um des Reimes willen – das altmodische Wort „übermannen“, während ja in Hannes Steins Rohübersetzung brutaler steht: „vergewaltigen!“. Darum fügte ich zuerst das Wort „blutig“ hinzu, das offensichtlich besonders manchem weiblichen Leser, will sagen: der Leserin, unangenehm ins Gemüt geht, obwohl doch bei einer liebevollen Entjungferung auch Blut fließt, fließen soll! Aber das englische »ravishment« heißt ja manches auf deutsch: Entführung, Schändung, Raub, Vergewaltigung, aber halt auch Entzücken und sogar: Verzückung. Also nun im Sonett: „... wenn du mich lustvoll übermannst“.

Eine Freundin, mit der ich über diese Stelle ein bißchen herumstritt, sagte: So etwas würde eine Frau nie und nimmer sagen: vergewaltige mich! – Stimmt, sagte ich: an dieser Stelle wird schön deutlich, daß der Dichter Donne in der Pose als Gottes Gattin „in echt“ eben doch nur’n Mann war.

Daß Gott der Mann ist, daß dann also die Kirche (bei den Christen) oder Israel (bei den Juden) die Rolle der Frau hat, ist ja die gängige Interpretation für das Hohelied. Und die Stelle „So erschaffe mich nochmal“ erinnert an die Offenbarung Johannis, denn da wird die Stadt Jerusalem als noch einmal neu erschaffen geschildert und erscheint als himmlisch geschmückte Braut Gottes.

Nach seinem Tode erschien ein historisch angelegtes Buch von John Donne, in dem er den Selbstmord verteidigt. In unserem Jahrhundert tat dies ja auch der Philosoph Emile Cioran in Paris, den ich kannte und dem ich mein Lied MELANCHOLIE widmete, John Donnes Apologie des Selbstmordes gipfelt übrigens in der ketzerischen Vermutung, Christus habe Selbstmord begangen. Das ist ein Argwohn, der offenbar den alles Leben heiligenden Prediger Albert Schweitzer von der europäischen Kanzel weg ins afrikanische Lambarene trieb, in die Rolle des Arztes. Ja, der Nazarener brachte sich um, zumindest indirekt, damit „die Schrift sich erfüllet“. Gottes Sohn hatte sich ja in die Gewalt seiner Mörder begeben und keinen Versuch gemacht, sein Leben zu retten. („Soll ich den Kelch denn trinken, den mir mein Vater gegeben hat...“)

Diesen Kelch tranken millionen kommunistische Ketzer, marxistische Zweifler, humane Widersprecher in den Zeiten des rotgetünchten Totalitarismus. Deshalb geht es uns nahe, darum wohl erschüttert uns diese fremde Gewissensnot.

Murat Çizakça

Work and Music in Berlin



Born in 1946 in Bursa, Turkey. Started university education in Vienna at the Hochschule für Welt-handel and at the Konservatorium der Stadt Wien (singing). B.A. (economics) Leicester University, England; M.A. and Ph.D. (economics/economic history) University of Pennsylvania, U.S.A. Various visiting professorships ranging from a week to a year at the International Institute of Islamic Thought and Civilisation, Kuala Lumpur; University of Western Australia, Perth, Istituto di Storia Economica, University of Bari; Consortium of Mediterranean Universities, Ph.D. Program in Mediterranean Economic History held at the University of Valencia, Harvard Law School and others. Major publication: *A Comparative Evolution of Business Partnerships; The Islamic World and Europe, with Specific Reference to the Ottoman Archives* (Leiden: E.J. Brill, 1996). Author of several other books and articles on Ottoman industrial history, the history of inflation, comparative business history, comparative history of Islamic foundations, Islamic banking/economics and modern Islam. – Address: Economics Dept., Bogaziçi University, Bebek 80815, Istanbul, Turkey. E-mail: mcizakca@hotmail.com.

I came to the Wissenschaftskolleg during the second part of a two-year sabbatical leave. Coming from sweltering Kuala Lumpur, where I had spent the first part, Berlin seemed so cool and absolutely European. The foretaste of things to come was revealed to me on my very first night in Berlin when Aziz Al-Azmeh invited me to his place for a meal. He would ask questions and challenge me relentlessly, which I could reply to only with the utmost care and reflection. The whole thing was like music; *staccato*, *allegro* attacks followed by sober thoughts and responses of *adagio*, *legato*...

Everyone in the Kolleg, starting from the kitchen staff all the way up the hierarchy, were all professionals, efficient, polite and helpful. This helped our very rapid adjustment to our new environment. Within a week,

which included finding an international school for my daughter, we had settled and I was ready to work. But which work?

Most of the Fellows who come to the Kolleg have a definite project to complete. My problem was that I had not one, but two! I had completed in Kuala Lumpur a manuscript on the comparative history of Islamic foundations. Although the time span covered was enormous, from the seventh century to the present, the comparison was limited to the Islamic world. So, here in Berlin, I could expand the comparison to include Europe as well. This was one alternative: to write a true opus magnum on the comparative history of charitable foundations.

The other alternative was far more comprehensive. It was to combine everything that I had done until now. As the short CV above indicates, my strength was obviously in the area of institutions and I could approach this field as a historian and then work my way through as an economist. In short, I could satisfy the historian in me by covering a time span of 1400 years of institutional history, and the economist, by always keeping in mind the question of contemporary relevance. Yes, I was beginning to like this idea more and it was becoming clear that I should write an institutional framework for a hypothetical democratic and Islamic government.

When things had progressed this far, I decided to ask outside opinion and followed Jürgen Kocka on a Tuesday post-colloquium lunch and simply sat at his table. Being an economic historian himself, I should have known how he would react, but maybe, I needed someone to react the way I wanted!!! The result is, I shifted to the second alternative and I have been busy at it ever since that faithful Tuesday.

Events soon proved how right Jürgen had been in suggesting that I shift to the second alternative. The Refah, the largest party and the only Islamic one in Turkey, was banned by the secularists, seriously undermining the Turkish democracy. This boosted my determination: I knew I was on to something important. The rough outline of the book became clear quickly. I would start with a series of assumptions: 1. An Islamic party wins the elections and comes to power. 2. An elite settlement takes place and the secularists allow this party to function. 3. The Islamists agree to fulfil two conditions as part of this settlement; they declare their commitment to democracy, that is their willingness to leave government if and when they fail in the future elections, and to respect women's rights. My task and challenge was to draw the institutional framework for such a government. In doing this, I had to ensure that this framework would not contradict the basic teachings of Islam, would be a natural outcome of the evolution of Islamic institutions and at the same time would enable such a government to address the modern needs of contemporary Turkey or, for that matter, any other Islamic country. The last condition

also meant that this framework would also be able to co-exist with the West.

The book would have three parts: in the first part, I would explain the compatibility of Islam and democracy and argue why the Islamists should be willing to commit themselves to leave the government in the event that they fail in future elections. This would also provide a counterargument to the secularist warning; “when Islamists come to power they will hijack democracy”. The second part would concentrate on capital accumulation and the third part on capital redistribution.

After the outline emerged, a long period of intense reading – pure, uninterrupted, blissful – followed. The library was simply superb. I cannot sufficiently describe my gratitude to its staff. About 98% of whatever I ordered was provided within a day or two. Since I ordered in large numbers, I was never without books. Source led to source and soon I felt I was lost in an ocean of knowledge. When confused and depressed, there was Eric Jones always urging me to “float” and Şerif Mardin and Ekkehart Schlicht putting my thoughts into disciplined order. I also cherish those long breakfasts with Weyma Lübbe, who must be the best listener in the world. For a comparative approach, Tapan Raychaudhuri and Mushirul Hasan would provide the Indian, Tonio Hölscher and Cornelia Isler-Kerényi the ancient and Jürgen Kocka and Peter Miller the early modern European perspectives. For totally unexpected bursts of information, nobody could rival Chris Hann and Altan Gokalp, the anthropologists. But it was with Jürgen Kocka and Eric Jones that I got involved in the deepest dialogue. Jürgen would make devastating comments, which I could reply to only after much thinking. Soon I found myself replying to him in writing. He responded in kind and we ended up having several rounds in this manner. Due to Eric’s early return to Australia, we simply had no choice but to correspond. But thanks to e-mail, distance proved no problem whatsoever.

An urgent conference invitation to Kuala Lumpur by the Research Division of the Islamic Development Bank, followed by another one by the Harvard Law School and by Munich University, interrupted my readings but led me to write two articles. The Kuala Lumpur conference, by an incredible coincidence, came at the same time as Wolf Lepenies’s trip to the Far East. So, I was able to meet him at the Shangri La in KL and take him to my old institute, where we had a joint meeting with Professor Naquib al-Attas.

These trips not only interrupted my readings, but also made me miss the *Ring der Nibelungen*, which my wife Kitty had to enjoy on her own. Besides the superb operas and concerts which we frequently visited with the much appreciated help of Barbara Sanders, together we developed a

passion for the museums of Berlin and made a point of visiting one or two every weekend. As far as we are concerned, this was the basic difference between Kuala Lumpur and Berlin; in the former we used long weekends to travel in South East Asia and in the latter we simply stayed put in the city. Berlin offers so much that one does not feel the need to travel at all.

One Sunday afternoon, coming out of the Deutsche Dom after having visited an exhibition, *Fragen an die deutsche Geschichte*, we noticed the preparations for a concert in the Gendarmenmarkt. Exhausted from a six-hour museum visit, we gratefully sat on the benches to listen to the concert, about which we knew nothing. It turned out to be the pop version of Händel's *Messiah*. When I heard "...and who may abide the day of His coming?" from the huge loud speakers I could not believe my ears, for this was an aria I had sung some years back in Istanbul. I could not resist the temptation and burst into the music myself. Eventually warned by Kitty, I asked an old Berliner sitting next to me if I was disturbing her. She replied smiling, "*Es gehört dazu!*". Thus encouraged, I ended up singing the whole thing (what a pleasure!) and decided that I will miss Berlin!!!

My singing career (!) in Berlin reached its zenith at the farewell party. As requested by Weyma Lübbe, the visiting Rumanian composer Dan Dediú had composed three songs for an alto and a bass. Weyma had planned to sing these songs, "*Hörreste, Sehreste*", for the farewell party. We prepared seriously for about two months and at the end performed a *Welturaufführung* for our colleagues and the staff. It was great fun and as a reward for my efforts I was asked to dance by Karl Corino's daughter who, in my opinion, should be the next Miss Germany! Nothing demonstrates the atmosphere at the Kolleg better than the fact that, five minutes after this dance, I found myself involved in a serious conversation with Reinhart Meyer-Kalkus on the impact of religion on German politics, the origins of the CDU and whether these have any relevance for what I hope to do in the Islamic world: normalising, democratising Islam.

Today, July 16th 1998, I have more than a hundred pages of a detailed book plan and my hands are itching to write. Time to go back home. The next elections in Turkey will take place either in November or in April. I hope, of course, for the latter: it would give me about six months to complete my book...

Karl Corino

Platzvorteil im Grunewald



Geboren 1942 in Ehingen/Mittelfranken. Altsprachliches Gymnasium in Dinkelsbühl. Studium der Germanistik, Altphilologie und Philosophie in Erlangen, Tübingen und Rom. 1966/67 Katalogisierung des Musil-Nachlasses in Rom in Verbindung mit Elisabeth Albertsen. 1969 Promotion mit „Studien zu einer historisch-kritischen Ausgabe von Robert Musils *Vereinigungen*“. Seit 1970 Redakteur in der Literaturabteilung des Hessischen Rundfunks, seit 1985 deren Leiter. 15 Jahre lang Moderator des Magazins „Transit. Kultur in der DDR“. Kurt-Magnus-Preis der ARD. Gastprofessuren in Pisa, Essen und St. Louis. – Adresse: Hessischer Rundfunk, Bertramstraße 8, 60320 Frankfurt am Main.

„Wer den Dichter will verstehen“, schrieb Goethe einmal, „muß in Dichters Lande gehen.“ Und sei es die Wahlheimat.

Robert Musil hat drei wichtige Etappen seines Lebens in Berlin verbracht: die Jahre 1903 bis 1910, als er in Berlin Philosophie, Psychologie, Mathematik und Physik studierte und über Ernst Mach seine Doktorarbeit schrieb, das Jahr 1914, als er Redakteur der *Neuen Rundschau* war und den Ausbruch des I. Weltkriegs erlebte, schließlich anderthalb Jahre vom November 1931 bis Mai 1933, als er Wien verließ, weil er glaubte, die Spannungen des Geisteslebens in der deutschen Hauptstadt genauer wahrnehmen zu können als in der österreichischen Metropole: so wurde er Zeuge der Machtergreifung Hitlers und der Bücherverbrennung.

In Berlin entstanden große Teile seines Erstlingsromans, *Die Verwirrungen des Zöglings Törleß* (1906), der Berliner Kritiker Alfred Kerr wurde sein erster und wichtigster literarischer Mentor.

In Berlin starb 1907 Musils erste Lebensgefährtin Hermine Dietz – eine Erschütterung, die sich in seiner Novelle „Tonka“ manifestierte. In Berlin lernte er seine spätere Frau Martha, Tochter einer alteingesessenen jüdischen Familie, kennen. In Berlin schrieb er sein zweites Buch, den Novellenband *Vereinigungen*, dessen Stoff er Martha verdankt. In Berlin erhielt er Anfang 1914 den Auftrag, die Jugend an die allmählich

alternde Zeitschrift S. Fischers, die *Neue Rundschau*, heranzuführen und mußte erleben, wie sie sich im Sommer 1914 in den Taumel des Krieges stürzte.

In Berlin saßen die wichtigsten Verlage Musils, S. Fischer und Rowohlt, in Berlin wurden 1923 und 1929 Musils Theaterstücke „Vinzenz“ und „Die Schwärmer“ uraufgeführt, in Berlin wurde 1932 die erste Musil-Gesellschaft zur materiellen Unterstützung des Autors gegründet, in Berlin wurde über das Verbot seiner Bücher und damit letztlich auch über seine Emigration entschieden.

Der Genius loci, der über dem Leben und Werk Musils waltete, ist in Berlin so präsent wie kaum anderswo. Ohne die Begegnung mit Berlin und seinen wichtigsten kulturellen und politischen Repräsentanten hätten Musils Existenz und Œuvre eine ganz andere Gestalt angenommen. Für den Biographen Musils war es deshalb ein Glücksfall, wie Ulrich, „der Mann ohne Eigenschaften“, ein Jahr „Urlaub vom Leben“ nehmen zu dürfen und von der Wallotstraße aus den Spuren nachzugehen, die Musil in dieser Stadt, die diese Stadt in seinem Werk hinterlassen hat. In hundert Metern Entfernung vom Wissenschaftskolleg steht das Haus des Verlegers S. Fischer, in dem Musil Rilke traf, die junge wie die arrivierte Literatur, die Kritik. In hundert Schritt Entfernung der Ort, an dem Musils literarischer Gegenspieler, Walther Rathenau, ermordet wurde, im Radius von 1 km Rathenaus Haus, Wohnungen Alfred Kerrs und die ehemalige „Pension Stern“ am Kurfürstendamm, in der das Manuskript zum zweiten Teil des „Mannes ohne Eigenschaften“ entstand.

Berlin ist ein „Muß“ für den Biographen Musils: hier ist das Archiv der Humboldt-Universität mit zahlreichen Dokumenten über den Autor und seine gelehrten Freunde, die Gestaltpsychologen. Hier das Zeitungsarchiv der Staatsbibliothek mit ungehobenen Schätzen bis hin zu neu zu entdeckenden, verschollenen Texten Musils, hier das Landesarchiv mit der Strafakte über den „Schwindlerregisseur“ Jo Lhermann, der 1929 in der Uraufführung Musils „Schwärmer“ in Grund und Boden spielte, hier das Document Center mit den trüben Hinterlassenschaften der braunen Kulturpolitik. Was das „Muß“ indes zum produktiven „Kann“ machte, war die Atmosphäre am Wissenschaftskolleg, der interdisziplinäre Dialog mit den Spezialisten für Wahrnehmungspsychologie, mit den Biologen und Medizinern, mit den Juristen und dem Nachbarn, der ausgerechnet über Musils Lieblingsfeind, den „Großschriftsteller“ Thomas Mann gearbeitet hatte: mit ihnen konnte man über Musils Kenntnisse der Gehirnphysiologie, der Gestaltpsychologie, der Lehre von der Zurechnungsfähigkeit, über literarische Strukturen, Lebensmuster und Rivalitäten diskutieren. Und die Gespräche reichten über den Kreis der aktuellen Fellows hinaus in die Sphäre der „Ehemaligen“, handle es sich nun um Fragen zum heutigen

Stand der Physiognomik oder die Berliner Salons vor dem I. Weltkrieg und danach.

Es ist wohl nicht übertrieben zu behaupten, daß die Bibliothek des Wissenschaftskolleg eine der qualifiziertesten und produktivsten ganz Deutschlands (und vielleicht ist diese Einschränkung „eine der... usw.“ sogar noch zu vorsichtig). Diese Qualität hat sie nicht etwa aufgrund eines riesigen Fundus an eigenen Büchern, sondern aufgrund ihrer effektiven Beschaffung der Desiderate und aufgrund des Spürsinn aller Mitarbeiterinnen, der das Entscheidende ist – zusammen mit ihrer wissenschaftlichen Neugier. Wenn man es gewöhnt war, als Einzelkämpfer durch den Recherchen-Dschungel zu streifen, so sah man sich nun plötzlich von einer hoch motivierten weiblichen „Viererbande“ eskortiert. Ich mußte es zunächst erst einmal lernen, Aufgaben, die ich dreißig Jahre lang als „lonely wolf“ betrieben hatte, an die Fährtensucherinnen aus der Weißen Villa zu delegieren. Aber bald merkte ich, mit welcher Unfehlbarkeit sie den Haken und Winkelzügen der Beute folgten und wie sie mir vieles schneller und sicherer auf den Tisch legten, als ich es vielleicht selbst gefunden hätte. Erst beim Schreiben merkt man ja, was man alles noch nicht weiß, und was man noch alles tun muß, um ein gleichmäßiges Niveau des Wissens (oder Nichtwissens) zu gewährleisten. Wir hatten z. B., um bestimmte Manuskripte Musils zu datieren, so kuriose Fragen nach Nebeltagen in der Berliner Innenstadt im Winter 1907, nach Gewittern im Dresden im Frühjahr 1910, nach dem Mondstand in Wien am 1. November 1923, morgens sechs Uhr, nach der Titerzahl 22/8 bei Musils Wassermannscher Reaktion. Oder wir fahndeten nach dem Leben des theatralischen Verbrechers Jo Lhermann, der, wie gesagt, Musils Drama „Die Schwärmer“ so gräßlich aus der Taufe hob, und wir stießen auf Fakten, die zeigten, daß der Hochstapler und Heiratsschwindler Anselm in Musils Stück ein Waisenknabe war gemessen an jenem Lhermann. Ich mußte immer wieder lachen, als ich eines Vormittags in der Kalkkreuthstraße eine Strafprozeßakte Lhermanns durchsah: Vom Theater ins Gefängnis, vom Gefängnis auf die Bühne.

Es ist eine der schönsten Erfahrungen des Studienjahrs am Wissenschaftskolleg, wie hier eine Institution, die sich zunächst aus gut drei Dutzend Individuen zusammensetzt, jene Übersummativität zustande bringt, der zufolge das Ganze mehr ist als die Summe der Teile. Der Mehrwert, der so entsteht, ermöglicht Wissenschaft auf eine Art und Weise, die in Deutschland einzig dasteht und die deshalb nicht umsonst mittlerweile in einer Reihe von Ländern Nachahmung erfährt.

Musil hat einmal erklärt, er würde seinen Roman *Der Mann ohne Eigenschaften* am liebsten mitten im Satz, mit einem Komma beenden,

um der Illusion vorzubeugen, ein solcher *roman fleuve* könne normal abgeschlossen, könne mehr als „Eine Art Ende“ vorweisen. Ein Biograph muß einen anderen Ehrgeiz haben, nämlich das ganze Leben des gewählten Subjekts zu beschreiben und die Totalität des Œuvres, möge es auch fragmentarisch sein. Die zehn Monate am Ufer des Halensees haben nicht ganz ausgereicht, um das Projekt zu beenden, aber das Arbeitsprotokoll ergibt, daß es etwa zu zwei Dritteln „vorläufig definitiv“ fertig ist. Obgleich hier keine großen Tanker fahren – vielleicht ist doch das Bild erlaubt: diese großen Pötte haben bei voller Fahrt, selbst wenn sie durch widrige Umstände gebremst werden, einen solchen Schub, daß sie Punkte erreichen, die man für außerhalb ihrer Reichweite hielt. Ich denke, ich nehme aus Berlin soviel Fahrt mit an den Main, daß die Ziellinie vor der Jahrtausendwende überfahren wird.

Andreas K. Engel

Zeit und Bewußtsein



Jahrgang 1961, seit 1987 als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Max-Planck-Institut für Hirnforschung in Frankfurt am Main, seit 1996 dort Leitung einer Arbeitsgruppe als Heisenberg-Stipendiat der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Studium der Medizin und Philosophie in Saarbrücken, München und Frankfurt, 1983–1987 Doktorand am Max-Planck-Institut für Psychiatrie in München, 1995 Habilitation für Physiologie am Fachbereich Humanmedizin der Universität Frankfurt. Veröffentlichungen: *Zeitliche Kodierung in neuronalen Netzen: Evidenz für kohärente Aktivität im Sehsystem*, Münster 1996; gemeinsam mit P. Gold: *Der Mensch in der Perspektive der Kognitionswissenschaften*, Frankfurt/M. 1998; zahlreiche Aufsätze in Fachzeitschriften und Sammelwerken. Hauptarbeitsgebiete: visuelle Informationsverarbeitung, Dynamik sensorischer Repräsentationen, sensomotorische und intermodale Integration, kognitionswissenschaftliche Wahrnehmungs- und Bewußtseinstheorien. – Adresse: Max-Planck-Institut für Hirnforschung, Deutschordensstraße 46, 60528 Frankfurt.

Mir scheint, es gibt zwei Arten von Fellows im Grunewälder Paradies: Jene, die genau wissen, was sie dort mit ihrer Zeit anfangen werden und ein großes, gut vorbereitetes Projekt mitbringen – und jene, die es vorher nicht so genau wissen und sich von ihren Interessen eher etwas treiben lassen. Ich gehörte definitiv zur letzteren Spezies. Obwohl sich das Grundthema meiner Forschungstätigkeit – die Beschäftigung mit kognitionswissenschaftlichen Wahrnehmungs- und Bewußtseinstheorien – als roter Faden durch die Berliner Zeit zog, waren es doch eine ganze Reihe verschiedener Projekte, mit denen ich meinen Aufenthalt am Wissenschaftskolleg verbrachte. Auf Zeit entlastet von den Mühen der Laborarbeit und gestärkt durch die innere Ruhe, die 600 Kilometer Distanz vom hektischen Heimatinstitut mit sich bringen, konnte ich etwas tun, was sonst in der Routine des Forschungsalltags eher untergeht: konzeptuellen Implikationen meiner physiologischen Forschungsarbeiten nachgehen, mit Muße Ideen für neue Projekte entwickeln, diesseits und jenseits der Grenzen

meines Fachgebiets diskutieren und – endlich! – wieder einmal ausgiebig Physiologisches und Philosophisches lesen. Schade nur, daß mein Aufenthalt aufgrund von Terminzwängen leider viel zu kurz geriet und nur sieben Monate dauern sollte!

Eines der theoretischen Projekte, deren Umsetzung durch diese Phase kreativer Ruhe ermöglicht wurde, war die Untersuchung der Implikationen unserer physiologischen Forschungsarbeiten für eine naturwissenschaftliche Bewußtseinstheorie – eines der Diskussionsfelder, die in den Kognitionswissenschaften seit einigen Jahren heftig umkämpft sind. Wie wir in den vergangenen Jahren zeigen konnten, sind zeitliche Muster in der Aktivität von Nervenzellen für die Verarbeitung von Sinnesreizen von großer Bedeutung. In den Sinnessystemen von Säugetieren ist an der Reizverarbeitung jeweils eine außerordentlich große Zahl von Neuronen beteiligt, die in der Regel über verschiedene Bereiche der Hirnrinde und eine ganze Reihe vor- und nachgeschalteter Verarbeitungszentren verteilt sind. Eine der zentralen Fragen für die Erforschung der neuronalen Grundlagen von Wahrnehmungsprozessen besteht darin, wie diese disparaten Aktivitäten im Zentralnervensystem koordiniert und integriert werden können, um die Bildung strukturierter und gestalthaft organisierter Wahrnehmungseindrücke zu ermöglichen. Zahlreiche neuere Arbeiten, die unter anderem an unserem Frankfurter Institut durchgeführt worden sind, zeigen, daß hierfür eine Synchronisation zwischen den am Wahrnehmungsvorgang beteiligten Neuronengruppen wesentlich ist, also die Einstimmung auf einen gemeinsamen „Rhythmus“ in der neuronalen Aktivität. Die Frage, der ich in den ersten Monaten meines Aufenthalts am Kolleg nachging, war nun die, ob diese Ergebnisse auch für das Verständnis der neuronalen Grundlagen von Bewußtsein (genauer: von Wahrnehmungsbewußtsein oder „phänomenalem Bewußtsein“) von Bedeutung sein könnten – eine Hypothese, die vor einigen Jahren bereits von den beiden kalifornischen Wissenschaftlern Francis Crick und Christof Koch in den Raum gestellt worden war. Terminlich hierzu passend, hatte ich für die Monate um die Jahreswende zu dieser Frage einige Kollegen zu einem „elektronischen Seminar“ eingeladen, das unter den Auspizien der amerikanischen „Association for the Scientific Study of Consciousness (ASSC)“ stattfand und im Internet veröffentlicht wurde (zu besichtigen unter <http://www.phil.vt.edu/ASSC/esem3.html>). Eine Übersicht über einige der im Rahmen dieses Projektes entwickelten Ideen findet sich in meinem Beitrag „Time, Assemblies, and Consciousness“ in diesem Jahrbuch. Eine überarbeitete Version des für das Internet-Seminar verfaßten Papiers und einiger Diskussionsbeiträge wird darüber hinaus im Rahmen eines Sonderhefts der Zeitschrift *Consciousness and Cognition* erscheinen.

Ein weiterer Arbeitsschwerpunkt, dessen Ertrag wesentlich reichhaltiger ausfiel als erwartet, war die Bearbeitung gemeinsamer Projekte mit meinem Kollegen Rainer Goebel. Obwohl am Frankfurter Max-Planck-Institut in enger Nachbarschaft beheimatet, konnten wir in den Monaten am Wissenschaftskolleg ausgiebiger zusammenarbeiten als in sämtlichen Jahren zuvor – ebenfalls eine Wirkung der bereits beschworenen „kreativen Ruhe“. Im Vordergrund unserer gemeinsamen Aktivitäten stand die Entwicklung eines Projekts, das sich mit der Auswirkung eines besonders interessanten Typs visueller Reize auf die neuronale Verarbeitung und ihre zeitliche Dynamik beschäftigt: Texturen aus zufällig plaziertelementen, deren Muster in interessanter Weise verändert werden kann, um die Wahrnehmung von verrauschten Bewegungsmustern, das Erkennen von Form durch kohärente Bewegung („shape-from-motion“) und die Verarbeitung transparenter übereinanderliegender Oberflächen zu studieren. Nach einer Phase der konzeptuellen Planung und der Modifikation des von Rainer Goebel entwickelten Softwarepakets zur Reizgenerierung konnten die Stimuli zügig implementiert und auf am Kolleg installierten Rechnern getestet werden. Da wir – neugierig bezüglich der zu erwartenden Effekte und der Bestätigung einiger von uns gemachter Vorhersagen – mit dem Ausprobieren des neuen Stimulusmaterials nicht bis zum Ende unserer Berliner Zeit warten wollten, führten wir einige physiologische Experimente bereits in den Wintermonaten während kürzerer Aufenthalte in Frankfurt durch. Die ersten Ergebnisse dieses sehr spannenden Projekts wurden von uns inzwischen bereits auf mehreren Konferenzen veröffentlicht. Ein weiteres gemeinsames Arbeitsvorhaben, das am Kolleg wesentlich vorangebracht werden konnte, war die Interpretation und Modellierung physiologischer Daten zur Dynamik neuronaler Signalverarbeitung im sog. Colliculus superior, eines visuellen Zentrums, das an der Steuerung von Augen- und Kopfbewegungen beteiligt ist. Im Rahmen dieses Projekts wurden von uns – gemeinsam mit meinem Mitarbeiter Michael Brecht, der zeitweise zu uns stieß – Computersimulationen durchgeführt, die zum Ziel haben, die im Experiment gemachten Beobachtungen zu erklären und Hypothesen bezüglich der zugrundeliegenden Mechanismen zu formulieren. Höhepunkt der gemeinsamen Arbeit war schließlich ein am Kolleg veranstalteter Workshop (siehe den von Rainer Goebel verfaßten Seminarbericht), in dem wir über die Simulation kognitiver Prozesse mit Hilfe neuronaler Netze diskutierten. Im Rahmen des Workshops wurden unter anderem auch die Ergebnisse des von uns durchgeführten Modellierungsprojekts – als „work in progress“ – vorgestellt.

Den dritten Schwerpunkt meiner Tätigkeit am Kolleg bildete die Vorbereitung einer interdisziplinär gelagerten Untersuchung zum Thema „Situating Cognition“, mit dem ich mich seit einiger Zeit eingehend

befasse. Dieses Schlagwort (das auch den Titel eines kürzlich erschienenen Buches von William Clancey darstellt) markiert eine Trendwende (womöglich sogar einen der vielbeschworenen „Paradigmenwechsel“), die sich in den Kognitionswissenschaften in den letzten drei bis vier Jahren abzeichnet und – v. a. im angelsächsischen Raum – zu einer Fülle von Publikationen geführt hat. Gemeint ist hiermit die Abkehr von einer repräsentationszentrierten Theorie der Kognition, die kognitive Prozesse im wesentlichen als regelgeleitetes Operieren mit substratneutralen, kontextunabhängigen und detailliert berechneten „Weltmodellen“ versteht. Diese klassische Sichtweise wird zunehmend verdrängt von einem handlungsorientierten Kognitionsverständnis, das von einer starken Kontextabhängigkeit und Substratgebundenheit mentaler Prozesse und Gehalte ausgeht, sich anti-repräsentationalistisch gibt und nicht an die Notwendigkeit expliziter Regeln für die Erklärung und Erzeugung intelligenten Handelns glaubt. Mein Interesse an diesem Thema richtet sich vor allem auf die Frage, wie sich diese Ideen auf die kognitive Neurobiologie übertragen lassen, und wie sich auf der Basis einer solchen handlungsorientierten Kognitionstheorie ein konkretes Forschungsprogramm für die experimentelle Neurowissenschaft entwickeln läßt. Mir scheint dieser Ansatz darüber hinaus vielversprechend, um tatsächlich Brücken zwischen den verschiedenen kognitionswissenschaftlichen Disziplinen zu schlagen – was in der gegenwärtigen Situation unserer Wissenschaftslandschaft nur von Nutzen sein könnte, die – was die Kognitionswissenschaften betrifft (und womöglich nicht nur diese) – eher von einem Nebeneinander als von einem Miteinander geprägt ist. In den Monaten am Kolleg konnte dieses Projekt durch Recherchen und Literaturstudium vorbereitet werden. Da diese Arbeit auch eine Zusammenarbeit mit Arno Ros und Peter Gold vom Institut für Philosophie der Universität Magdeburg einschließt, nutzte ich die räumliche Nähe mehrfach, um einige Ideen im dortigen Forschungskolloquium zur Diskussion zu stellen. Dieses Arbeitsvorhaben, das in ein Buch münden soll, wird trotz der bereits erfolgten guten Vorbereitung jedoch noch etliche Zeit zur Reifung benötigen, und es könnte mich daher vielleicht (hoffentlich!) noch für den einen oder anderen Kurzaufenthalt an das Wissenschaftskolleg zurückführen.

Was läßt sich ansonsten noch berichten, ohne dem Ausdruck restloser Begeisterung, der sich in den Arbeitsberichten anderer Fellows ja bereits reichlich findet, bloß-Redundantes hinzuzufügen? Was mir neben den vielen Möglichkeiten zum transdisziplinären Gespräch, der entspannt-familiären Atmosphäre am Kolleg, der Herzlichkeit und Kooperationsbereitschaft aller Mitarbeiter des Hauses, den großzügigen Arbeitsmöglichkeiten und – nicht zu vergessen! – der hervorragenden Küche besonders gefallen hat, war: der intensive fachliche und menschliche Austausch in

der Gruppe der „Theoretischen Biologen“ (die mehrheitlich eigentlich gar keine Biologen waren); unsere gemeinsamen Donnerstag-Lunches, an denen ich viel über Insektenneurobiologie, nichtklassische Evolutionstheorie und die Zubereitung schwedischer Fischgerichte für 70 Personen gelernt habe; die Gespräche mit Karl Corino über Musil, die „taghelle Mystik“ und die Gestaltpsychologie; die Planung einer Zusammenarbeit mit Eric Warrant, die uns zum vergleichenden Studium der neuronalen Dynamik bei Insekten und Säugern sowie zur vergleichenden Untersuchung weiterer Single-Malt-Whiskeys bringen wird; und natürlich Berlin, das eben immer noch Berlin ist. Mein Resümee: es war (fast) zu schön, es war (sicher) zu kurz, und ich komme auf jeden Fall gerne wieder!

Albert H. Friedlander

A ‘Report to the Academy’



Born October 5, 1927; Dean and Senior Lecturer, (Rektor, 1968–1979) Leo Baeck College, London; Rabbi (Emeritus) Westminster Synagoge, London. Ph.B., Chicago U.; B.H.L., M.H.L., D.H.L. (h.c.) and ordination, Hebrew Union College, Cincinnati, Ohio; Ph.D. Columbia U. Earlier: Instructor, Philosophy, Wilkes College, Wilkes Barre, Penna.; Columbia U., N.Y. Religion Dept., and Counselor for students, (1961–66). Guest Professor Emory (Atlanta); Basel, Wuppertal, Frankfurt (Martin Buber Gastprofessor, 1995); etc. Some Writings: *Out of the Whirlwind: Holocaust Literature*, 1968; *Leo Baeck: Leben und Lehre*. 1973, (expanded) 1991, 1996; *Ein Streifen Gold* 1989, 1991; *Sechs Tage der Zerstörung und der Hoffnung* (with Elie Wiesel) Herder V., 1992. *Riders Towards the Dawn*, Constable V. 1993. *Das Ende der Nacht: jüdische und christliche Denker nach dem Holocaust*. Gütersloh, 1996. – Address: Kent House, Rutland Gardens, GB-London SW7 1 BX.

A reader of Kafka would view this title with raised eyebrows. Yet it emerges from a suggestion by Wolf Lepenies that any Fellow’s report should commence with “Eigentlich...”, with the reverberations of the personal experience of every Fellow who discovered that one has chosen the high and not the low road after coming to the Wissenschaftskolleg. And I must confess that my stay here changed all my expectations completely; mine is a very personal commentary.

I. Personal

I arrived during the last days of a glorious Indian Summer, and saw the surroundings in all their shimmering colours. I was aware of the traditions of the place. Gerschom Scholem had been the first Fellow, and I... here, Jewish tradition demands a “*I’havdi!*”. It indicates that such a comparison is absolutely forbidden. Nevertheless, I would point to a momentary ‘Indian Summer’ resurrection of that Wissenschaftskolleg tradition that wanted to invite those scholars who had been born in Berlin and who had

been forced out of the land. Torn threads were to be mended, a bridge between Berlin and its former scholars would be built. Scholem came here. There, the comparison ends. I was 11 when I left Berlin, and there is little evidence of my scholarship at that stage of my life. Still, I will return to this concept in due time.

When the first possibility of a limited stay as a Fellow emerged, I had to make some personal decisions. I had planned to retire from the Westminster Synagogue in spring of 1998, and then to devote myself to my work at the Leo Baeck College, where I had been the Rector for 10 years and now serve as Dean and Senior Lecturer. Instead, I retired from the synagogue in July 1997, and assured my successor that he had six months to win the congregation for himself; I would stay abroad. This plan succeeded better than I might have surmised: I have been totally replaced. And my abiding gratitude goes to the Wiko for this. I have always felt that one could be either a scholar or a rabbi; at best, one might be a 'scholarly rabbi'. The total break at the Wiko offered me the chance to move from one area to the other. And I rejoice in it.

We are all greedy. A full year would have been a complete paradise. Yet it would have been unwise to leave my Leo Baeck College at that stage; the links to it might have snapped as well. And if the stay at the Wiko was short, it concentrated my mind greatly (Johnson's comment about being hanged next morning having the same effect is another "*l'havdil!*"). The Wiko stresses the duties of an academic more than most places where I have served as a guest professor. The relaxed atmosphere is a marvellous deceit. Breakfast is a hurried affair, and even the luncheons deceive by being long and casual. But, on most such occasions, I have found myself receiving help from a scholar, and sometimes even giving it. Questions about remembered guilt led to long discussions of rabbinic teachings; and the old question of a symbiosis between Germans and Jews was viewed variously by my colleagues, in correspondence with their traditions. What is group identification? What are the rites de passage that lead us through death experiences to confirm us in our identity? My rabbinic dissertation on Heinrich Heine (!) enabled me to hold my own with Wolf Biermann, and to learn from him. Surprisingly, at the end of my semester, I found that Evelyn and I had close links with at least eight of the other Fellows. That is not bad, since there are also artificial barriers that one slowly recognizes. There was the French table; the Arabists table; and some scientists do have an amused intolerance for the philosophers and writers. It probably wears off during the year; I would have loved to see it. One lesson did emerge for me: the wives of the Fellows are often mistreated by those who shudder when they are placed next to a spouse at dinner, rather than with Sir Harrison Birtwhistle, whom they would have loved to instruct. Yet it is

the wives who so often supply the social cohesion and bring us together. When I consider how many of them hold degrees, have written books, and are perhaps more interesting than many of the Fellows, I wonder why they have not been used more in the Wiko's plans.

The other great teacher here is recognized by all. It is Berlin itself. Here, I return to the 11-year-old boy who was branded by experiences that have not yet been excised from the mind. I came to Grünau, where my father had founded a rowing club in the twenties, the "Undine". Evelyn discovered a Watersport Museum in Grünau, and we visited it. It possessed membership books of the club, with signatures of my uncle, who died in Auschwitz, and pages dictated by my father. Then, the director took me to the club building itself, 50 meters away, and I re-experienced old horrors. I looked up at the 3rd floor window where my mother and sister sat on the sill, waiting to throw themselves to the ground once the mob who had invaded the club broke the door of their room. I saw the axe again that had slammed, again and again, through the door where I, my brother, and my father were hiding. Our bodies were barely wounded by the blows and kicks; but the examination by the police, later on, left mental scars. That, too, was Berlin. But I walked by the Nollendorfplatz, where our house had stood; the (once) Adolf Hitler Platz, where our school had been burned to the ground. And then I thought of the great happiness I had also found in this city, of friends who survived, of Christians who helped us on the night of the 9th of November. And I promised a BBC TV team that I *would* return with them and walk through a Berlin I still find in my affection. This, too, will be reflected in the work that I am doing and which I have already done at the Wiko this term. Much of my planned work dealt with the writings of Leo Baeck; Berlin was his city. I walked past the building where he taught, the Hochschule für die Wissenschaft des Judentums; the synagogue in the Pestalozzistraße where he preached; the Fasanstraße Temple, which I saw burned that November night and where he had worked; and I felt closer to Leo Baeck, my teacher, than ever before. I realized that I *had* to work in Berlin; and it would have been impossible without the Wissenschaftskolleg.

II. The Work

I had come to the Wiko with a special project: editing Baeck's most important book *Das Wesen des Judentums* for the *Werkausgabe* I had undertaken for the Gütersloher Verlag. It should comprise seven volumes. I and Bertold Klappert of the Kirchliche Hochschule in Wuppertal had edited the first volume, *Dieses Volk*, much of which Baeck had written in the concen-

tration camp/ghetto Theresienstadt. Earlier, I had translated it into English, but the German book had long been out of print. *Dieses Volk* was relatively easy; *Das Wesen des Judentum* is proving fiendishly difficult. The book first appeared in 1905, after Harnack's *Das Wesen des Christentums* had presented a false picture of Judaism. Baeck's book, like Harnack's, is still in print; but *Wesen...* has gone through six editions, added more than 40 pages, and has become a different book. My colleague Klappert will re-open the debate with Harnack. I will be comparing each edition and try to show how the changes grow out of the intellectual environment of Baeck's time, and how the full tragedy of Jewish life in Germany is reflected in this man and in his works. Baeck was not only the greatest Jewish religious teacher of that time; he was also the leader of the Jewish community, who had elected him to confront the National Socialists. Baeck's life and writings are totally linked, and I cannot come to terms with the text if I do not deal with Baeck in Berlin and in the confrontations that shaped him and his writings.

The complete text should be handed in before March, 1998. At this point, I have probably done two-thirds of this task, and I hope to finish on time; we want to show the book at the Frankfurt Book Fair. The Wiko routine has kept me on course; but there were some interruptions. For the first 3 days, the printer would not work – not because Mr. Lindenberg was less than perfect, but because I am the last Luddite. So I turned to pen and ink, and wrote a small children's book, *The Cats of Jerusalem*. Various publishers are bidding for it, and it should be out next autumn (does that qualify for "the Fellows' shelf"?) And, in the limited time, other writings somehow emerged. At the last moment, *Religion in Geschichte und Gegenwart* asked me to write a "Leo Baeck" article for them; and that is in galley proofs now for the 4th edition coming in autumn. Other articles written here will appear in scholarly journals (varying from "Circumcision as Initiation" to "Die Karfreitags-Liturgie", "Diaspora in den Weltreligionen" and "Post-Auschwitz Theology"). These were also written here. Most important, the 11-year-old boy has come into his own. At this moment, touched by all the memories of Berlin, I am on page 140 of a spiritual odyssey, an autobiography which Duckworth Press in London has tentatively approved. No one can tell how such a text will develop, but it would not have begun without the Wiko and Berlin. I will keep you informed! One final "*l'havdil*", for Wolf Lepenies: A song keeps running through my mind:

Ich hab ein schönes Vogelhaus, es ist nicht weit von hier,
Die Vögel flattern ein und aus und haben frei Quartier.
Drum lad ich Sie ganz höflich ein, Herr Akademiker,
Doch auch mein werter Gast zu sein, doch auch mein werter Gast
zu sein...

But the Wiko does not feature in the *Fledermaus*, Wolf Lepenies is no jailer, and I have just become an academician again, in a semester which has changed my life by giving it new patterns. And I am grateful to Wolf Lepenies, Barbara Sanders, Gesine Bottomley, Gudrun Rein, Christine von Arnim, Hans Georg Lindenberg and Gerhard Riedel, and a staff at the Wiko who are our equal in numbers, and certainly our superiors in kindness and wisdom.

Rainer Goebel

Einblicke ins Gehirn



Geboren 1964 in Fulda. Studium der Psychologie und Informatik in Marburg. 1990–1994 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der TU Braunschweig am Lehrstuhl von Prof. Dirk Vorberg. 1995 Promotion über ein oszillatorisches neuronales Netzwerk-Modell zur Simulation von visueller Aufmerksamkeit und perceptiver Organisation. Seit 1994 wissenschaftlicher Mitarbeiter in der von Prof. Wolf Singer geleiteten Abteilung für Neurophysiologie am Max-Planck-Institut für Hirnforschung in Frankfurt am Main, seit 1996 dort Leitung einer Arbeitsgruppe für funktionelle Magnetresonanztomographie und Magnetoenzephalographie. 1993 Heinz-Maier-Leibnitz-Förderpreis auf dem Gebiet der Kognitionsforschung für eine Arbeit über das „Bindungsproblem“, vergeben vom Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft. 1994 Heinz-Billing Preis zur Förderung des wissenschaftlichen Rechnens für die Entwicklung eines Softwarepakets zur Simulation neuronaler Netzwerke, vergeben von der Max-Planck-Gesellschaft. Veröffentlichungen in Fachzeitschriften, Buch: *Visuelle Aufmerksamkeit und perceptive Organisation: Eine Integration neurobiologischer und psychologischer Befunde durch ein neuronales Netzwerk-Modell*. Göttingen: Hogrefe (im Druck). Hauptarbeitsgebiete: visuelle Informationsverarbeitung, neuronale Netzwerkmodelle, Softwareentwicklung für fortgeschrittene Auswerteverfahren von Daten aus bildgebenden Verfahren, Einsatz bildgebender Verfahren zur Untersuchung von bewußten und unbewußten kognitiven Leistungen. – Adresse: Max-Planck-Institut für Hirnforschung, Deutschordensstraße 46, 60528 Frankfurt/Main.

Mein Interesse an der Arbeitsweise des Gehirns wurde während meiner Oberstufenzeit durch die Lektüre des Buches *Denken, Lernen, Vergessen* von Frederic Vester geweckt. Ich war fasziniert von der Darstellung des Aufbaus und der Funktion des menschlichen Gehirns: Milliarden Nerven-

zellen, über Synapsen zu komplexen Netzwerken verschaltet – Grundlage aller kognitiven Vorgänge! Der Gedanke, daß unzählige „kleine Blitze“ im Gehirn – so stellte ich mir die Aktivität der Nervenzellen vor – das Substrat unserer Gedanken, Erinnerungen und Gefühle sein sollten, erschien mir unfaßbar: Wie sollte dieses Chaos in der Lage sein, *ganzheitliche* Wahrnehmungen, Vorstellungen und Gedanken hervorzubringen?

In den letzten Jahren habe ich versucht, auf diese damals in mir geweckten Fragen Antworten zu finden. Als Methode wählte ich im Rahmen meiner Promotion die Erstellung und Simulation neuronaler Netzwerkmodelle zur visuellen Informationsverarbeitung. Auch wenn die von mir entwickelten Modelle als extreme Simplifizierungen hochkomplexer neuronaler Prozesse angesehen werden müssen, so helfen sie doch, konkretere Vorstellungen über die vielfältigen Interaktionen innerhalb und zwischen modular organisierten Zellverbänden zu entwickeln. Ja, man glaubt sogar zu erahnen, wie komplexe kognitive Leistungen als emergente Eigenschaften der gleichzeitigen Aktivität vieler einfacher Zellen entstehen können. Meine Netzwerkmodelle wurden zunehmend neurobiologisch inspiriert, insbesondere durch Befunde, die gezeigt hatten, daß kognitive Prozesse auf der Aktivität ausgedehnter Hirnregionen und auf einer massiv parallelen Informationsverarbeitung beruhen. So gibt es beispielsweise Hirnareale, die auf die Analyse von Bewegung, Farbe oder Form spezialisiert sind. Da das Gehirn stets mit Reizeindrücken von mehreren Objekten beschäftigt ist, wurde die Frage immer wichtiger, auf welche Weise hochgradig verteilte Nervenzellpopulationen zu kohärenten und funktionell wirksamen Verbänden integriert werden können. Als Lösung für dieses sogenannte „Bindungsproblem“ wurde die These vorgeschlagen, daß sich Nervenzellen innerhalb und zwischen Hirnarealen durch Millisekunden präzise Synchronisationen ihrer Antworten zu Zelensembles zusammenschließen. Diese „zeitliche Kodierung“ ermöglicht es, daß mehrere kohärente Ensembles nebeneinander koexistieren können. In den letzten zehn Jahren sind zahlreiche physiologische Studien durchgeführt worden, deren Ergebnisse mit dieser These der synchronen Oszillationen kompatibel sind. Diese Befunde hatten meine Bemühungen sowie die zahlreicher anderer Forscher weltweit nachhaltig beeinflußt.

Während meiner Zeit am Wissenschaftskolleg konnte ich die in diesem Rahmen durchgeführten Studien in dreierlei Hinsicht vertiefen. Zum einen durch die Zusammenarbeit mit meinem Kollegen Andreas Engel – einem der Pioniere der erwähnten physiologischen Studien zum Bindungsproblem. Obwohl wir seit mehreren Jahren am gleichen Institut arbeiten, entwickelte sich erst während der gemeinsamen Zeit in Berlin eine wirklich intensive Zusammenarbeit. Zum anderen wurde es mir ermöglicht, zusammen mit Andreas Engel einen Workshop zu diesem

Thema zu organisieren (siehe gesonderten Seminarbericht). Schließlich fand ich die Zeit, ein Buch fertigzustellen, daß ich auf der Grundlage meiner Promotion begonnen hatte, aber in Frankfurt bis dato nicht beenden konnte.

Neben diesen theoretischen Studien wurde für mich die experimentelle Arbeit mit neuen bildgebenden Verfahren in den letzten Jahren immer bedeutsamer, geben sie doch einen direkten Einblick in die Arbeitsweise des menschlichen Gehirns. Die Entwicklung und Anwendung nichtinvasiver Techniken zur Darstellung aktiver Hirnbereiche beim Menschen sind in den letzten Jahren zu einem wichtigen Bestandteil der kognitiven Neurowissenschaft geworden. Die beiden wesentlichsten dieser Techniken, um neuronale Vorgänge am Menschen zu beobachten, sind zum einen die Ableitung elektrischer oder magnetischer Signale von der Schädeloberfläche, insbesondere die Elektroenzephalographie (EEG) und die Magnetoenzephalographie (MEG) und zum anderen die tomographische Bildgebung metabolischer Vorgänge wie die Positronenemissionstomographie (PET) und die funktionelle Magnetresonanztomographie (fMRT). Oberflächenableitungen (EEG, MEG) liefern ein zeitlich hochaufgelöstes Signal im Millisekundenbereich, lassen aber nur indirekte und räumlich ungenaue Schlüsse auf die Lokalisation neuronaler Aktivität zu. Die tomographischen Verfahren PET und fMRT erlauben eine weitaus präzisere räumliche Zuordnung aktiver Hirnbereiche im Bereich von 2–3 mm (fMRT) bzw. ca. 8 mm (PET). Das gemessene Signal ist hier aber nur indirekt an die elektrischen neuronalen Prozesse gekoppelt und zeitlich gering aufgelöst. Die integrative Verwendung beider Verfahren verspricht Vorteile, da die Stärken der jeweiligen Methode – die zeitliche oder räumliche Auflösung – kombiniert werden können. Über eine geeignete Kombination beider Techniken konnte ich mit Prof. Scherg aus Heidelberg diskutieren, der für einige Tage als Gast am Kolleg weilte.

Während der Zeit in Berlin gelang es mir nun endlich, eine Vielfalt von Daten auszuwerten, die aus Experimenten mit bildgebenden Verfahren zuvor in Frankfurt erhoben worden waren. Diese umfaßten u. a. Studien zur illusionären Wahrnehmung von Konturen und Bewegungen, Experimente zur Generierung visueller Vorstellungen und Experimente zum visuellen Kurzzeitgedächtnis. Als ein weiteres Beispiel seien fMRT-Messungen zum „Blindsehen“ (blindsight) genannt. Dieser anscheinend paradoxe Begriff wurde für bestimmte Patienten mit Verletzungen im primären visuellen Kortex (Area V1) eingeführt. Da dieses Areal der Hauptzugang für die visuelle Informationsverarbeitung in die Hirnrinde darstellt, sind Personen mit Läsionen in diesem Areal „kortikal blind“. Da das primäre Sehsystem ein zweidimensionales Abbild des Gesichtsfeldes enthält, beschränkt sich diese Blindheit auf jenen Raumausschnitt, der von

der Läsion betroffen ist. Zeigt man Reize im blinden Bereich des Gesichtsfeldes, so berichten diese Patienten entsprechend ihrer Läsion, daß sie nichts sehen. Fordert man sie auf zu raten, ob und wo zu einem gegebenen Zeitpunkt ein Reiz gezeigt wurde, beteuern sie nachhaltig, daß sie dies nicht sagen können, da sie ja wirklich nichts sähen. Wenn man sie trotzdem dazu bringt zu raten, so findet man, daß sie doch weit überzufällig richtig antworten. Blindsightige Probanden sind also blind, was das *bewußte Sehen* angeht, sie haben aber ein gewisses *unbewußtes Sehvermögen*. In Zusammenarbeit mit Frau Prof. Stoerig konnten wir mit der funktionellen Magnetresonanztomographie nachweisen, daß bei Präsentation von Reizen im „blinden“ Gesichtsfeld eine starke Aktivierung in höheren visuellen Arealen zu finden ist, bei gleichzeitigem Fehlen jeglicher Aktivierung im primären visuellen Kortex. Die Information muß also über „Umwege“ zu höheren Arealen gelangt sein. Es ist bekannt, daß es schwache Verbindungen gibt, die von der Netzhaut im Auge über Umschaltstellen im Mittelhirn direkt zu höheren visuellen Arealen der Hirnrinde führen – diese Bahnen umgehen sozusagen den primären visuellen Kortex. Da diese „Umwege“ jedoch nur aus vergleichsweise wenigen Faserbündeln bestehen, hatten wir allenfalls eine schwache Aktivierung in der Hirnrinde erwartet. Eine geringe Aktivierung wäre auch kompatibel mit der These gewesen, daß eine nur schwache Aktivierung nicht zur bewußten Wahrnehmung führt. Wir waren jedoch verblüfft, daß der Grad der gefundenen Aktivierung genauso hoch war wie bei Präsentation von Reizen im intakten Gesichtsfeld. Dies führte zu der wichtigen Schlußfolgerung, daß Aktivierung in der Hirnrinde *nicht automatisch an bewußte Wahrnehmung gekoppelt* ist. Es muß also irgendeinen entscheidenden Unterschied in der Aktivierung höherer Areale geben, je nachdem ob diese über die normale Sehbahn erfolgt oder ob sie über alternative Bahnen dorthin gelangt. Was diesen Unterschied im Detail ausmacht, ist noch völlig offen. Die intensive Erforschung dieser Thematik könnte die Frage nach der Beziehung zwischen „Geist und Gehirn“ ein wenig erhellen.

Hätte ich diese Analysen nicht auch in Frankfurt durchführen können? Möglicherweise ja, aber sicher nicht mit der ausgezeichneten Unterstützung, die das Wissenschaftskolleg in jeder Hinsicht gewährt. Der bedeutendste Unterschied zu Frankfurt waren die zahlreichen fruchtbaren Gespräche und Diskussionen mit Insidern aber auch fachfremden Wissenschaftlern: Gerade der Versuch, fachkundigen Fellows meine Arbeit zu erläutern, führte dazu, daß ich mir über den einen oder anderen Punkt mehr Klarheit verschaffte. Durch das Bestreben, die Arbeit der anderen Fellows zu verstehen, lernte ich darüber hinaus, zahlreiche Fragen (nicht nur aus der Neurowissenschaft) aus einem mannigfaltigeren Blickwinkel heraus zu betrachten. Für diese Erfahrung bin ich vielen Fellows sehr

dankbar, insbesondere Eva Jablonka, Karl Corino, Eric Warrant, Andreas Engel, Raphael Ritz und Eckhart Schlicht. Mir wurde während meiner Zeit in Berlin auch schnell klar, daß ich anfangs einen großen Fehler begangen hatte: Wie konnte ich nur *freiwillig* meine Zeit auf 6 Monate beschränken? Daß es in Berlin interessant und anregend werden würde, hatte ich erwartet. Daß unsere Abreise Anfang April meiner Frau Claudia und mir aber so schwer fallen würde, war nicht abzusehen gewesen. Auch Eric's Whiskey konnte den „Wiko-Trennungsschmerz“ nicht heilen.

Altan Gokalp

Métaphores



Français, né à Smyrne en Turquie en 1942. Diplôme de l'Institut d'Études de Paris (1966). Doctorat en anthropologie, Université de Nanterre, 1980. Directeur de Recherche (Anthropologie) au Centre National de la Recherche Scientifique; Laboratoire d'Anthropologie Sociale au Collège de France, Paris. Chargé de mission d'Inspection Générale (Langues vivantes) au Ministère de l'Éducation Nationale. Principaux domaines de recherche: croyances et religions populaires, littératures traditionnelles des sociétés turques pré-islamiques et contemporaines. Migrations, changement culturel; Islam transplanté et coexistence culturelle en Europe. – Adresse: Directeur de Recherche, Centre Marc Bloch, Schiffbauerdamm 19, 10117 Berlin.

Je n'aime pas la métaphore, mon inclination irait plutôt vers ce que je traque dans ma recherche sur la structuration de la raison, de la religion et des croyances populaires chez les Turcs: la métonymie. Mais il faut se rendre à l'évidence: «Le *Wiko* est une île». Plutôt un archipel avec ses îlots étranges: *Villa Walther*, *Villa Jaffé*, «*La maison Blanche*» et autres lieux, avec des clans qui se réclament d'une même tribu aux ancêtres illustres dont on chuchote les noms. On s'initie vite et avec délectation aux rituels de reconnaissance et d'évitement, aux *potlach* raffinés, souvent exclusifs. Point n'est besoin d'avoir été sur le terrain avec Malinowski pour réaliser les arcanes d'un système qu'on trouve bien exotique au début, et qui se transforme vite en un *cocon* «*regressif*» qui réjouirait plus d'un psychanalyste; et, enfin, devant l'échéance de l'inéluctable, dès juin, apparaît au grand jour une carte du tendre souvent inattendue qui cristallise les affinités électives souterraines de toute une année.

L'expérience d'une expérience humaine? Certainement; et d'une grande richesse. Mais la recherche, le savoir, la confrontation, le partage dans tout ça?

J'avais, en arrivant sur la «scène» (du *Wiko*) comme on le dit si justement pour ce qui est remarquable et qui *bouge* à Berlin, trois recherches déjà engagées, autour de projets qui relèvent d'une même interrogation de fond: l'Islam confronté à la modernité, à la réinvention d'un lien social qui

ménage «la chèvre et le chou», la foi et la rationalité, et plus encore au «sujet», siège d'un imaginaire et d'un symbolique qui s'enracinent sur un terreau de cultures et de civilisations différentes de celui du monde occidental.

Une telle problématique m'avait conduit – depuis longtemps déjà – à privilégier trois champs d'investigation inégalement explorés.

Mon premier sujet, celui que j'ai annoncé dans mon programme de travail à Berlin, est une analyse approfondie et comparative de deux stratégies de gestion de l'islam transplanté minoritaire et qui s'estime en terrain hostile, qu'exprime le concept de *dâr-ul-harb* autour de deux pôles extrêmes qui balisent en fait la configuration future de l'Europe en la matière: La France, d'une part, peut être seule en Europe avec ce choix, qui affiche une doctrine dite «d'Intégration républicaine et laïque», par le biais du temple de la République qu'est l'école. La doctrine du «*Multi Kulti*» allemand, d'autre part, dans un contexte de continuité de l'affirmation, contre toute évidence – surtout à Berlin –, que «l'Allemagne n'est pas un pays d'immigration».

En Allemagne et à Berlin, c'est la présence turque où la dimension nationale et nationaliste importée qui surdétermine tout le reste, complique encore plus qu'ailleurs cette «gestion de l'Islam transplanté» que je préfère envisager en «conditions de la coexistence». À cette particularité de la situation allemande s'ajoute une autre dimension de l'Islam turc, totalement ignorée durant des décennies en Europe, occultée en Turquie même: la religion des *Alevî/ Bektachî*. Les fidèles de cette confession de l'Islam, récusée souvent dans la violence et l'exclusion par l'orthodoxie sunnite, tenus au secret de leur appartenance non seulement pour des raisons historiques de persécution – bien réelles –, mais aussi pour des raisons intrinsèques liées aux structures initiatiques propres de cette doctrine, constituent le quart de la population de la Turquie et autant de l'immigration turque en Europe. Avec une complication majeure qui entrelace l'identité ethnique et la religion: un tiers environ de kurdes est de confession alévie. On est d'abord kurde, ou plutôt alevî? Quelles solidarités? Quelles ethnicités? Par ailleurs, la doctrine de cette religion *déiste*, qui divinise l'Homme, son idéologie et sa pratique correspondent bien aux fondements et à la théorie de l'Humanisme occidental qui prend l'Homme comme le centre et la mesure de toute chose. La «découverte» des *Alevî-Bektachî* comme «un Islam au visage avenant et libéral, humaniste» les prédispose naturellement à un partenariat privilégié en milieu Européen séculier et/ou chrétien. Cette stigmatisation, – positive certes –, d'une minorité dans la minorité ne risque-telle pas de compliquer encore les conditions de la coexistence qu'on cherche à élaborer?

Le travail de terrain sur la scène berlinoise, qui fut d'une grande richesse par les contacts et échanges sur les modalités de la coexistence avec «les» Islams par l'affirmation de la doctrine «*Multi-Kulti*», m'a vite plongé dans une frustration impatiente, tant le travail est urgent et complexe sur un champ qui est abordé par des approches plutôt conventionnelles, instrumentalistes, idéologiques, presque toujours en déphasage par rapport à la réalité. Il fallait établir avec toute la rigueur sociologique et conceptuelle ce qu'est le multiculturalisme réellement vécu à travers un «ailleurs» exotique «à consommer» au restaurant, en touriste ou en flaneur du KaDeWe ou à travers des rituels de masse comme le «Love parade» qui voit défiler un million de jeunes: multiculturalisme idéologique qui sous-tend des modalités diverses «*d'affirmative action*», terme que l'horrible vocabulaire de l'action sociale en France a traduit par «*discrimination positive*» qui traduit bien la réalité. Ainsi un suivi intensif des chaînes de télévision allemandes laisse apparaître rapidement que cette altérité – qu'on pense circonscrire dans le «*multi-kulti*» – occupe en fait une place dérisoire, et au mieux accidentelle, dans l'ensemble de ces médias qui forgent l'opinion et le fameux «esprit du temps» autour d'une question pourtant extrêmement grave au plan national. C'est aussi ce travail de terrain qui m'a permis de suivre, presque dans sa genèse et son développement, les avatars d'une théorie issue du vieux concept ottoman de *millet* (communauté nationale-religieuse) qui, revisité, met l'Islamisme fondamentaliste communautaire en réciprocity de perspectives avec la logique profonde du *Multi-Kulti* que sous-tend un relativisme culturel de bon aloi.

L'ampleur du débat, le nombre d'interrogations en instance m'ont fait renoncer à présenter ce travail en gestation au rituel traditionnellement consensuel du *Vortrag* du mardi.

J'ai choisi plutôt d'y présenter, à partir d'un «objet culturel», le dessin sur verre d'un personnage magique de la tradition populaire turque, «*>ahmeran*», la reine des serpents, à usage de magie apotropaïque. A travers cette présentation que j'ai comparée à ce que Claude Lévi Strauss appelait une «démonstration de camelot» pour sa propre analyse structurale du mythe d'Oedipe, j'ai voulu surtout illustrer les problèmes de théorie et de méthode anthropologique qui nécessitent un traitement particulier dès qu'on entre dans le monde de ce «*Grand Code*» qu'est l'Islam et sa civilisation: la tradition savante /populaire, l'écrit/l'oral, la religion/la philosophie, le sacré et le profane etc... qui coexistent, s'interpénètrent, opèrent des glissements etc.

En partant du récit d'une guérison miraculeuse recueilli auprès d'un immigré turc, qui attribue cette guérison à l'ingestion de la chair de cette «reine des serpents» et à partir d'une analyse du cycle de «*Hâsib el Din*» des Mille et Une Nuits et des Sourates du Coran qui concernent les

personnages et les événements du récit, j'ai entrepris de démontrer, à travers cette «illustration» ce que je considère comme la méthode la mieux appropriée à l'analyse de ce «*Grand Code*» symbolique musulman. Proche de la démarche de C. Geertz, cette approche reste fondamentalement herméneutique.

Mais l'essentiel de mon travail de réflexion durant mon séjour berlinois a été consacré à une recherche que je poursuis depuis longtemps: la logique de ce que j'appelle «*L'Islam sauvage des Turcs*» à l'instar de la *Pensée Sauvage* de Lévi-Strauss et en hommage à sa formulation. Comment la religion archaïque pré-islamique des Turcs anciens, l'Islam dont ils furent les maîtres politiques durant six long siècles, et le substrat anatolien autochtone, pré-chrétien et chrétien ainsi que la tradition vétéro-testamentaire, sont *bricolés* dans cette religion populaire: une religion de l'effervescence que la religion «officielle» ne parvient jamais à couvrir, ni à maîtriser.

Durant mon séjour au *Kolleg*, j'ai centré l'essentiel de mon travail sur cette perspective, *désir du miraculeux et attente thaumaturgique*.

Qu'est ce qui nous incite en effet, et avec quel dispositif, au plan réel, imaginaire et symbolique, au plan individuel et avec telle ou telle expérience culturelle encadrée par la religion, à organiser des stratégies de l'attente thaumaturgique, à agir sur le monde que nous vivons comme contingent, qui est le nôtre, et à maîtriser la causalité, pour la réalisation «*miraculeuse*» d'un désir ad hoc? Et surtout, pourquoi la logique de cette démarche est essentiellement et – étonnamment – métonymique dans «*L'Islam sauvage*» des Turcs? Quel est le statut du miraculeux, de la contingence et de la causalité en Islam? Philosophique avec Averroès, populaire avec le culte des saints et les différentes modalités de la magie.

C'est aussi pour ce volet de mon travail que la convivialité du Wissenschaftskolleg s'est avérée la plus féconde: des discussions d'après déjeuner aux «dîners en ville» au gré des affinités électives. Aziz Al-Azmeh, Cornélia Isler-Kerényi, Paolo Mancosu, Françoise Waquet, Alain Supiot eurent la patience d'entendre de temps en temps mes pensées du moment prononcées à voix haute, interlocuteurs au «commerce» desquels j'ai souvent trouvé le déclic pour tel concept ou telle articulation sur lesquels je revenais sans cesse avec inquiétude et obstination.

Dans un domaine où l'érudition règne en maître, comme celui de ce que j'appelle *l'Islam Sauvage*, la documentation est vitale. Aussi, l'éloge serait-il un vain mot pour exprimer la mesure de la reconnaissance que nous devons tous au temple de la bibliothèque et à ses vestales. Des titres pour lesquels j'avais naguère usé mon temps et mes nerfs durant des années, à Paris ou à Istanbul, apparaissaient comme par miracle sur les rayons de la bibliothèque. La fascination était telle, parfois, qu'il m'est

arrivé de faire des demandes qui relevaient d'un pari quelque peu pervers: «ça, elles ne l'auront pas quand même!» «Elles» l'avaient! Mais du coup, plus d'excuses: «*quand le vin est tiré, il faut le boire*»; et maintenant il faudra *cuisiner* tout cela. Encore des métaphores. Peut être faut-il bien donner raison à Lacan quand il avance: «La métonymie est la structure fondamentale dans laquelle peut se produire ce quelque chose de nouveau et créatif qu'est la métaphore». Mes «clients» habituels, ceux dont j'essaye de décoder le discours et la raison, connaissent bien cette mécanique, telles ces femmes en quête de fécondité qui passent la nuit seule, allongée, nue à même le sol à côté du catafalque d'un «saint» musulman en «incubation» pour l'atteindre dans le rêve de la nuit et concevoir le fruit de leurs entrailles.

J'ai bien eu le sentiment de cette incubation lors de ce passage au Wiko.

Christopher Hann

Culture and the Limits to *Einführung*



Born in South Wales, 1953; educated at Oxford (BA Politics, Philosophy and Economics, 1974) and Cambridge (PhD Social Anthropology, 1979); has carried out fieldwork in Hungary and Poland, and (with Ildikó Bellér-Hann) more recently in Turkey and Xinjiang. He has been Professor of Social Anthropology at the University of Kent at Canterbury since 1992, having previously taught for many years at Cambridge. – Address: Dept. of Anthropology, Eliot College, University of Kent at Canterbury, GB-Canterbury, Kent CT2 7NS.

This has been the first time that I have used sabbatical terms for purposes other than fieldwork. With a backlog of materials from projects in Poland, Turkey and Chinese Central Asia, it was high time to give priority to writing. However, since my prior knowledge of Germany was almost zero, a lot of effort went into finding out how the local culture works, the sort of things one does in any new fieldwork project. Of course, there were differences. The Kolleg is an infinitely more comfortable environment than any of my previous fieldwork locations. Because it is also an English-speaking institution, the usual anthropological predicament where it is essential to learn the local language did not apply. If language is indeed the key to culture, as many anthropologists have argued over the last two centuries, then at the end of a year I have to admit that my grasp of German culture is pretty tenuous.

On the other hand the opportunities provided by the Wissenschaftskolleg and Berlin as a city have given me constant stimulus to reflect on and question basic concepts of my discipline. Although most anthropologists are familiar with the name of Johann Gottfried von Herder and believe him to be important, I suspect few have read his work. It is not easy to do so in English, since little has been translated. Perhaps he is not much read in Germany either. It came as a surprise to find that Herder is missing from the philosophy and social science section of the Kolleg library. Eventually I located two volumes of an incomplete *Auswahl* in the literature section upstairs. I take this to mean that Herder is not classified by contemporary German intellectuals as a first-rank thinker. Yet a Herderian concept of culture still dominates anthropology, in Germany as in Britain and

America. This concept has its appealing, emancipatory aspect: we should respect customs and forms of life that are very different from our own. But it also has its obverse: it is not Herder's fault that he was cited and distorted by Nazi ideologues, but anthropologists must be alert to the uses to which their concepts are put. The dangers inherent in claims to cultural uniqueness were illustrated in many Colloquia in the Kolleg this year. In my own project in South-East Poland, I have shown how both Poles and Ukrainians in a region that was once genuinely multicultural tend nowadays to an exclusive proprietorial stance to their separate national cultures. Polish extremists in Przemysl have succeeded in removing a church dome which in their eyes represented a foreign, eastern culture in a city which they want to make purely Polish.

Berlin experiences have also forced me to reflect on another Herderian concept, his notion of *Einfühlung*, for which empathy seems to be the closest term in English. This is important for many social scientists (it emerges in a somewhat different form in the concept of *Verstehen* in the sociology of Max Weber) and especially for the sort of understanding that anthropologists usually seek. But how does one feel empathy for a group when one's own culture is very different, when there is no base in common experiences? The problem of Ossi/Wessi identities within the German *Volk* turned up again and again during the year. My neighbour Wolf Biermann told everyone willing to listen that he felt no *Mitleid* for Ossis as a group, though his own life was obviously marked by decades he spent in the DDR and he certainly has maintained some friendships with individuals. In the course of the year I reviewed *Settling Accounts* by the American anthropologist John Borneman, who affects a strong commitment to the victims of the communist system and urges more radical pursuit of retributive justice. The book has some defects, but I suspect that my negative review was also influenced by conversations with German Fellows, and also with a few friends in East Berlin, about cases still going through the courts this year.

Our few contacts with Ossis began to seem like quite a lot when I talked to other West Berliners. Occasional trips outside the city to present papers were especially revealing. At the Universities in Leipzig and Frankfurt/Oder the great majority of staff were from the West. It is in some respects a colonial situation and you do not need training in anthropology to feel some sympathy with the Ossis in these places. In Leipzig I learned that a new word has entered the German language: a *Dimido* is a University teacher who only appears at his/her place of employment in the East on Tuesdays, Wednesdays and Thursdays; the rest of the time he/she lives in the West, or in Berlin. Frankfurt has a new University called Europa-Universität Viadrina and claims to be proud of its many Polish students.

Unfortunately, the city also has a reputation for violence against foreigners by skinhead groups. Although there are Polish research students in anthropology and my colloquium paper dealt with Polish border relations, they were not invited to attend by the Wessis who run the Department. They talked about how marvellous it was to do fieldwork in an exciting border city, but before we had time to discuss this work they had to leave to catch the last train back to Berlin. I travelled back by car with an intelligent young man who is using his Brandenburg Scholarship to write a *rein theoretische* dissertation on the *Ethnologie des Glückes*, beginning with a consideration of Herder's question concerning *das glücklichste Volk*. He has lived in Berlin for many years, yet has had fewer contacts with East Germans than we have managed. Perhaps the question of the happiest *Volk* in history cannot be answered; but I cannot help feeling that the Ossis have been one of the *unglücklichste*.

Quite early on I realised that I shall need much more than a year to clarify my understanding of the trajectory of German *Ethnologie*, not to mention my grasp of recent German history and society. One specific point in the subdiscipline of economic anthropology may be relevant to continuing discussions in the Kolleg of 'economics in context'. It is common in Britain to credit Bronislaw Malinowski with the invention and popularisation of the concept of reciprocity, following his fieldwork in the Trobriand Islands during the First World War. However, Marion Melk-Koch in her study of Richard Thurnwald (1989) makes the strong claim that he was the real innovator. I mentioned this in correspondence with Sir Raymond Firth, Malinowski's closest colleague, who also knew Thurnwald. In earlier published work Firth has credited the German with being the originator of the idea of the 'embeddedness' of the precapitalist economy, a metaphor later taken over by Karl Polanyi and the substantivist tradition in economic anthropology. But in the case of reciprocity Firth is not prepared to give all the credit to Thurnwald. The fact that Malinowski himself apparently did so, in a note to Thurnwald in which he referred to him as 'my Master', is unpersuasive, since we know from other cases (notably Frazer) that Malinowski had a habit of flattering even those to whose whole approach he was firmly opposed. According to Firth 'it was rather a case for parallel thinking'. However, there may be common points of origin, for Malinowski studied in Germany (Leipzig) before his move to England and his fieldwork, and ideas of mutual aid were common currency in a number of disciplines at this time.

Fortunately I shall be able to continue this and other incomplete lines of enquiry in a second year in Berlin, an opportunity for which I am immensely grateful to all concerned. Lurking in the background is the prospect of taking up a Directorship at a new Institute of the Max-Planck-

Gesellschaft, to be located somewhere in the *neue Bundesländer*. This has been a long time in gestation and at the time of writing it is still by no means clear that it will come to fruition. I hope it does for, quite apart from the obvious selfish attractions of better research conditions than any British university can offer and the opportunity to shape the direction of an Institute from its inception, it seems to me that this Institute should be able to play a useful role in the wider context of the discipline in Germany and internationally. It is clear that the Nazi period caused a break, and that the field has lacked coherence since the passing of Thurnwald's generation. This is reflected in the plethora of names under which anthropologists work, including *Volkskunde*, *Europäische Ethnologie*, *Völkerkunde* and *Kulturanthropologie*. I have heard plenty of negative comments about a 'state of disarray' and 'crisis'. Yet I also see signs of creative vitality at all levels, from the programme for the forthcoming EASA Conference at Frankfurt/Main to the student presentations at the *Forschungstagen* to which Georg Elwert and his colleagues kindly invited my wife and I at the Institut für Ethnologie of the Freie Universität. In Britain too there has been talk of a crisis in anthropology for at least a generation, and yet somehow the discipline seems to survive. Indeed it seems to prosper, even though the 'anthropological turn', as Wolf Lepenies has called it, is perhaps less marked in Britain than elsewhere. Anthropological concepts and methods have had a major impact on historians, rather less on adjacent social sciences. There has been less communication in recent years with biological anthropologists, and perhaps one of the tasks of a new *Institut für ethnologische Forschung* could be to rejuvenate the sort of dialogues about social evolution that were central to nineteenth-century definitions of the subject.

All this remains to be seen. Meanwhile, what have I accomplished during my first year in Germany? Well, my project on Greek Catholics in Poland (supported by the British ESRC) was smoothly completed, much aided by the easy communications. By taking the night train from Lichtenberg I could be at the Polish-Ukrainian border in good time for lunch, and so I made more field trips than originally planned. I also achieved better dissemination, publishing articles in more languages and countries than would have happened without the networks that opened up from the Kolleg. (A fair sample of this work is the piece in *Slavic Review* 1998.) All this took up more time than expected, so less progress was made on other fronts. I saw my edited volume on *Property Relations* through the final stages of production at Cambridge University Press. I caught up with book reviews and finished articles about Central Asia, one of them a joint work with Ildikó Bellér-Hann. It became clear that the book from this project must be her work in its entirety. We did not make much progress with our

joint monograph following our earlier field research in Turkey: completion of this work, provisionally entitled *Modern Lazistan*, has top priority for next year.

It will be a privilege to stay a little longer in Grunewald, though the opportunities for inter-cultural experiences must be more limited here than almost anywhere else in the city. From an anthropological point of view, I would prefer to see the Kolleg located in Kreuzberg or Prenzlauer Berg (where we spent much of May Day, though without witnessing any of the violence that later made media headlines). At the same time we benefited fully from the marvellous location and facilities of the Kolleg. We mapped the forests as far as the Havel on our bicycles. For a while the children came with us on rides, walks and runs around the Grunewaldsee and Teufelssee, but as the year went on they became increasingly autonomous young adults and more reluctant to join us. They had some inter-cultural experiences of their own, having to put up with a little (mild, perhaps mostly affectionate) teasing at the John F. Kennedy Schule on account of their British accents. It has been an important year in their education, in all respects.

To use the term culture in yet another sense, we much enjoyed sampling the city's cultural menu in the fields of music and drama. Within a few weeks in June we heard Alfred Brendel at the Philharmonie and Bob Dylan at the Waldbühne: classics of incommensurable musical cultures? The latter's performance was briefer and somehow less satisfying than that given by Wolf Biermann when receiving his Deutsche Nationalpreis (Erste Klasse!) from Helmut Schmidt at a ceremony in the Staatsbibliothek in May. Watching a video of Biermann's 1976 Köln concert, part of the splendid German language and culture programme laid on by Eva Hund, was another highlight.

Space prevents me from mentioning the names of all the many Fellows and family members who contributed to making this year so enjoyable and rewarding in every respect for us. Nor can I list the names of all the staff who coped so well with such a diverse and demanding group of visitors. We can only say thank you, with heartfelt *Einführung*.

Mushirul Hasan

Intellectual History of Indian Islam



Mushirul Hasan was born in 1949. He received his Master's in History at the Aligarh Muslim University, Aligarh, in 1969, and completed his Ph.D. at the University of Cambridge, England, in 1977. He is the author of four books, the latest of which is *Legacy of a Divided Nation: India's Muslims Since Independence* (1997). He has edited *India's Partition: Process, Strategy and Mobilisation* and *India Partitioned: The Other Face of Freedom*, in two volumes. His latest volumes, edited during his fellowship at the Wissenschaftskolleg, are entitled *My Life a Fragment: Mohamed Ali's Autobiographical Writings* (1999), *Knowledge, Power & Politics: Educational Institutions in India* (1998) and *Islam, Communities and the Nation: Muslim Identities in South Asia and Beyond* (1998). He is Professor of Modern Indian History at Delhi's Jamia Millia Islamia University. – Address: 38, Dakshinapuram, Jawaharlal Nehru University, New Delhi 110067.

My friends in Delhi were not sure if it made sense for a historian of colonial India to accept an otherwise prestigious fellowship at the Wissenschaftskolleg. "Why Berlin?" I was asked. "For somebody who doesn't read or speak German, it makes little sense to spend such a long time in an unfamiliar land," commented a friend.

I arrived at Tegel with many doubts and uncertainties. At the end of my stay, however, I reflect on the last ten months with considerable satisfaction. I was pleased to be in Berlin. I was particularly proud to be associated with an extremely lively and dynamic institution. A big thank you to the energetic Rector and his affable colleagues for making it possible. I was overwhelmed by their courtesy, kindness and friendship. They have truly earned everybody's respect and goodwill.

I experienced and benefited from the wide-ranging activities that took place at the Kolleg. The concerts, followed by excellent meals, offered much welcome relief from the drab and routine life of a scholar. The lectures, followed by discussions, were generally stimulating, though the format of the lectures could perhaps be a little less structured. Moreover,

some sections of the scholarly community in Berlin could also be invited to the lectures delivered by the Fellows.

In general, it was a rewarding experience to talk to so many scholars who were drawn from different countries and from different disciplines. After their initial diffidence, most of my colleagues turned out to be remarkably friendly and amiable, more so after the Thursday meals when the French red wines made communication so much more easier. We often had heated discussion on a wide variety of issues, including the future of the Palestinian struggle, India's nuclear explosion, and France's victory over Israel (which did not amuse Françoise) in the World Cup.

Playing table tennis after lunch was most enjoyable, for it helped to create a sense of camaraderie which is not always the easiest thing to achieve. Yes, it was most satisfying for me to emerge as the 'unofficial' champion, a champion who did not receive a medal or a trophy. I did shed a few tears for Paolo Mancosu, Wolf Biermann, Stephan Leibfried, Tonio Hölscher and Ryôsuke Ohashi, who failed in their bid to challenge my supremacy. My only regret is that Perry Anderson was not persuaded to join us.

Let me now share with you a brief resume of my academic activities.

Soon after my arrival in Berlin, I attended a conference held at the Centre for Modern Oriental Studies in Berlin. In addition, I lectured at the Islam and Modernity Group in the Wissenschaftskolleg, the Department of Anthropology at the Free University in Berlin, and the South Asian Institute in Heidelberg. It was fun to attend a conference on "Unity in Diversity" in South Africa; and to lecture at the Department of Comparative Religion, University of Amsterdam; the Department of History, University of Strathclyde, Glasgow; the Department of Sociology, Edinburgh; and the Royal Asiatic Society in London.

Much of these lectures related to a variety of themes of my book project: The intellectual history of Islam in India from 1900–1947. The book is nowhere near completion, though my exchanges with colleagues in Germany and elsewhere have been a source of great help.

Meanwhile, I published some papers in Indian and Italian journals and edited two volumes on *Knowledge, Power and Politics: Educational Institutions in India* and *Islam, Communities and the Nation: Muslim Identities in South Asia and Beyond*. Much of the work on these books was done at the Kolleg. I was pleased they were published in June this year, just a month before the completion of the academic term.

Thanks to the marvellous support extended by Elissa Linke of the *Fellow-Dienste*, I was able to edit and annotate a major text on Muslim identity in colonial India. The text was written by Mohamed Ali, a leading

figure in Indian politics and the chief ideologue of pan-Islamism in the early 1920s. The book has been published in February 1999.

One of my major scholarly concerns has been to analyse the colonial and nationalist narratives on Islam and the Muslim communities in India. I pursued this theme, in collaboration with my colleague in Delhi, Dr M. Asaduddin, with the aid of short stories written in a number of Indian languages. The idea behind the book is to examine, over time and space, the images of Indian Islam and its followers in the literary sources, and to analyse how Muslim identity (or identities) has been historically constructed. This work has been accepted for publication by the Oxford University Press in Delhi.

I am glad the Kolleg offered the facilities for me to complete this book.

If there is life after death, I would like to return to the Wallotstrasse 19. I would still like to play table tennis with Paolo, Wolf, Stephan, Tonio and Ryôsuke. But, Mr Rector, we could do with a new table.

Let me conclude with an Urdu couplet that nobody will understand.

*Ab to jaate hai maikade se Mir
Phir milenge agar Khuda laya.*

Tonio Hölscher

Wiedergefundenes Vergnügen



Geboren 1940 in Königsfeld/Schwarzwald. 1959–65 Studium der Klassischen Archäologie, Alten Geschichte und Klassischen Philologie in Heidelberg, Rom und Freiburg/Breisgau. Promotion 1965 in Heidelberg, Reisestipendium des Deutschen Archäologischen Instituts 1966–67 zum Studium der Mittelmeerländer, Habilitation 1972 in Würzburg. Seit 1975 o. Professor für Klassische Archäologie an der Universität Heidelberg. Gastprofessor an der Universität Napoli 1988, Meyer Shapiro Visiting Professor an der Columbia University New York 1993. Seit 1972 Mitglied der Zentralkommission des Deutschen Archäologischen Instituts, seit 1980 o. Mitglied der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, seit 1991 Mitglied der Academia Europaea. – Forschungsschwerpunkte: Bildkunst der Griechen und Römer im politischen und gesellschaftlichen Kontext. Strukturen der Bildsprache. Urbanistik. – Veröffentlichungen: *Griechische Historienbilder des 5. und 4. Jhs v. Chr.* (1973), *Staatsdenkmal und Publikum* (1984), *Römische Bildsprache als semantisches System* (1988), *Öffentliche Räume in frühen griechischen Städten* (1997). – Adresse: Universität Heidelberg, Archäologisches Institut, Marstallhof 4, 69117 Heidelberg.

Als ich mit meiner Familie nach Berlin kam, erwartete ich, das Wissenschaftskolleg werde eine Fortsetzung der Universität mit anderen Mitteln sein. Das war falsch. Das Kolleg ist nahezu der polare Gegensatz zur Universität:

Am Kolleg habe ich seit langem zum ersten Mal wieder erlebt, daß Forschung höchste Priorität hat. Ich war aus den öffentlichen Diskussionen gewohnt, daß Forschungen weitgehend als persönliches Hobby geduldet, Forschungsprojekte vor allem unter dem Gesichtspunkt der Drittmittel betrachtet wurden. Davon zu reden, erweckt den Verdacht, Pflichten zu vernachlässigen. Ohne schlechtes Gewissen zu forschen, war wunderbar.

Am Kolleg herrscht offenes Vergnügen an der eigenen Tätigkeit. Die Situation an den Universitäten hatte zuletzt, mich selbst eingeschlossen,

zu einer diffusen Larmoyanz geführt, die sich immer wieder zu einer Art *competition* des Leidens steigerte: Wer das größte Recht auf Klagen über Verwaltung und Lehre beanspruchen kann, hat die besten Karten. In einer Atmosphäre zu leben, in der alle offen sagten, wie wohl sie sich fühlten, war so überraschend wie stimulierend.

Die Universitäten müßten, zur Rettung der Leidensbereitschaft, einen heiligen Krieg gegen das Wissenschaftskolleg führen. Sie müßten mit massenhaften Desertionen rechnen.

In einem der ersten Gespräche stellte mir Weyma Lübbe die Frage, ob Archäologen mehr Bücher innerhalb oder außerhalb ihres Faches lesen. Angesichts der durchschnittlichen Praxis meines Faches war bereits die Frage so erstaunlich, daß ich sie seither gerne zitiere. Auch wenn ich selbst dabei noch keine befriedigende Figur mache.

Die wirkungsvollste Erfahrung am Kolleg war die Konfrontation mit den Zumutungen der Disziplinen von gegenwärtiger Aktualität. Als Kulturwissenschaftler, und gar als Historiker des Klassischen Altertums, hätte man sich in einer Gruppe, in der Sozial-, Wirtschafts-, Rechtswissenschaften und Anthropologie den Ton und die Probleme angaben, fachlich leicht isoliert fühlen können. Wie heilsam die neue Umgebung aber war, wurde mir in einer Diskussionsrunde der Berliner Museen über den Plan einer Ausstellung über (griechische) „Klassik 2001“ deutlich: Das Projekt, dem ich zu einem früheren Zeitpunkt zuversichtlich zugestimmt hatte, war mir zunehmend schwierig geworden: Wie würde ich das „Unternehmen Abendland“ meinen indischen und islamischen Kollegen plausibel machen können? Aziz Al-Azmeh mit seinem ständigen Verdacht der Graecophilie hat einen zielsicheren Stachel hinterlassen.

Es war viel von Globalisierung die Rede. Das hat mich dazu gereizt, mein Konzept der frühen griechischen Welt als Gegenentwurf anzulegen: als Bild einer Gesellschaft und Kultur der kurzen Distanzen, der direkten Kommunikation und des unmittelbaren Handelns. Ich war mit verschiedenen bereits begonnenen Projekten nach Berlin gekommen, die die archaische Zeit der Griechen betrafen. Bei einer Untersuchung über „Öffentliche Räume in frühen griechischen Städten“ hat Chris Hann mit bewundernswert stimulierender Geduld meine zaghaften Schritte in die anthropologischen Fragen zu *face to face communication* in komplexen Gesellschaften ertragen. Wichtig ist mir dabei die Frage geworden, wie in den griechischen Städten die öffentlichen Räume der Agora, der zentralen Heiligtümer und der großen Nekropolen ein System von drei Polen bildeten, die alle Aktivitäten des gemeinschaftlichen Lebens strukturierten: die Räume der Menschen, der Götter und der Toten. In der Trennung von politischem und religiösem Zentrum, die die griechischen Städte von den Metropolen des Orients und Ägyptens unterscheidet, scheint mir ein

Ansatz dafür zu liegen, daß in Griechenland Politik sich allmählich zu einem relativ autonomen Bereich *sui generis* entwickeln konnte. Diese Entwicklung habe ich bis zu dem ersten Höhepunkt in der Zeit der Demokratie verfolgt, wo die Entstehung der Gattung des öffentlichen „Denkmals“ den Städten eine neue politische Semantik verliehen hat.

Parallel dazu liefen die Untersuchungen zu einer Monographie über frühe griechische Mythenbilder und die darin enthaltenen gesellschaftlichen Wertvorstellungen und Mentalitäten. Im Gegensatz zu den vorherrschenden Richtungen der Mythenforschung, die nach „wilden Ursprüngen“ der Mythen in prähistorischen Jäger- und Hirtengesellschaften oder nach psychischen Ur-Bedeutungen hinter den erhaltenen Mythen suchen, geht es mir um den konkreten Gebrauch und Umgang der historischen Gesellschaften mit den Mythen. Die Bildwerke, vor allem die bemalte Keramik, enthalten dazu ein noch kaum ausgeschöpftes Reservoir von Zeugnissen, die in vieler Hinsicht weit ergiebiger sind als die schriftlichen Quellen. Hierfür war zunächst ein wissenschaftliches Instrumentarium zu entwickeln, das die unterschiedlichen Leistungen von Bildern und Texten zu erfassen erlaubte. Die Fragen gingen vor allem auf die Ausbildung von „kultureller Identität“, Konsolidierung der Gemeinschaften nach innen und Abgrenzung nach außen, und um die Verlagerung der Identitäten von den Bereichen der Religion und der allgemeinen Lebenskultur in den Bereich von Staat und Politik.

Ein glücklicher Zufall trug mir während des Jahres die Aufgabe zu, zur Leipziger Buchmesse die „Lectio Teubneriana“ des Teubner Verlags zu halten. Ich habe sie zu einer Synthese genutzt, in der ich Phänomene „Aus der Frühzeit der Griechen: Räume, Körper, Mythen“ aus einer weiteren Perspektive für ein breiteres Publikum bzw. eine breitere Leserschaft dargestellt habe. Das Kolloquium im Kolleg war die beste Gelegenheit zu erproben, welche Chancen ich damit außerhalb meines Faches hatte.

Kleinere Verpflichtungen, aus denen man auch in Berlin schwer aussteigen konnte, verloren hier ihren drückenden Charakter: Aufsätze aus früheren und gegenwärtigen Arbeitsgebieten, auch die Herausgabe einer „Einführung in die Archäologie“, die mich u. a. mit meinen Kollegen von der Freien Universität verband.

Die Verbindungen mit den Berliner Institutionen des Faches, den Universitäten und dem Deutschen Archäologischen Institut, wo meine Frau und ich ein sehr großzügiges Gastrecht genossen, waren eng und sehr förderlich. Ich habe versucht, den Neid auf die Privilegien meiner Situation durch Vorträge erträglicher zu machen – und dabei selbst viel profitiert.

Ohne das Jahr am Kolleg wäre das alles nicht in dieser Weise möglich gewesen. Seit langen Jahren hatte ich zwar immer wieder Zeit gefunden,

auf eingespielten Arbeitsgebieten Projekte zu starten – aber kaum eine Chance gehabt, neue Gebiete zu eröffnen, und schon gar nicht, auf eine neue Ebene der Fragestellungen und Methoden zu steigen. Die griechische Frühzeit war mir bisher ein weitgehend unbekanntes Gebiet, die Geschichte der Mentalitäten und der Kulturanthropologie ein auch methodisch unerschlossenes Terrain gewesen. Kontinuierliche Konzentration, Freiheit für Ab- und Umwege, Befreiung von der Verpflichtung, kurzfristig in Lehrveranstaltungen Ergebnisse zu präsentieren: Das alles waren unerläßliche Voraussetzungen für neue Schritte. Die Verbindung zu einer unmittelbaren Fachgenossin, Cornelia Isler-Kerényi, war dabei so hilfreich, wie nur Kritik im Einzelnen bei grundsätzlichem Konsens über die allgemeinen Ziele sein kann. Noch wichtiger aber als fachliche Anregungen und Kritiken war die allgemeine Herausforderung durch die Gruppe: daß man in der eigenen Arbeit etwas bieten mußte, das den anderen plausibel machte, warum man das tut. Wer diesen Härte-test mit Distanz zu sich selbst auf sich nimmt, hat etwas gewonnen, das anderswo nicht zu bekommen ist.

Ein großer Standortvorteil des Wissenschaftskollegs ist die Ansiedlung in Berlin. In der Regel erweist sich die Produktivität von Wissenschaftlern, gleich welcher Fächer, als so groß wie ihre Teilnahme am allgemeinen Geschehen der zeitgenössischen Kultur. Berlin bedeutete eine Maximierung dieser Chancen, die meine Frau und ich begierig genutzt haben. Ich war froh, daß es sich ergab, der Gruppe bei einem Besuch des Humboldt-Schlößchens in Tegel die Skulpturen-Ausstattung zu erläutern. Vor allem aber war das gegenwärtige Berlin ein Lehrstück für den, der sich für städtische Kulturen in historischen Epochen interessiert: mit den tief eingegrabenen Diskrepanzen der Lebensstile in den beiden Teilen der Stadt und den Blockaden in den Köpfen der Unwilligen wie der Willigen; mit der Unfähigkeit, die Spuren der DDR in angemessener Weise für ein kritisches Gedächtnis zu bewahren; mit der Obsession, das Gedächtnis an den Holocaust in der denkbar problematischsten Weise zu gestalten; mit den Problemen, die öffentlichen Räume mit Leben und mit signifikanten Symbolen zu erfüllen. Genügend Stoff also für weiteres Nachdenken über öffentliche Denkmäler, bei denen nicht nur die Erfahrungen der Gegenwart ein Licht auf die Vergangenheit werfen, sondern auch frühere Praktiken einen distanzierten Blick auf die gegenwärtigen Projekte eröffnen sollten.

Das Beste an diesem Jahr war, Vergnügen und Übermut wieder zu gewinnen. Nicht zuletzt dadurch, daß die „spouses“ in den Kreis einbezogen waren und das Leben zwischen Kolleg und Familie im gemeinsamen Takt verlief wie seit langem nicht. Entscheidend haben dazu die Mitarbeiter des Kollegs beigetragen: als ob es nichts Schöneres gäbe, als den

Fellows das Leben leicht zu machen. Unübertrefflich hilfreich, als Nachbar im Kolleg und zu Hause, war dabei Wolf Biermann. Ich habe aus Spielerei angefangen, fiktive Reflexionen antiker Betrachter über antike Bildwerke zu schreiben: um zu testen, wie viel von den Erkenntnissen der Wissenschaft in vitale Äußerungen antiker Zeitgenossen übersetzt werden kann. Die Skepsis mancher Leser war hier ebenso heilsam wie die Ermunterung durch andere. Dies ist noch nicht weit gediehen – ich hoffe, mir die Leichtigkeit zu bewahren, um daraus einmal ein lesbares Buch über das Erlebnis der Perserkriege und der Demokratie in Athen zu machen.

Vielleicht hat das Jahr am Wissenschaftskolleg mich nicht sehr gut auf den Wiedereinstieg in die Normalität vorbereitet. Den Studenten wird es zugute kommen.

Huricihan Islamoglu

Passages



Huricihan Islamoglu is a Professor of Economic History and Economic Theory at the Middle East Technical University, Ankara, Turkey. She has a B.A. degree in Economics from the University of Chicago, where, as a graduate student, she worked with Marshall Hodgson in the Social Thought Committee. She received her doctorate in Economic History at the University of Wisconsin, Madison in 1979. She was a post-doctoral fellow at the Department of Agricultural Economic at the University of California, Berkeley. She taught in the Development Program in Berkeley between 1985–89. For six years she has been a member of the Middle East Committee of the Social Science Research Council and is on the editorial board of the *Journal of Historical Sociology*. She has published articles on the economic history of the Ottoman Empire and Europe, on social and political theory in English, French, German, Hungarian and Turkish. Her books include *The Ottoman empire and the World Economy* (Cambridge: Cambridge University Press, 1987); *State and Peasant in the Ottoman Empire* (Leiden: E.J. Brill, 1994), also published in Turkish; editor of “New Approaches to European History”, a special issue of *Middle East Technical University Studies in Development*, vol. 22 (1995), also published in book form in Turkish. – Address: Kevorkian Center for Near Eastern Studies, New York University, 50 Washington Square, New York, NY 10012-1073, USA.

I came to Berlin with the intention of totally secluding myself from the world to complete a book-length project on the transformation of state power and property rights in the 19th century Ottoman Empire and France. The theoretical framework for the book had more or less been formulated during the previous two years in a number of conference papers. This framework had as its starting point a critique of the perception of state and society relations as formulated in a narrative of private property, rooted in 19th century liberalism and in its recent neo-liberal

reincarnations. In the terms of this narrative, state and society constituted separate domains and the development of property rights in the form of private ownership belonged to the domain of society or the sphere of commodity exchange activity of private individuals. This view assigned the determination of property relations to the domain of economic activity, more accurately, to the domain of choices on the part of rational individuals seeking to maximize their economic gains through exchange and therefore seeking to remove all obstacles (i.e. transaction costs) in the way of their enjoyment of or access to things. Land, as the primary source of wealth in the 19th century, was perceived as such a thing, and the establishment of absolute, private ownership rights came to be viewed as inseparable from the generalisation of a commodity economy in which land, like everything else, was to be rendered exchangeable. By stressing the economic determinations of property relations, on the one hand, and through reference to various arguments relating to the naturalness of “private property”, on the other, the liberal narrative concealed the political power relations that not only underlay but were constitutive of relations of private ownership rights. Central to such concealment has been a conceptual isolation of the societal domain, in which property relations were assumed to have developed, from the political domain or from that of the state. The latter was assigned the role of night-watchman, or of securing or rubber-stamping in law those relations formed outside of the political domain. By contrast, I have argued that development of private ownership rights can not be viewed independently from the development of historical states which developed in the context of interstate competition during the 18th and 19th centuries, that it was the legal and administrative practices of a certain type of state that has been responsible for the rise of private ownership, and that property relations were about social and political power and not about Pavlovian responses of individual subjects to market stimuli. That is, these were relations among persons or groups and did not represent relations between maximizing individuals and “things”. While up to this point the argument may have a ring of familiarity for those who are acquainted with Marxist critiques of the liberal narrative, including that by C.B. Macpherson, it took these critiques to task by emphasizing the fact that property relations were power relations embedded in law. The Marxist analysis, for the most part but with notable exceptions in the work of E.P. Thompson and his followers, had joined the liberal narrative in its perception of law as legitimating foil for property relations formed outside of law, in the societal domain. This understanding of law as superstructure was conjoined to the idea of the state as the handmaiden of dominant or commercial classes in civil society, a conception akin to that of the liberal state jealously watching over the interests of economic man.

When I arrived in Berlin, the theoretical focus of my work was pretty much fixed on law. On the one hand, law was constitutive of property relations in that it defined or named these relations; in doing this, it enabled these relations. On the other hand, it represented a domain of contestations and contentions whereby different groups or individuals representing different power positions confronted each other. This, as Peter Fitzpatrick, a maverick lawyer, once told me, was the impossibility of law. But I thought what was at issue was not so much the impossibility of law but the centrality of politics to law, without which law would not be possible. In that sense, property rights, at any given point in time and in any given place, represented settlements negotiated by different parties. I had with me a large part of the data from the Ottoman archives in support of my argument and I was to take advantage of the legendary library services at the Wissenschaftskolleg to look at the French materials.

But there were a few surprises, albeit pleasant ones. As the Kolleg life began to unfold itself, I found I was not able to isolate myself as I had hoped. First, I began to feel the tremors of that life by way of my daughter's various sporting activities. Before I knew it, I found myself saddled with the task transmitting messages to and from my daughter and the Fellows concerning ping-pong and volleyball appointments.

Just as exciting, around November, I began to discover the jurists among the Fellows, and my conversations with Eberhart Schmidt-Assmann made me realise that my critique of liberal perceptions of the separation of state and society has been very much the stock in trade of German jurists who engaged in public or administrative law. My conversations with Eberhart were also invaluable in imparting to me a sense of the activism of law, its ability to constitute social reality. This ability was, of course, very much part of our daily consciousness living in Berlin, in eastern Germany, where the processes of transition to a market economy in the form of new orderings and new regulation of social reality were visible to the naked eye. It was becoming clear to me that this transition has produced its missionaries, rather perhaps generated a sense of mission, a sense of excitement among the members of west German intelligentsia to take part in it. At the same time, it was evident that the transition to market society in eastern Europe was not a smooth process. It was characterised by political convulsions, as the local elections in Saxony indicated. But witnessing these debates (which in the post-1980s world were far from being unique to east Germany), I noticed that they were taking place against a background of an existing historically constituted vocabularies of property. In Germany, as my discussions with Jürgen Kocka revealed, these vocabularies were cast in the context of the social-political struggles of the late 19th and the first half of the 20th century and represented

private property as a highly negotiated space or a space of multiple entitlements. This was a far cry from vocabularies of property in the United States, where private ownership is represented as the singular entitlement of the owner to be defended, if necessary, through recourse to violent means and to the exclusion of all other entitlements. My point here is simply: private ownership represented a contested domain everywhere, but depending on the nature and intensity of contestations, or the intensity with which those contestations were silenced, the resulting institutions carried in them imprints of these negotiations in varying degrees. Looking at the American context from a German vantage point, I came to realise that, in the former, power configurations allowed for more effective concealments of such imprints, whereby the voices of “contesting” parties were far less audible in the institutions which constituted property rights. Instead they were drowned in the din of a shrill rhetoric of private property. Having been immersed, through my education, in American vocabularies, my reaction to these vocabularies was to develop a sensitivity to the negotiable character of property rights. I have also become sensitive to the tension between an ideology of private property and its actual formulations in state laws. My German jurists friends, quite understandably, found my insistence on negotiability slightly redundant; to them this was matter of course. And I found their commitment to private property more juridical than ideological.

Thus, before long, I began to realise that breaking through my isolation was almost imperative for my project, which was as much about the past as the present, and the passionate arguments the topic of property unleashed among the Fellows and especially Peter Behrens convinced me that this year was not meant to be one of seclusion.

Immersion in the world of jurists, however, while making me realise that I had to discover certain things anew which were common knowledge to jurists, also made me aware of the closures of legal discourse or of the domains which the legal field assumed and did not problematise. In this relation, I began to explore in more detail the links between law and state power. For the jurists, the talk about state and state power has relevance only to the extent that it relates to the enforcement of law. Beyond that, law is assumed to have a certain autonomy. Not having been trained as a lawyer, I had trouble with conceptions of law’s autonomy. Having had the experience of working with historical societies in which centralised state mechanisms have been important, I did not view law as being independent of power configurations that underlay the different orderings and regulations of social reality. Ability to affect such orderings represents state power, and groups that seize that power at different times and places imbue it with different understandings or definitions of what a state is. The

latter refers to a self-definition, to a legitimating idiom. This idiom, in fact, provides a grid, a set of categories in relation to which different orderings take place. Law in this context is a vocabulary for orderings, but it has also been important in imparting legitimacy to these orderings. My problem has been to show how, at a historical juncture of state transformation in the 18th and 19th centuries, the categories in relation to which social reality was ordered and classified has changed. This also signalled legal transformation.

But as in the course of readings and conversations with the Fellows, my concern focused on the transformation of the state, I did not want to limit my work to law but also began to work on the administrative practices of the state, including those of the registration, surveying, recording, and mapping of people and of resources. In this context, I began to evaluate the land records compiled in the Ottoman Empire in the 1840s. What has been fascinating to observe was that the categories for classifying lands and persons in these surveys manifested remarkable parallels with those surveys compiled during the mid-19th century in India under the British, in Central America under the Spanish, and in France under Napoleon III. This realisation prompted me to assemble, with Martha Mundy, a volume of essays titled “Constitutions of Property Rights in the 19th Century: A Comparative Perspective”, which is close to completion.

I should mention that while my perception of state transformation, as it crystallised in my work during the last year in Berlin, recalls M. Foucault’s conception of the governmental state that, through administrative practices excluding law and politics, sought to bring under its gaze all aspects of social life. I agree with Foucault on the far-reaching gaze of states as these developed in interstate competition and were anxious to lay hands on resources and steer their economies and societies. Yet administrative orderings by individual states and law could not be abstracted from power configurations at any given point in time. And it is not simply that state orderings or law stood for or simply acted in the name of given groups. Instead legal agents, that is, administrators, state departments, jurists, and courts, themselves represented power positions confronting other positions. The understanding of state power in terms of a multiplicity of agencies has been useful in getting away from the conception of the state as a reified, monolithic entity. This flaw also plagued my earlier formulations and it was brought out all too clearly during the discussion at my *Vortrag*. The breaking down of the state into its various agencies may also be a response to Stephan Leibfried’s comment about a missing level of conceptualisation between law, state and social reality. At the same time, conceptualisation of state power in terms of multiple agencies also has the advantage of not confining the state to the domain of “control”

confronting a domain of politics in society. Instead, the domain of politics is one in which all actors participate, whereby the positioning of no actor is reified or hypostatized, but each actor participates within the boundaries of certain categories. On the other hand, these categories, to which different orderings refer, help to normalise certain ways or vocabularies through which power is exercised historically. What this suggests in terms of my thinking on power is that the exercise of power is not confined to any centre (including the state). Instead exercise of power presupposes potential and actual power positionings, it presupposes a power environment, or historically constituted power vocabularies within which various agents operate. Politics in that context becomes an awareness of the possibilities of a given power environment and of its vocabularies.

One ultimately has to relate what one does in one's work to the real world, to think about the implications of one's research in terms of their consequences for concrete actions and decisions. My study of the transformation of state property and property rights was primarily prompted by the changes that have been underway in local and global contexts since the 1980s. It was prompted by a need to develop analytical tools to make sense of a new social reality and in response to an incessant neo-liberal rhetoric that states, as they grew in their capacities to steer the capitalist market economies in various regions, were having a negative impact on the workings of the "market economy", which was assumed to have existed in abstraction removed from all political and social contexts. My search for analytical tools in reaction to the liberal anti-state rhetoric of the 1980s has started me thinking of the state in more diffuse terms – in terms of systems of ordering and of regulations that interpenetrate with and are constitutive of social life. The MITI model in Japan would probably best fit this conception. Moreover, instead of emphasizing the coercive dimension of state power, I began to see state power and its orderings as referring to processes whereby political spaces are continuously generated. This perception of an on-going creation of political spaces promises an expansion of the political space beyond the hitherto accepted boundaries of "civil society" institutions. At the same time, a conception of state power in terms of multiple orderings could allow for understandings that do not limit state power to territorial boundaries. One could imagine, for instance, overlapping orderings by different states in regional economies or cross-border regions.

As the year came to a close, conversations at lunches and Thursday dinners came to revolve around the theme that this year a certain bond has formed among the Fellows that was rather unusual for research institute environments, which typically attract competing virtuosos. It may have been a coming together of individuals who at a certain stage in their lives

were ready to look beyond the rigid and narrow confines of professional existence and see each other. Be that as it may. For me, the underside of the re-casting of the conceptual underpinnings of my work has been to recover the joy of forming friendships, untainted by marketplace considerations, as if being transported to pre-professional phases of one's life.

But this could not have happened independently of the environment created by the staff of the Wissenschaftskolleg, whose actions carefully blended the professional with the personal. A single image will remain with me: it is that of Wolf Lepenies, in the midst of an extremely busy schedule, responding to letters laden with philosophical turns of phrases penned by Ryôsuke Ohashi regarding inappropriate treatment of my daughter by a bus inspector. Incessant negotiations initiated by Wolf Lepenies yielded a letter of apology from the company, a document which in the end proved to be to the satisfaction of a scrupulous Heideggerian and a critical, exacting teenager. For incidents of this nature, as much as for the excellence of its library facilities, my year in Berlin has been an important one.

Cornelia Isler-Kerényi

Zwischenzeit



Geboren am 6. Juli 1942 in Budapest, Kindheit und Schulzeit in der italienischen Schweiz, seit 1980 in Erlenbach bei Zürich. Studium der Klassischen Archäologie in Zürich und München. 1967 Doktorat mit „Nike. Der Typus der laufenden Flügelfrau in archaischer Zeit“. Seither ununterbrochene Forschungsarbeit und Publikationen auf Deutsch und Italienisch vor allem in den Bereichen Griechische Keramik, Probleme und Methoden der Interpretation, Forschungsgeschichte, moderner Umgang mit Antiken. Von 1965 bis 1974 Mitarbeit bei Ausgrabungen in Griechenland (Eretria, Samos) und in Sizilien (Selinunte, Monte Iato). Von 1985 an zahlreiche Lehraufträge an schweizerischen und in italienischen Universitäten (Zürich, Catania, Bern, Trieste, Neuchâtel, Neapel). Von 1996 bis 1998 Lehrstuhlvertretung an der Universität Urbino. Daneben intensive Vermittlung der Archäologie an das weitere Publikum durch Zeitungsartikel (v. a. in der *NZZ*), Kurse, Vorträge, Führungen, Mitarbeit im Vorstand kultureller Vereinigungen und bei Ausstellungen. Als Mitglied der Nationalen Schweizerischen Unesco-Kommission Einsatz für internationale Museumskollaborationen und für Konventionen zum Schutz von Kulturgütern vor Raub, Zerstörung, und Übernutzung. Seit 1986 systematische Analyse der Bildgeschichte des griechischen Gottes Dionysos mit dem Ziel, die Rolle dieser Figur in der Geschichte Athens im 6. und 5. Jh. v. Chr. zu klären. – Adresse: Rankstraße 31, CH-8703 Erlenbach.

Dionysos ist innerhalb der altertumswissenschaftlichen Fächer – nicht erst heute – der meistdiskutierte und auch im weiteren Publikum einer der am besten bekannten griechischen Götter. Sein Bild inner- und ausserhalb der Wissenschaft war lange geprägt von der Gestalt, die ihm Euripides in seinem 407 v. Chr. aufgeführten Drama „Die Bakchen“ gegeben hat: Das Bild eines von aussen einbrechenden, subversiven, der Frauenwelt zugeordneten Gottes, der sich schlecht in den vom Klassizismus vorgestellten

antiken Kosmos einfügt. Aus anderen Schriftquellen geht andererseits klar hervor, dass Dionysos einer der wichtigsten Götter des Festkalenders vieler antiker Stadtstaaten, v. a. auch Athens, war: Seine Rolle im Staat scheint der durch Euripides beschriebenen zu widersprechen.

Neben den schriftlichen sind in Fülle auch Bildzeugnisse des Dionysos auf meist in Athen hergestellten, in die ganze Mittelmeerwelt exportierten Tongefässen auf uns gekommen, für deren Auswertung die Archäologen als Kunsthistoriker der Antike zuständig sind. Diese Darstellungen bieten gegenüber den Schriftquellen zwei Vorteile: Erstens bilden sie von 600 bis gegen 350 v. Chr. (einer auch sonst hochspannenden Zeitspanne zwischen dem berühmten Gesetzgeber Solon und dem Ende von Athens Unabhängigkeit) eine im Vergleich mit den Schriftzeugnissen viel dichtere Reihe. Zweitens waren die Bildträger für den praktischen Gebrauch bestimmt und standen so der Bevölkerung – und auch dem Publikum des Euripides – in ihrem konkret gelebten Leben besonders nahe. Die Interpretation der Vasenbilder ist also im Hinblick auf das Verständnis des Dionysos, und damit auch mentaler Strukturen, die sich von denen unserer Kultur grundsätzlich unterscheiden, vielversprechend.

Ein solches Vorhaben ist allerdings problematischer, als man zunächst meinen könnte. Innerhalb der Klassischen Archäologie bildet die Vasenkunde eine eigene Disziplin, die uns einerseits die Instrumente zur verhältnismässig präzisen Datierung jedes einzelnen Vasenbildes zur Verfügung stellt. Andererseits haben sich darin Denkgewohnheiten und Arbeitsmethoden eingebürgert, die man heute in Frage stellen muss, wenn man nach wirklich neuen Interpretationen sucht. Wir müssen ja davon ausgehen, dass sich kein Bild aus der klassischen Welt uns ohne weiteres erschliesst, sondern sehr sorgfältig aus seinem jeweiligen ikonographischen Kontext heraus entschlüsselt werden muss. Da es sich bei Dionysos um einen Gott handelt, muss man ausserdem manche weitverbreitete Vorstellungen über antike Religion und Mythologie hinterfragen.

Immer ist daran zu denken, dass wissenschaftliche Objektivität in einem solchen Feld keine selbstverständliche Kategorie ist, weil auch der Forscher nicht anders kann, als mit der „Brille“ einer spezifischen historischen Zeit, nämlich seiner eigenen, an sein Material heranzugehen. Selbst wenn es also gelingen sollte, von Dionysos eine völlig überzeugende, in sich kohärente neue Interpretation vorzulegen, wird es sich immer um eine Konstruktion unserer Zeit handeln, welche möglicherweise über diese mehr aussagt als über den antiken Gott. Man wird fragen: Hat ein solches Vorhaben dann noch einen Sinn und eine Berechtigung? Hier angesprochen ist letztlich das Ethos des Archäologen, sein tiefster Antrieb zur Beschäftigung mit Vergangenheit. Mir scheint es, dass jede Zeit geradezu verpflichtet ist, Vergangenheit immer neu zu überdenken und damit

ins eigene Leben zu integrieren. Die Alternative hiesse ja: Vergessen. Vergangenes Leben vergessen ist aber für mich schlimmer als Menschen töten: Deshalb besteht der Hauptsinn der archäologischen Arbeit darin, das Töten der Vergangenheit nach Kräften zu verhindern.

So gesehen ist eine Interpretation der Bildgeschichte des Dionysos ein vielschichtiges und anspruchsvolles Vorhaben, das nicht jederzeit und irgendwo bewältigt werden kann. Deshalb war es für mich ein grosser Glücksfall, dafür ein Jahr im Wissenschaftskolleg verbringen zu können. Kein Ort ist besser geeignet, sowohl Grundsatzfragen fruchtbar zu diskutieren, wie auch Forschungsarbeit mit grösster Effizienz und minimalem „Reibungsverlust“ – wie etwa die Beschaffung von Literatur ausserhalb des eigenen engen Fachgebietes – zu leisten.

Mit dem erreichten Stand bin ich zufrieden, auch wenn das Buch noch nicht fertig ist. Die Ikonographie des Dionysos ist, wie vorgesehen, von 630 bis 530 v. Chr. durchgearbeitet: die letzten Tage gelten der Exekiaschale in München, die ich mir als untere zeitliche Limite vorgenommen hatte. Für die nächsten Monate bleiben ein Einführungs- und ein zusammenfassendes Schlusskapitel, die Überarbeitung des Textes und die Kontrolle des Anmerkungsapparates.

In meiner Sicht war Dionysos im Leben sowohl der Männer wie der Frauen für alle Verwandlungen zuständig. Jedes Leben besteht aus Phasen mit den entsprechenden gesellschaftlichen Rollen und den dafür vorgegebenen idealen Images. Das Problem besteht für die Gesellschaft – für die antike Polisgesellschaft ganz besonders – wie für den Einzelnen darin, heil von einer Phase in die andere hinüberzuwechseln, die Krisenzeiten zwischen den Phasen zu überstehen. Dionysos war, mit einem christlichen Terminus, der „Patron“ dieser Übergänge. Die Keramik, die unsere Arbeitsgrundlage bildet, wurde vor allem im Symposium verwendet, einer Institution des gesellschaftlichen Lebens, in deren Rahmen die Rollen und die Krisen, die mythologischen Modelle und die Bewältigungsstrategien Gegenstand des Diskurses waren. Die Bilder auf der Keramik eignen sich also ganz besonders zur Darstellung, bzw. zur metaphorischen Evokation, von Rollen, von Übergängen und von Modellen: daher ihre grosse Vielfalt bei aller Konstanz der Traditionen.

Die genaue Beobachtung der dionysischen Bildgeschichte hat unter anderem ergeben, dass diese Bilderwelt ursprünglich völlig auf die Perspektive des Mannes, des Protagonisten im Symposium, ausgerichtet war. Erst gegen 540 v. Chr. entstehen Darstellungen, die die Frauen des Symposions in den Vordergrund stellen und deren Rollenprobleme evozieren. Jetzt tritt auch erstmals die Figur von Dionysos' Mutter, der Semele, als Prototyp einer Frauenrolle auf, die zwischen der Braut-Matrone (dem Modell der legitimen Gattin und der Mutter legitimer Nachkommen-

schaft) und der Hetäre (der nicht-legitimen erotischen Partnerin) steht. Semele verkörpert nämlich jene nicht-legitime Partnerin, die durch ihr nachträglich legitimiertes Kind dennoch in die Gesellschaft integriert wird. Dieser Zeitpunkt ist auch sonst in der Dionysos-Religion, wie wir sie aufgrund der Überlieferungslage vor allem in Athen kennen, sehr bedeutsam: Zu dieser Zeit wurden nicht nur in der Vasenproduktion gewaltige Neuerungen eingeführt, sondern auch die Tragödie zu einem wichtigen Bestandteil der Dionysos-Feste gemacht. Ebenfalls in dieser Phase sind wohl die bakchischen Mysterien eingerichtet worden, die neben dem Symposion zum wichtigsten Hausritual der Dionysos-Religion geworden sind.

Neben Dionysos und komplementär dazu gab es weitere, teilweise schon früher eingegangene Verpflichtungen und Aufgaben. Am wichtigsten, und für mich am fruchtbarsten, waren mehrere Führungen im Pergamonmuseum, darunter für meine Studenten von Urbino (in zwei Kursen im Januar und im April), für den Verein der Schweizer Wissenschaftler in Berlin und für das Italienische Kulturinstitut. Jede dieser Führungen hat mir neue Aspekte und Zusammenhänge dieser genialen Kreation eröffnet: Ich spiele mit dem Gedanken, mich nach Abschluss meines Dionysos-Buches mit Dionysos am Pergamonaltar zu befassen.

Die Teilnahme an zwei Kongressen, beide im Oktober, konnte ich nicht absagen: In Viterbo über „Antichità senza provenienza“ mit dem Beitrag: „Storiografia dell'arte antica: dal sistema alla storia“, und in Milano über „Károly Kerényi (1897–1973): incontro con il divino“ mit dem Beitrag „La mitologia e le immagini“. Hinzu kamen folgende Vorträge: „Raubkunst aus dem Boden: ein Problem (nicht nur) für die Schweiz“ im Kestner-Museum, Hannover; „K.O. Müllers Etrusker“ in der Universität Göttingen im Rahmen der Veranstaltungen zum 200jährigen Geburtstag von K.O. Müller; „Frauen um Dionysos“ in der Archäologischen Gesellschaft Berlin und an der Universität Göttingen; „Bilder des Glücks in der griechischen Kunst“ an der Humboldt-Universität im Vortragszyklus über „Paradies“; „Die Mutter des Dionysos“ im Religionswissenschaftlichen Institut der Freien Universität.

Es sind ausserdem drei wissenschaftliche Rezensionen für *Gnomon*, *Museum Helveticum* und *Revue archéologique* entstanden. Ein grosser Artikel mit neuen Erkenntnissen zu den Dionysos-Mysterien, der achte der Serie „Iconografia dionisiaca“, ist geschrieben und sollte bald von *AION* (Annuali dell'Istituto Orientale di Napoli) publiziert werden. Anlässlich eines kurzen Aufenthaltes in Urbino für Prüfungen bin ich gebeten worden, den soeben erschienenen Band M. Luni (ed.), *I bronzi di Pergola* öffentlich vorzustellen. Es sind folgende Artikel für die *Neue Zürcher Zeitung* entstanden: „Das Palatin-Museum“ (10. 11. 97), „Die Rück-

kehr des Knaben. Zu einer Ausstellung im Pergamonmuseum“ (19. 1. 98), „Herunter vom Olymp. Die Archäologie, die Theorien, die Macht“ (noch nicht erschienen), „Zielgerade oder Zwischenhalt? Zum 8. Band des LIMC“ (29./30. 8. 1998), „Die Hoffnung eines neuen Anfangs. Malerei der Römer in Rimini“ (11. 6. 98), „Antike in neuer Sicht. Wiedereröffnung des Alten Museums in Berlin“ (13./14. 6. 98). Hinzu kam die Herausgeber-Arbeit (Korrekturen, Klappentextentwurf) für das im Herbst bei Klett-Cotta erscheinende Buch meines Vaters *Urbilder der griechischen Religion* und die Verhandlungen zur definitiven Unterbringung seines Nachlasses und der Bibliothek. Am meisten Freude hat mir gemacht, drei Mit-Fellows (Tonio Hölscher, Roberto Zapperi und Altan Gokalp) im Dienstags-Kolloquium vorstellen zu dürfen und mich dadurch mit deren Arbeiten zu beschäftigen, die mir gute Anregungen für die eigenen Studien geliefert haben.

Zum Schluss noch ein persönliches Wort: Von Familie, Haus, etablierten Arbeitsgewohnheiten und Ritualen weg – und für zehn Monate nach Berlin zu gehen mit der Aussicht, Tag für Tag an meinem seit zwölf Jahren reifenden Buch arbeiten zu können, war wie ein Sprung ins Wasser: Wer weiss ob, wann und wie ein Ufer wieder erreicht wird? Nun weiss ich es: Schwimmen und Zappeln zwischen Zuversicht und Existenzzweifeln ist das Normale und vielleicht das einzig Menschenwürdige. Das Schöne im Wissenschaftskolleg ist, dass man sich von solidarischen Mitschwimmern umgeben fühlt, die das Untergehen verhindern. Von der Seite des effizienten und liebenswürdigen Teams im Haus kommen ständig Rettungsringe herangeflogen: ein unglaublicher, geradezu utopischer Bibliotheksservice, freundliche Lösungshilfe für jede Art von Problemen, rasche Hilfe nach jedem Computer-SOS, leibliches Umsorgtsein fast wie zu Babyzeiten. Für diese Erfahrung bin ich sehr dankbar. Und ich freue mich, in den nächsten Jahren ab und zu anlässlich der Mitarbeit an einer Ausstellung über Klassik einen Besuch im Wissenschaftskolleg abzustatten zu dürfen.

Eva Jablonka

On Good Memories and Group-Living Meerkats



Eva Jablonka was born in Poland in 1952 and immigrated to Israel in 1957. She studied for her B.Sc. at Birkbeck College, University of London and Ben Gurion University, Israel, and obtained an M.Sc. in microbiology from Ben Gurion University. Research for a Ph.D. in molecular genetics was carried out at the Hebrew University, Jerusalem. Post-doctoral studies in developmental biology and the philosophy of science followed. Since 1993, she has been a tenured Senior Lecturer in the Department of the History and Philosophy of Science, Tel-Aviv University, teaching evolutionary biology, genetics, the philosophy of biology, and the history of genetics. Major publications: *Epigenetic Inheritance and Evolution: the Lamarckian Dimension* 1995, OUP (with Marion Lamb); *The History of Heredity* 1994 (The Broadcasting University, TA); *Evolution 1994–1997* (A textbook in evolutionary biology for the Open University of Israel, Open University Press, Israel). Research interests: evolutionary biology, genetics, behavioural ecology, the history and philosophy of biology. – Address: The Cohn Institute for the History and Philosophy of Science and Ideas, Tel Aviv University, Ramat Aviv, 69978 Tel-Aviv, Israel.

As I sit here in my office in the Villa Jaffé trying to write this report, I look out of the window, beyond the blue screen of my computer, wondering how I can convey the complex and rich experiences that I have had here. New intellectual terrains opened up, new friendships blossomed. A red squirrel jumps through the green foliage of the oak tree just next to the window, the sun shines through the leaves, and my room is full of light and dancing shadows. The particular pile of papers on my desk today (on which a pair of binoculars lies) is devoted to the social behaviour of group-living Meerkats. I have been reading and thinking about these small, highly intelligent social mongooses who live in groups, share guarding and baby-sitting duties, mob predators together, and instruct their young

in the complex methods of foraging and of handling food. I am trying to find out how they organize their community, how groups differ from each other, what role learning – especially learning through the influence of other individuals – has on their lives and on the details of their social organization. In the dangerous desert environment in which they live, how do they transfer important information to their young? And how is the evolution of such societies affected by the transmission of socially learned information? The binoculars on the pile of Meerkat papers are ready to be used, to observe the short visits of the now familiar local great tit, hooded crow, blue jay; on the other side of the computer is another pile of papers and books – a book by Renata Salecl which looks at problems of freedom and human rights from the perspective of psychoanalysis, and is curiously related to my work on the role of language in human evolution; Ekkehart Schlicht's book *Custom in the Economy* where he analyzes the role of custom both in shaping economy and in being shaped by it. Its theme is so close to the problems and ideas I struggle with – the role of custom in the evolution of animal behaviour – that I jokingly said that the book I am writing (with Eytan Avital in Jerusalem) should be called *Custom in the Evolution*. There is also a paper on the use of evolutionary thinking for economics, which I recently discussed with Ekkehart. A book by Nabokov, *Speak Memory*, which Michael Maar lent to me, and which reflects my growing fascination with this great writer, (a topic of many discussions with Michael), is lying close by. A smell of coffee drifts into the office from the communal kitchen, and one of my friends, Eric or Aziz, will soon come, knock on the door and ask: Coffee, Eva? We may then sit on Eric's veranda and discuss life, science, and politics.

There is so much one can write about after 10 months. I came here with some misgivings and fears. For an Israeli, a Jew, a daughter of holocaust survivors, who lived through the trauma of this inevitably personal history and tried to make sense of it, life in Berlin was a somewhat dark riddle and challenge. How do the Germans deal with this dreadful, often very personal, past? Is the German guilt an excuse, an escape from responsibility? What does it mean, for a German, to belong to this first post-holocaust generation? Can I find a common language, a common future? And after these ten months I can say without hesitation: yes, I can. At the public level I am impressed with the serious attempt by German society to remember and take responsibility for the past, and with the attempts of many people to struggle against racism and build up a decent civil society. I regret, though, that the feeling of guilt often translates to uncritical acceptance of racist and nationalistic Israeli government policies that should be strongly renounced (and are, indeed, renounced by many Israelis!). I discussed these issues here, sincerely and openly, with German and

non-German friends during Thursday night dinners and on many other occasions. I was very glad when Azmi Bishara, an Israeli Palestinian MP who aspires for a secular and democratic Israeli state, was invited to give a lecture in the Kolleg, in which he expressed his position. Going beyond the political realm into the personal level – I encountered no problems at all. My German friends, like my Turkish or Indian friends here, are just this – friends. There is no hindrance to our mutual understanding and affection.

It is difficult to imagine a better working atmosphere and better working conditions than what we have had here. We were treated generously and indulgently by the staff of the Kolleg. We were free of any practical concerns – no cooking (except for fun), no teaching, no need to worry about a broken computer or even an electric bulb! We became friends and enjoyed each other's company, and friendship merged with scholarly discussion. There were happy evening meals and discussions with Tapan and Hashi, evenings over black tea with Huri, walks with Cornelia, films with Renata, peeling forty kilograms of potatoes with Rainer for a party, talks over breakfast with Eric, Aziz and Ekkehart. Almost every paper or book I wished for appeared in the library after a day or two. The library services here are the best I have ever encountered anywhere, and I am extremely grateful to the library staff. I could discuss problems that interested me, from molecular biology to sociology and literature, and show drafts of the chapters I have just written to colleagues whom I trusted to be critical and sincere, and get extremely important and useful comments. We established a discussion biology group (it consisted of biologists – Eric Warrant, Andreas Engel and myself, a physicist – Raphael Ritz, psychologists – Rainer Goebel and Claudia Goebel, and an economist – Ekkehart Schlicht). We met for lunches on Thursday, and discussed vision in insects, the binding problems in neurophysiology, *Gestalt* perception as studied with brain-imaging techniques, aggregation problems in economics, and the evolution of information systems. We also had great fun planning and preparing the Santa Lucia party in the Villa Jaffé in December. Photographic evidence shows Eric, dressed up as the beautiful northern Maiden, in a white robe, with candles in his blond hair, slowly descending down the steps of the second floor, while the rest of the biology group, wrapped in white sheets and funny hats, hangs behind, singing Christmas Carols (in Swedish!).

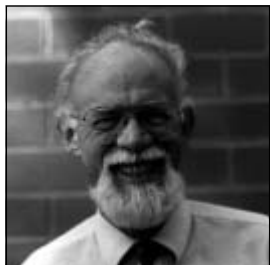
I am going to write about my work and scientific interests in another section of this *Jahrbuch*. However, I would like to say a few words about the important contribution my colleagues made to my work. My main project this year was to write and re-write several chapters in a book that I am producing in collaboration with Eytan Avital, a behavioural ecologist

from Israel. The book discusses animal traditions and social learning in animals, and examines their importance for the evolution of animal social behaviour. It has bearing on the sociobiological debate, since it is concerned with the genetic evolution of social behaviour, yet stresses the importance of tradition and social construction in shaping this evolution. The book's relevance to the social sciences and to the discourse that goes on in this domain became very much more central for me as a result of the discussions with my colleagues. It became clear to me that, in order to cross the disciplinary divide between the social and the biological sciences, it is necessary to re-define concepts from both biology and social sciences and to construct new disciplinary boundaries. My reading of my colleagues' books and papers on psychology, economics, political theory, and cultural history all reinforced this feeling. An interdisciplinary discussion on property highlighted the differences in methodology and language between social and biological sciences, but the fact that we could talk to each other and understand each other was very encouraging.

It was a very good and important year for me. It has made a difference, and has given me a more definite sense of direction. I am grateful to the Kolleg for opening up these possibilities, for its great hospitality and generosity.

Eric Jones

Five-Star Hotel



Born in Andover, Hampshire, England, on 21st September, 1936. B.A. (Nott.), M.A., D.Phil., D.Litt. (Oxon.), F.A.S.S.A. Professor of Economics (Economic History), Northwestern University and La Trobe University, 1970–94, thereafter Professorial Associate, Melbourne Business School, University of Melbourne, and Professor of Economics (Part-time), University of Reading. Visiting appointments have included Yale, Princeton, Manchester, Munich. Worked mostly on long-term economic change – major publications, *Agriculture and the Industrial Revolution* (Blackwell, 1974), *The European Miracle* (Cambridge University Press, 1981, 1987), and *Growth Recurring* (Clarendon Press, 1988). Now teaching and writing widely about political economy. – Address: Melbourne Business School, 200 Leicester Street, Carlton 3053, Australia.

The temperature was minus 14 Celsius when I left the Villa Walther a few days ago. Here in Melbourne, on Christmas Day, it is 31 above and I feel I should record my observations on our autumn sojourn before my brains boil.

I came to the Wissenschaftskolleg for the pleasure and profit of working with Ekkehart Schlicht. We began work on a book about the interaction of economics and culture, aiming to dissolve the anomalies that arise when social phenomena are explained exclusively from one side or the other. In this context, working came to mean intense daily talks during which I strove to grasp the all-too-cogent objections that Ekkehart raised to anything I (and everyone else) had ever ventured on the subject. By the end of my stay we had an annotated plan, a sizeable collection of photocopied sources, and a few pages of draft. I shall have to complete the writing of my half of the book in Antipodean exile; at least I am rescued from struggling to explain to other Fellows why we are trying to account for regional differences in the shapes of builders' trowels.

My work on the project was interrupted by the need to follow the East Asian currency crisis attentively. I had planned to give my Colloquium on East Asian economies, since I had lectured on the topic in Copenhagen *en route* and was to do so again at the Max-Planck-Institut, Jena. The daily

disclosure of policy errors and corruption in Southeast and East Asia, however, obliged me to do far more extra work on the subject than I had intended. Like many Fellows, I also arrived trailing a number of miscellaneous academic jobs that took too high a proportion of my time and which might have seemed less of an interruption over ten months than over ten weeks.

The opportunity of using the facilities of Wiko's 'Virtual Library' to gather material on all sorts of topics was another irresistible diversion. The formidable and immensely helpful combination of the staffs of the Library and EDV taught me, to the restricted extent that I am technologically teachable, how to search a number of data bases. On top of this, the Library performed what are obviously its routine miracles by quickly assembling the unusual mixture of sources I asked for.

Beyond a Fellow's own project, Wiko requires one to talk. Here I certainly fulfilled my norms. Since my diary tells me I held interesting conversations with twenty-two other Fellows, it would be wrong to mention individuals, but I will note that discussions with the economic historians of the Ottoman empire and the biologists were outstanding. Nevertheless, I felt excluded from parts of Wiko's academic life such as Colloquia and discussions conducted in German without translation. I plead that the Institute reconfirm its international role by adopting for scholarly purposes the use of English, which is after all the only global language.

Berlin as a city went a long way towards teaching me that not everyone's priorities are those of an English-speaking liberal. Whereas, from Australia, European Protectionism had seemed an aberration, on the spot the mind-set was disturbing. Moreover, the city released like marsh-gas memories of my early childhood, part of which was spent in bomb-shelters in England with the *Luftwaffe* overhead. My Berlin experience this term culminated in the last Colloquium, which was Antonia Grunenberg's talk on Political Guilt. This proved more upsetting for some of those present than might have been anticipated, given that the war has been over for fifty-two years. In Berlin one cannot avoid reminders of the past (neither my wife nor I slept after visiting the Haus der Wannsee-Konferenz). One is assailed by signs of reviving German nationalism, including the immense construction sites around the Reichstag and the signs announcing the rebuilding of a monumental new capital. An Englishman of my generation cannot be expected to view this with equanimity. Thus, over and above the special way in which the autumn advanced my current interests, it insistently supplied a deeper understanding of Europe's past, present and maybe future.

A feature, maybe *the* feature, of Wiko life that I found appealing was the warmth of the welcome given to my wife. No other institution among

the several we have visited has put itself out for wives in the same way. This was evident right from the start. The boat trip around inner Berlin with which the 1997–98 year opened gave the whole Wiko community a marvellous chance to get acquainted. Sylvia had not brought an academic project with her, claiming with blatant effrontery that looking after me and acting as my research assistant was work enough. But she began to learn German under the incomparably patient Eva Hund and was otherwise given the complete freedom of the Haus and its facilities.

Having mentioned this, it is appropriate – and no convention on my part – to dwell on the help and kindness received from Wiko’s staff in general: from Frau Bottomley and the librarians, from Dr. Lindenberg and the EDV staff, from Frau Klöhn and the staff of the dining hall, from Barbara Rexilius who translated for me so winningly, and from the supreme co-ordinator of the whole establishment, Barbara Sanders. As a former Australian Fellow commented when I was first checking on the Wissenschaftskolleg’s invitation, ‘it’s like a five-star hotel, take it – but it’s hard to come down to earth in Australia afterwards.’ He was right on both counts.

Stephan Leibfried

... zwischen zwei Welten



Geboren 1944 in Göttingen, 1958 bis 1963 Schule und Universitätsbesuch in den USA, dann Studium und 1969 und 1974 juristische Examina in Berlin. Seit 1974 Professor für Sozialpolitik und Sozialverwaltung an der Universität Bremen, verbunden mit regelmäßigen Forschungsaufenthalten in den USA und England. In Bremen Mitaufbau zunächst eines Forschungsschwerpunkts (1978–88), danach des Zentrums für Sozialpolitik und des Sonderforschungsbereichs „Statuspassagen und Risikolagen“ (sfb 186). Arbeiten vor allem über deutsche, vergleichende und europäische Sozialpolitik, insbesondere: (mit Paul Pierson, Hrsg.) *European Social Policy: Between Fragmentation and Integration* (Brookings Institution Press 1995)¹; und (mit Lutz Leisering) *The Dynamics of Social Welfare. Time, Life, and Poverty in Germany* – Arbeitstitel (Cambridge University Press 1999). Der letztgenannte Band erhielt einen Gutteil meines letzten Schliffs in Berlin – nicht nur durch Holzschnitte des 16. Jahrhunderts und Jackson Pollocks *Summertime* (1948), bei denen die „weiße Villa“ unermesslich half. – Adresse: Zentrum für Sozialpolitik, Universität Bremen, Bibliothekstraße, 28359 Bremen.

¹ Während des Kollegjahres erschienen die gekürzte und aktualisierte deutsche und französische Fassung dieses Bandes: *Standort Europa. Europäische Sozialpolitik*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp (Januar) 1998; *Les Politiques Sociales Européennes. Entre intégration et fragmentation*, Paris: L'Harmattan (Juli) 1998. Am Ende des Kollegjahrs entstand noch ein Aufsatz, der das EG-Thema auf die „inner-kanadische Integration“ verlängert, da sich dort die EG als Kampfstandarte an vielen innenpolitischen Frontlinien hochgehalten findet: „Spins of (Dis)Integration. What Might ‘Reformers’ in Canada Learn from the ‘Social Dimension’ of the European Union?“ *Social Policy & Administration* 1998, 33, 4, S. 365–388.

Von Stanford nach Berlin ...

Ins Kolleg nach Berlin kam ich direkt aus Stanford vom CASBS: Dort war ich als fellow traveller einer fellowess des Centers for Advanced Study und als Gastprofessor im Department of Political Science der Stanford University, mit Lehre in Berkeley. Nach Berlin kam ich als fellow, der sich in seinem allseits einsichtigen „Aquarium“ (Büro) festarbeitete. Es lag im Schnittpunkt vieler Wege und war auch, da mit eigener Gartentür versehen, der kürzeste Weg mancher fellow-kids zu ihren schwerer hörenden Eltern – „Annee!“ (Feride Islamoglu-Inan), „Babba“ (Defne Çizakça) –, und vieler „TT“ (Tischtennis)-Begegnungen (doch wo blieb das Endspiel im Einzel?). Und hier wie dort zusammen mit Philipp, geboren Anfang 1994, und somit wandernd vom Montessori University Child Center zur Igelgruppe im Johannischen Kindergarten. Das war ein Unterschied, der weit massiver ausfiel – vom herausfordernden, altersübergreifenden Lernklima am Anfang des Silicon Valley zum behütenden deutschen „Kindergarten“ im Grunewald – als der Kontrast zwischen den beiden Institutes for Advanced Study/ies. Und von Half Moon Bay – Martin’s Beach – zum Halen- und Koenigssee. Beide Aufenthalte, last but not least, waren nur möglich dank der Großzügigkeit der Universität Bremen. Sie ließ mich zwei Jahre „am Stück“ gewähren, gab mir Zeit für meine Wege.

In Menlo Park „quite spaced out in the Bay Area suburbia“, mit einem per e-mail gekauften Cabrio – und wie es der Zufall will: mit einer der vor dem mindestens drei Wiko-Barbaras als Nachbarin, seinerzeit tätig in Diensten der Fellows des Kollegs. Ich hatte also eine „early fellow socialization“ à la Trofimow. In Berlin gleich „spaced in“ durch die Villa Walther. Dort formierte sich schon ab Ende August die „class of 97/98“: Philipp sachverständig über Ulrike Schmidt-Aßmanns Geschirrspülmaschine „gebeugt“; Stephan mit Feride und Defne, volleyballing im „court yard“ der Villa Walther; und dann, mit Weyma Lübbe auf dem Weg von Barbara Sanders im Versuch, seit Jahren wieder einmal zwei arbeitsfähige Volleyballteams zu initiieren – das gelang mit *ausnahmsweise genehmigtem* email Rundschreiben an alle fellows (in Stanford war so etwas Routine – mit „flaming“ als Folgefolge), aber nur für wenige Wochen und mit Hilfe vieler fellow-Kinder; und viele kleine dinners bzw. drinks vor allem bei Huri(cihan) Islamoglu und Eberhard Schmidt-Aßmann sowie bei den Hölschers, Alain Supiot, den Maars, bei Weyma und später bei Elisabeth Beck-Gernsheim dienten der Jahrgangsfindung, die fellows und, so vorhanden, „spouses“ gleichermaßen erfaßte. Sie war weitgehend abgeschlossen, als das Kolleg im Oktober 97 seine Arbeit aufnahm.

In Stanford mehr mono-kulturell, „produkt“-orientiert, amerikanischer, an der „Mönchszelle“ (Jürgen Kocka) auf dem Berg orientiert. In

Berlin kulturell getränkt, breiter gefächert, ein offenes Haus mit offenen fellow-Türen, mit einem stärkeren *euro*-internationalen Profil – die Türkei, Indien und weit mehr produktiv einschließend. Berlin weniger „disziplinär“, mit „wild cards“ und „jokers“ gut durchsetzt – Perry Anderson, Wolf und Pamela Biermann, Wolfgang Rihm, Karl Corino und Michael Maar beispielsweise (aber auch die „Islamisten“ als Gruppe) –, die sich jeder auf seine Weise als leise (und ein lauterer – „Schuft!“) „pontifices maximi“ erwiesen und wie eine „hidden hand“ des dort nicht sichtbaren Ur-Pontifex im 1. Stock wirkten. Neil Smelser hatte in Stanford den umfassenden, panoptischen Blick des „Auges des Gesetzes“ – und im Amt konnte, ja mußte ihn jeder als „ideellen Gesamtvorarbeiter“ sehen.

In Stanford fand sich das „inter“ (disziplinäre) in kleinen Arbeitsgruppen und den offiziellen lunches organisiert. Bei dieser Berliner Kohorte – „verfaßt“ von den vielen schönen Donnerstagsabenden und den Gäste-offenen lunches – fand es statt in den Nicht-Donnerstags dinners in der Villa Walther oder der Villa Jaffé bei Aziz, Eva oder Eric, in Treffen weniger, in kleinen, meist andernorts angesiedelten Konferenzen. Dieses Prinzip war bis in die „spousification“ hinein durchgehalten – in Stanford wohl formalisiert mit eigenem Startplenum, in Berlin mit leichter Hand und nur anfangs etwas administriert. Dann die Biologen, die in Berlin die Altershomogenität aufbrachen und so unseren etwaigen virtuellen Lehrstuhl schon biologisch in Frage stellten. In Stanford mehr wissend, was eine „class“ ist, „with coffee mugs, yearbooks, t-shirts and all“, was den „Klassenkampf“ per e-mail und per fellow Treffen über „class gifts“ an die nächste Kohorte mit einschloß – ein schönes Bild, eine Collage von Frau Smelser zum Jubiläum des CASBS, formell gegründet 1954, aber initiiert vor 50 Jahren. In Berlin war es ein langsamer Findungsprozeß zu einer „cohort“- und Geschenkkultur, mit dem „staff“ als normativem Hintergrund – und mit einer kleinen „Videothek von Babel“ als Ergebnis. In Stanford ging alles selbstredend im englischen Sprachhorizont auf. In Berlin stand ich am Anfang manchmal ratlos vor der zerklüfteten französisch versus deutschen (oder englischen) Kultur- und Soziallandschaft. But the jokers really did work on all those bridges – Françoise Wacquet sprach ab März 1998 mit mir Englisch.

... Und eine Kohorte von vielen in Zwischenzeiten und Zwischenreichen – Lebens(um)brüchen, die in Stanford, so vorhanden, unsichtbar, voll privatisiert blieben. In Berlin waren sie fast allen (fellows) irgendwie faßbar. Und sie wurden in den sich überlappenden Kleingruppen und durch Zuwendungen einzelner einfach leichter. Keine „lourdeur“. Für das Kolleg als formelle Organisation war das ein „Eisberg“: nur das Wenigste kam indirekt ans Licht, so in der beschwingten, erträglichen Leichtigkeit des Hier-gewesen-Seins unseres Abschlußfests.

..., and what you always wanted to know about
„globalization“, if you ever did ...?

Mit mühsam zusammengenommenem Mut und neuer Pariser Fliege („Propeller“) vom mittleren Ku-Damm – und mit Frau von Arnim an meiner Seite, dank EDV-Abteilung mit bunten Graphiken in der Hand, mit Probenvortrag vor Antonia Grunenberg, vorkritisiert von Eberhard und Weyma und nach Sachberatung mit Elmar Rieger – hielt ich den ersten Vortrag des neuen Fellow-Jahres, über „Weltmarkt und Wohlfahrtsstaat“. Augen zu und durch. Kritisiert vor allem, weil ich die Standards nach oben getrieben hätte („Fliege!“); zur Sache ging es dann stärker im Lepenies-Seminar und einer kleinen Nachleserunde der fellows. Den Grundansatz dieses Vorhabens haben Elmar Rieger und ich dann in ersten Thesen öffentlich vorgestellt in „Welfare State Limits to Globalization“ (*Politics & Society* 1998, 26, 3, S. 361–388) und „Sozialpolitische Grenzen der Globalisierung“ (*Politische Vierteljahresschrift* 1997, 38, 4, S. 771–796). Eine glückliche Fügung: Elmar Rieger war gleichzeitig ans Hansewissenschaftskolleg (Oldenburg/Bremen) eingeladen. Dort war er fellow des Gründungsjahrgangs.

Die weitere Arbeit des Jahres konzentrierte sich stark auf einen Teilabschnitt des Gesamtthemas „World Markets and Welfare States“², auf die beiden einzigen wirklichen „Einbrecher“ in die OECD, die es aus eigener Kraft geschafft haben: Süd-Korea und Taiwan, die Liga der (seinerzeit) „newly industrialized countries“. Wird dort gezeigt, wie man „Kapitalismus ohne Wohlfahrtsstaat“ haben kann? „Social Dumping on a global scale“? Oder gab es auch dort „Wohlfahrt“, nur in einer für westliche, Bismarck- und Beveridge-Augen nicht so sichtbaren, vielleicht konfuzianischen Gestalt? Und, gibt es eine Eskalation der Wohlfahrtsstandards in der Entwicklung selber, gar ein „race to the top“ or „to the middling grounds“ statt des im Westen allseits angenommenen „race to the bottom“? Und, bedeutet die Verwestlichung, insbesondere die jüngste durch die Krise 1997 ff. forcierte, nicht gerade, daß ein Import westlicher Wohlfahrtsstaatlichkeit in Form von Arbeitslosenversicherung, landesweiter Sozialhilfe usf. erzwungen und vom IMF auferlegt wird? Um Fragen dieser Art nachzugehen, boten die Berliner bibliothekarischen Hilfen und Möglichkeiten einzigartige Chancen. Und das hat auch im August 1998 zu ersten Ergebnissen geführt: (mit Elmar Rieger) „Wohlfahrtsstaat und Sozialpolitik in

² Auch zu einem anderen Teilabschnitt des Projekts, dem Deutschland-USA-Vergleich, kam ein Aufriß zustande: (mit Elmar Rieger) „Wirtschaftliche Globalisierung und Sozialpolitik. Zur Analyse einer Wechselbeziehung am Beispiel der USA“. *sfb (186)-Report*, Sommer 1998, S. 1–10.

Ostasien. Der Einfluß von Religion im Kulturvergleich“ (Sonderband „Globalisierung“ von *Soziale Welt* 1999).

Eine sachliche Brücke führt in die Zukunft, also von meinem Thema zu einem fellow des Jahrgangs 1998/99, aber auch von meinem früheren innenpolitisch-sozialpolitischen Themenschnitt zu dem gegenwärtigen Schwerpunkt auf außenpolitischen, weltmarktlichen Einbettungen. Ein größerer Essay über Franz-Xaver Kaufmanns *Herausforderungen des Sozialstaats* (Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1997) entstand in der Mitte meines Kollegjahres: „Sozialstaat am Scheideweg. Über innere und äußere Gründe des Veraltens wohlfahrtsstaatlicher Arrangements“ (*Soziologische Revue* 1998, 21, 4, S. 427–438).

Weyma Lübbe

Was ich tat, als mein Kopf nicht über Max Weber arbeiten wollte



Geboren 1961 in Münster/Westfalen. Schulbesuch in Bochum, seit 1971 in Einsiedeln/Schweiz. 1979 bis 1984 Studium der Philosophie und anderer Sozial- und Kulturwissenschaften in Zürich, Konstanz und München. Assistententätigkeit als Soziologin und Philosophin, Promotion (1989) und Habilitation (1997) im Fach Philosophie an der Universität Konstanz. Promotionsstipendium der Hanns Martin Schleyer-Stiftung, Habilitationsstipendium der Deutschen Forschungsgemeinschaft; seit August 1998 Heisenberg-Stipendiatin der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Publikationen vor allem zur Rechtsphilosophie, Ethik, Theorie und Geschichte der Sozialwissenschaften. Zuletzt: *Verantwortung in komplexen kulturellen Prozessen*, Freiburg: Alber 1998. – Adresse: Universität Heidelberg, Philosophisches Seminar, Schulgasse 6, 69117 Heidelberg.

Über Forschungsprojekte muß man, wenn man nicht nur für sie, sondern auch von ihnen leben möchte, ein bis zwei Jahre vor der Zeit Auskunft geben, in der man sich ihnen widmen darf. Ich gab damals an, daß ich am Wissenschaftskolleg einen Kommentar zu Max Webers „Gesammelten Aufsätzen zur Wissenschaftslehre“ schreiben wolle. Noch bei meiner Ankunft bekam ich zu hören, daß man das spannend finde. Mir selbst – soeben der Mühe einer Buchproduktion entronnen – ging es inzwischen anders. Ich habe meinen Kopf nicht in der Hand. Er führt ein Eigenleben, wenn er darf. Hier durfte er. Und er wollte nicht über Max Weber arbeiten. Richtig wach wurde er nur beim Thema Umweltrecht und beim Thema Public Health. Also ging ich in die Bibliothek und bestellte ihm alles, was er lesen wollte – und mehr, als er lesen konnte. Denn mein Kopf wollte, zweitens, nicht nur mit mir am Schreibtisch sitzen. Neben der Pflege der schon sprießenden Gewächse, so fand er, muß man auch Saatgut für künftige Gewächse einfahren, und zwar dann, wenn man es sich leisten kann. Angesichts nur weniger Vortragsverpflichtungen konnte ich es mir leisten. Also nahm ich ihn mit zu all den Dinners, Lunches, Kolloquien, Festen,

Konzerten, Museumsbesuchen und spannenden Gästen, die uns tagaus tagein geboten wurden.

Das sprießende Gewächs bekam im Laufe des Jahres den Arbeitstitel „Allokationsethik“. Das ist kein gebräuchlicher philosophischer Terminus. Ich entnahm ihn der Debatte über die Wünschbarkeit der Folgen einer effizienteren Ressourcenallokation im Gesundheitswesen. Generell geht es um ethische Probleme der (Um-)verteilung von Lebenschancen (Gütern) und Lebensrisiken (Lasten) durch staatliche und substaatliche Institutionen. Mein besonderes Interesse galt dabei einem Punkt, der in der über viele Anwendungsbereiche verstreuten Literatur nicht systematisch berücksichtigt wird: Eine durch Effizienzgewinne motivierte (Um-)verteilung von (insbesondere: existentiellen) *Risiken* unterliegt erheblich strikteren moralischen und rechtlichen Bedenken als eine durch Effizienzgewinne motivierte (Um-)verteilung von *Chancen*. Diese Unterscheidung, so wenig trivial sie im Einzelfall ist, hat letztlich mit der Unterscheidung von Handeln und Unterlassen zu tun. Über deren moralische Relevanz oder Irrelevanz ist von Philosophen viel gestritten worden – aber nicht anhand der komplexen administrativen Entscheidungssituationen, die ich im Auge hatte.

Einen erheblichen Teil meiner Zeit habe ich dafür aufgewendet, mich in realitätsnahes Beispielmateriale einzuarbeiten – Verteilung von Spenderorganen oder Dialysegeräten; „prevention vs. treatment“; Kriterien für die Stationierung riskanter technischer Anlagen; Festlegung von Grenzwerten für krebserzeugende Stoffe, usf. Ohne ein Sicheinlassen auf die einschlägigen, insbesondere die relevanten juristischen Terminologien ging das nicht. Unumgänglich war insbesondere auch die Befassung mit der ökonomischen Analyse des Rechts. Die Ökonomen sind es nämlich, die im Zuge des aktuellen Kostendrucks mit ihrem am Nutzenmaximierungskriterium orientierten Rationalisierungsanspruch von seiten der Entscheidungspraxis primär zur Kenntnis genommen werden. In den beiden Politikbereichen, auf die ich mich bei der Materialsuche konzentriert habe (Umweltpolitik und Gesundheitspolitik), ist der Einfluß der Ökonomie ganz evident. Diese beiden Politikfelder interessieren mich vor allem wegen ihrer Relevanz für das existentielle Gut des (Über-)Lebens. Denn von diesem Gut behauptet die politische und hier und da auch die juristische Rhetorik immer wieder einmal, es sei Abwägungen nicht zugänglich, stehe also nicht zur Disposition von Kostenerwägungen. Es ist faszinierend zu beobachten, welche verdeckten Wege sich der bei steigendem Kostendruck steigende Zwang zur Abwägung sucht, wenn die offene Abwägung tabubesetzt ist.

Die leitende Frage bei der Materialsammlung war nicht nur die nach den institutionellen Erscheinungsformen der moralischen Relevanz der

Unterscheidung von Handeln und Unterlassen. Dahinter stand die allgemeinere Frage, welche rechtlich institutionalisierten Hindernisse unsere Kultur einer nutzenmaximierenden Entscheidungspraxis entgegensetzt. Die Ungleichgewichtung von Handlungsfolgen und Unterlassungsfolgen ist *eine* solche Grenze, aber es gibt noch mehr Indizien für die kulturelle Präsenz von Bewertungsgesichtspunkten, die in einer echten Konkurrenz zu Maximierungsimperativen stehen. Einige sind: die bevorzugte Hinderung gegenwärtiger Gefahren vor späteren (aber ebenso gewiß sich realisierenden) Gefahren; das konsequentere Verbot anschaulicher und direkter vor unanschaulichen und indirekten, aber im Ergebnis gleich großen Schädigungen; der bevorzugte Schutz individuell feststehender Personen vor statistisch abstrakten Personen; die Bevorzugung gesamthaft großer, aber gleich verteilter vor gesamthaft geringeren, aber ungleich verteilten Risiken. Das alles sind rechtlich institutionalisierte Asymmetrien, die unter Umständen das Kriterium der Nutzenmaximierung verletzen und die gleichwohl bei einschlägiger Aufklärung der Entscheidungsträger sich nicht einfach auflösen.

Eine Bewertung dieser Phänomene ist nicht das Ziel des Projekts. Ob ein Forscher persönlich Utilitarist ist oder nicht – das ist ja ganz uninteressant. Es geht mir um die Schilderung einer zentrale Werte betreffenden kulturellen Entwicklung und ihrer voraussichtlichen Grenzen: um den Wechsel von der Sicherheitsrhetorik zur Abwägungsrhetorik, der sich unter objektiv steigendem Schadensallokationsdruck einstellt, und um seine konkreten kategorialen Erscheinungsformen. Einige Vortragsmanuskripte habe ich in diesem Jahr produziert, aber kein Buch, nicht einmal den Plan eines Buches. Ich habe freilich breiter (und unbekümmert um Fächergrenzen) gelesen und gesammelt, als es mir unter dem Druck der Produktion eines Buchmanuskripts je möglich gewesen wäre. Das ist eine seltene Chance, die ihre lesbaren Früchte noch hervorbringen wird.

Nun will man zwar *von* der Arbeit leben, aber doch nicht *nur für* diese. Die Arbeit, überdies, ist immer da; anderes gab es nur in diesem Jahr – es kommt nie wieder. Woran werde ich mich besonders ungern erinnern? Das verrate ich nicht, denn es war nichts dabei, an dem die Besetzung des Hauses irgend etwas hätte ändern können. Woran werde ich mich besonders gerne erinnern? An das erste Jahr einer engen Freundschaft mit Stephan Leibfried und an 925 e-mails, die nicht unsere einzige Kommunikationsform waren. An Tischtennismatches, in denen es nicht nur um Punkte, und Donnerstagsdinner, in denen es nicht nur ums Essen, aber jedenfalls auch ums Essen ging. An die „Ausländer“ (wie Wolf Biermann

sie in aller Freundschaft zu titulieren pflegte), die ihre (indische, arabische, japanische) Kultur so überaus eindrucksvoll verkörperten. An Proben mit Murat Çizakça, der zu menschlich war, um seinen Part in Dan Dedius frisch komponierten Duetten (wie es die Partitur vorschrieb) „robotisch“ zu singen. An Frau Kiesewetter und all die anderen Mitarbeiterinnen, die hart für uns gearbeitet haben, ohne auch so dreinzuschauen. An Wolfgang Rihms besondere Art, selten, aber dann auch wirklich da zu sein. An Eric Warrants Enthusiasmus für . . . na, beinahe für alles, darunter hässliche Insekten (eine Spinne – „isn't it beauuutiful?!!!“) und schöne Insekten (die „fireflies“, die er uns nachts im Park von Sanssouci zeigte. Einer setzte sich bei Hashi Raychaudhuri auf die Jacke neben die Perlmutterknöpfe, die auch ein bißchen leuchteten. Er wurde aber nicht erhört. Sicher war er sehr frustriert). Und an den Blick, den ich hatte, wenn ich, anstatt auf den Bildschirm, schräg daran vorbei sah: Die Funkturmspitze, Parkbäume, die, einer schöner als der andere, die Jahreszeiten gegenwärtig hielten, und der See.

Michael Maar

Korsett aus Flaum



Geboren 1960 in Stuttgart, 1979 Abitur am Max-Planck-Gymnasium in Nürtingen, in Bamberg Studium der Germanistik, der Kommunikationswissenschaften und der Psychologie. Promotion 1995 mit der Studie über Thomas Mann *Geister und Kunst. Neuigkeiten aus dem Zauberberg*. 1997 die zweite Buchveröffentlichung *Die Feuer- und die Wasserprobe. Essays zur Literatur*. Seit 1989 regelmäßige literarkritische Beiträge für die *Frankfurter Allgemeine* und den *Merkur*. Im Anschluß an das Jahr im Wissenschaftskolleg Umzug in die Stubenrauchstraße 49, 12161 Berlin.

Auch die zweite Eigenschaft hat das Wissenschaftskolleg mit dem Paradies gemeinsam: man wird wieder aus ihm vertrieben. Anders als Adam, der keinen Arbeitsbericht hinterlassen mußte, weil Arbeit die unangenehme Neuerung war, die erst noch auf ihn zukam, ist der Fellow jedoch gebeten, vor der Vertreibung Bilanz zu ziehen. Was hat er in diesem Edenjahr geleistet, und wie ist es ihm ergangen?

Weniger und besser als erwartet, um die Antworten zusammenzufassen. Weniger als erwartet war das, was ich am Ende schwarz auf weiß nach Hause tragen konnte. Besser als erwartet war alles andere, das dazu führte, daß dieses nach Hause inzwischen Berlin bedeutet.

Zunächst das dorthin zu Tragende und die Arbeitsbilanz: Als ich im Herbst in der Wallotstraße mein Büro bezog, war ich mit der Literaturzeitschrift *Schreibheft* beschäftigt, deren Jubiläumsnummer ich herausgegeben habe und für deren Dossier über Nabokov, Borges und Chesterton ein langer Einführungssessay fällig war. Es war der erste einer Reihe von Essays, die im Lauf dieses Kollegjahres entstanden, Essays über die Freundschaft zwischen Flaubert und Maupassant, über eine mißglückte Nabokov-Biographie, über Tolkiens *Herr der Ringe*, über eine Jugendsünde Pierre Klossowskis, über ein Engadin-Enigma Marcel Prousts und über zweieinhalb frühe Romane Nabokovs. Auch ein neues Buch konnte ich in diesem Frühling planen, zusammenstellen und für den Druck im nächsten Jahr vorredigieren, eine neue Essayauswahl, die Rezensionen und Sachbuchtexte unter dem Titel *Die falsche Madeleine* versammeln soll.

Was die Forschung betrifft, so materialisierte sich das Arbeitsjahr in drei neu angelegten Mappen mit Funden und Material: Proust in *Lolita*, Proust in Padua und Hans Reisiger in Manns *Vertauschten Köpfen*; drei Aufsätze, die kurz vorm Ankristallisieren stehen. Etwas zu dünn geblieben ist der Ordner mit meiner Auswahl aus der Proustschen *Correspondance*, einundzwanzig Bände, von denen ich nur knapp die Hälfte bewältigen konnte. Große Kopiestöße von Aufsätzen und Monographien werden meinen Langzeitplänen mit Proust und Nabokov dafür noch viele Jahre zugute kommen, all die Jahre also, in denen die englischen Heerscharen der Wiko-Bibliothek nicht mehr dafür sorgen, daß einem die Bücher in den Schoß gleiten wie dem First Fellow die Früchte aus seinem Garten.

Am Ende dieser zehn Monate schließlich stand mein Kolloquiumsvortrag *Spekulationen über ein X. Thomas Mann und die Schuld*, mit ihm ein ausgearbeitetes Konvolut von Zitaten und Notizen, das wohl bald, einmal ans Licht gebracht, seinen Weg ins Publizierbare suchen wird.

Warum war das Arbeitsergebnis geringer als erhofft? Von den üblichen Selbsttäuschungen abgesehen: um ein Buch nicht nur zu komponieren, sondern zu schreiben, ist das Wissenschaftskolleg, jedenfalls für mich, nicht der beste Ort. Er könnte es sein, wenn die Woche aus Donnerstagen bestünde. Der tägliche lunch-break, eine der Spangen in dem Korsett aus Flaum, das den Fellow stützt, ist ein Vergnügen, dem vertieften Schreiben aber, das keine Unterbrechung und keinen Termin duldet, nicht förderlich. Sollte damit ein Makel benannt sein? Im Gegenteil. Das Buch entsteht später, nach der Vertreibung. Das ist einer der Gründe dafür, daß die Zeit im Wissenschaftskolleg länger nachhallen wird als zehn andere, gewöhnliche Monate.

Es war reiche Zeit, und das Beste, was sie brachte, war eine schleichende Veränderung: die Verwandlung der fremden Namen, die man sich im letzten Jahr auf der Fellowliste einzuprägen suchte. Anderson, Corino, Hölscher, Islamoglu-Inan, Jablonka, Mancosu, Ohashi, Rihm, Supiot und Warrant, um nur durch das Alphabet zu hüpfen – sie und viele andere sind nicht mehr die fremden Buchstabenordnungen des letzten Oktobers, es sind Namen, die in einem Halo stehen, Namen von Freunden, die bleiben werden, auch wenn das gerechte Gesetz der Wallotstraße dem Fellow im Juli das Flammenschwert weist, um die nächste Runde der Adams und Evas an den Schlaraffentisch Frau Klöhns zu bitten.

Paolo Mancosu

Allegro ma non troppo



Paolo Mancosu was born in Sassari (Italy) on August 22, 1960. As an undergraduate, he studied philosophy at the Catholic University of Milan. He earned his Ph.D. at Stanford University in 1989 with a dissertation entitled “Generalizing classical and effective model theory in theories of operations and classes” written under the guidance of Prof. S. Feferman. He then spent three years at Oxford where he was a Junior Research Fellow at Wolfson College, and a member of the Sub-Faculty of Philosophy. From 1992 to 1995, he worked as an Assistant Professor in the Philosophy Department at the University of Yale. In 1993–94 he spent the academic year at the Technische Universität in Berlin as Humboldt-Stipendiat. Since 1995, he has been at U.C. Berkeley, where he is an Associate Professor of Philosophy. He is the author of several articles and of two books: *Philosophy of Mathematics and Mathematical Practice in the Seventeenth Century* (OUP, 1996) and *From Brouwer to Hilbert. The Debate on the Foundations of Mathematics in the 1920s* (OUP, 1998). His main interests are in mathematical logic, the history of science, and the philosophy of mathematics. – Address: Department of Philosophy, U.C. Berkeley, Berkeley, CA 94720-2390, USA.
email: mancosu@socrates.berkeley.edu

My infatuation with Berlin dates back to the summers I spent here in 1991 and 1992. The infatuation led to a stormy relationship during my fifteen-months stay in 1993–94 as Humboldt-Stipendiat at the Technische Universität in Berlin. This year, it has settled into the comfortable doldrums of a secure marriage.

The real excitement of the year came from living in the Kolleg. I came to the Kolleg under optimal conditions. I had submitted my research project “Philosophy of Mathematics in the 1920s” in the early part of 1994. By the time of my arrival in the Kolleg, in October 1997, the project had been finished and published. This is the reason why, when people asked me whether I was making progress on my project, I would reply

with great confidence that I foresaw no problem in completing it by the end of the year. This made a number of colleagues rather nervous about their work; they were also annoyed by my iron discipline: ping pong in the afternoon and piano in the evening. In the morning I was rarely to be seen.

I will never again play so much ping pong as during this year. In addition to providing a welcome occasion for physical activity, this game brought a lot of Fellows together and gave me a different insight into their personalities. The matches with Ryosuke, Wolf, Tonio, Mushir, and others, have taught me as much about them as the weekly colloquium. They were very different players but had one thing in common: they all wanted to win. I was no exception.

With my tenure at Berkeley recently under my belt, I thought this was the year I could use to improve my piano playing. Most of my evenings from six to seven I spent playing the baby-grand piano generously put at our disposal by the Kolleg. When I decided to take piano lessons – last time I did so was 20 years ago – I was quite nervous. The first chat with my teacher, Klaus Flashar, had the intensity of a psychoanalytic session. He was able to make me overcome my fears and we spent the year playing Bach and Beethoven. Katharina Biegger, who was often there after hours, warmly congratulated me on my piano playing. She seemed sincere.

German lessons were also great fun. Under the expert guidance of Eva Hund, Perry Anderson, Chris Hann, and Ryosuke Ohashi created a formidable environment where everything could be discussed. Discussions ranged widely from general topics, such as Heidegger's involvement with Nazism, to linguistic details such as the meaning of the word "gebongt", the etymological origin of "nüchtern" (it comes from Latin "nox"), and Trapattoni's revolutionary "Ich habe fertig". Of course, there was also time for practicing all sorts of grammatical tricks and our mastery of the subjunctive improved dramatically (Hätten wir das nicht gemacht, wäre das kein echter Sprachkurs gewesen).

What about my role as a speaker for the Fellows? There were very few problems which required my diplomatic skills. Tonio, my co-speaker, took a lot of the work upon himself and he should get most of the credit for the successful *Abschiedsfest*. Nonetheless, I was treated by many to delicious dinners – as Aziz colorfully put it: "You have to suck up to those people". Altan, who coveted a second office and an exclusive penthouse, repeatedly tried to bribe me. He managed when he showed up with a basket of fresh oysters from Brittany. The location of the penthouse cannot be disclosed.

Social life in the Kolleg was intense and rewarding, intellectually and from the culinary point of view. The two things usually went hand in hand. Were I to give a list this would include at least a good 70% of the Fellows

and several members of the staff. I went through periods of pure exhaustion when I longed for an evening alone in front of the TV. Exact measurements of the intellectual satisfaction are not available but the culinary achievements were recorded by my scale. Shame prevents me from reporting the data, but it is available upon request.

Finally, just for the record, I would like to deny all the following allegations:

1. that I was paid double salary by the Kolleg for my activity as official paparazzo;
2. that I was responsible for suggesting “Brezeln” as munchies after the evening lectures;
3. that I used my influence as a speaker to shred the evidence accumulated by the administration against Murat and Huri;
4. that I intentionally lost a decisive game (in the Wiko-Tischtennis-Turnier) against Wolf Lepenies in the hope of getting a second year in the Kolleg;
5. that I provoked Eric into a fist fight by claiming that cockroaches did not share in the beauty of nature.

My academic work involved three different areas of scholarship which have kept me busy in the last ten years. Let me begin with history and philosophy of the exact sciences in the seventeenth century. I spent the first three months at the Kolleg finishing an article for the “Cambridge History of Science” entitled “Optics and Acoustics in the early modern period”. The article describes the developments of these two sciences by emphasizing, in addition to the standard topics, aspects which are usually ignored in standard histories of science. In particular, the acoustic section points out the importance of music theory for the emergence of the physical science of acoustics. Moreover, the optics section attempts to give proper relevance to geometrical optics and the problem of image location. During the same period I also wrote a review essay for *Metascience* entitled “New research in the history and philosophy of mathematics from the Renaissance to Berkeley”. This took the form of a review of seven books that have come out in the period from 1993 to 1998. In the essay I not only present the results contained in these books but I also argue for the relevance of these recent investigations into history and philosophy of mathematics of the early modern period for contemporary philosophy of mathematics. One of the great advantages of being in Berlin for my history of science work was the possibility of regularly seeing Eberhard Knobloch and Raine Daston.

A second area of interest is the philosophy and foundations of mathematics in the 1920s. This was originally the project I submitted to the

Kolleg in 1994. Although my book “From Brouwer to Hilbert. The debate on the foundations of mathematics in the 1920s” had come out in 1997, there were some aspects of the project that I wanted to explore further. Indeed, in my book the approach had been epistemological, with most of the emphasis on the published sources. However, I was also interested in studying more closely the historical development of the foundations of mathematics in the 1920s. For this reason I spent the summer of 1997 working at the Wissenschaftshistorisches Archiv of the ETH in Zürich. There I was able to study the *Nachlässe* of Paul Bernays and Hermann Weyl, two major figures for the development of mathematics in the 1920s. A visit to the Felix Kaufmann Archiv in Konstanz at the end of June 1997 revealed the existence of a rich collection of manuscript material relevant to my topic. I thus conceived of collecting most of the manuscript sources relevant to my topic. During my year at the Kolleg, I twice visited the Hilbert archive in Göttingen and ordered materials from the Carnap and Reichenbach archives (Konstanz), from the Gödel archives (Princeton), and from the Behmann archive in Erlangen. My work was greatly facilitated by the tremendous help I received from the librarians of the Kolleg. Although parsing the many kilograms of photocopies I ordered will still take a long time, I was able to write two papers by exploiting the above archival work. The first paper is entitled “From Russell to Hilbert: Behmann on the foundations of mathematics”. It aims at filling a gap in the literature on the foundations of mathematics in the 1920s by showing that Russell’s influence on Hilbert can be studied through an analysis of a long unpublished dissertation by Heinrich Behmann, written in 1918. I also argue for the relevance of Behmann’s work for an understanding of Hilbert’s programme. The dissertation is still preserved at the University Library of Göttingen, but I was able to work on it in the quiet of my office in Berlin. Another piece of evidence in the file for the canonization of Frau Bottomley and Frau Buck. A second paper, “A note on the early reception of Gödel’s theorem”, concerned the very immediate reaction to Gödel’s revolutionary incompleteness results in the wake of the announcement of the incompleteness of arithmetic Gödel made in Königsberg in late 1930. My note looks at how several philosophers of mathematics, including Behmann, Carnap, Kaufmann, Herbrand, and von Neumann, reacted to these revolutionary discoveries by Gödel. The note makes use mostly of unpublished materials I had found in my archival work.

I now come to the project on “Mathematical Explanation”, which constitutes my major focus of research at the moment. The topic of explanation in mathematics has received so far very little attention. This is surprising, especially in light of the fact that even a quick perusal of contemporary literature in the philosophy of science shows that the topic of

scientific explanation is central to the field. However, a few philosophers of mathematics such as Steiner, Resnik, and Kitcher seem to have no doubts that mathematical explanations exist. In my talk at the Wissenschaftskolleg, I discussed the literature on the topic and pointed out shortcomings in the existing accounts of mathematical explanation, both in their theoretical efforts and because of their lack of historical perspective on the subject. In particular, to argue for my thesis, I presented in detail a number of examples drawn from seventeenth-century mathematics. My research during this year was focused on the theories of mathematical explanation presented by Bolzano and Cournot in the nineteenth century. I was able to complete a paper entitled “Bolzano and Cournot on mathematical explanation“, which I presented at a workshop on Bolzano in Paris. In the paper I show that Bolzano’s theory of *Abfolge* and Cournot’s emphasis on the opposition between *ordre logique* and *ordre rationnel* not only resemble each other but also have the same Aristotelian origin and can be both interpreted as theories of mathematical explanation. This paper completes the part of my project concerned with the epistemology of mathematical explanation up to the nineteenth century.

In addition to the above, I wrote a couple of reviews and gave 16 lectures in seven different countries. I promise I will never do that again!

Of course, the dry account given above cannot in the least give a sense of how much I learned from many of the other fellows. Carl’s tales about Musil, Michael’s reflections on Proust and Mann, Wolf’s monologues on the DDR, Alain’s surprising views on human nature, to name only a few, will remain with me for a long time.

Finally, I would like to conclude with warm thanks to the staff of the Kolleg. They have most of the merit for having made this year so exceptional.

One last word. If the above report strikes you as an unlikely combination of lightheartedness and scholarly earnestness, then I have managed to convey what the year felt like.

Şerif Mardin

A Year in Berlin



Born in 1927. B.A. in Political Science, Stanford University (1948), M.A. in International Relations, School of Advanced International Studies (1950), Ph.D. in Political Science, Stanford University (1958). Faculty of Political Sciences, University of Ankara, Associate and then Full Professor (1961–72). Professor and Head of Social Science Department, Bogaziçi University (1973–76). Professor and Dean of the Faculty of Administrative Sciences, Bogaziçi University (1976–78). Professor, Department of Sociology, Bogaziçi University (1978–80). Visiting Professor at various American and European Universities (1965–86). Professor, Department of Administrative Studies, Bogaziçi University (1986–88). Chair of Islamic Studies, School of International Service, American University, Washington, D.C. (1988 – present). – Address: Chair of Islamic Studies, School of International Service, American University, 4400 Massachusetts Avenue, NW, Washington, DC 20016-8071, USA.

A larger scope of research than academic routine would allow, the time to engage in courageous comparisons of parallel developments between the Islamic culture area and the “West” leading to new discoveries, a general recognition that Ottoman studies are of intrinsic interest to all comparatists: these were the expectations with which I arrived at the Wissenschaftskolleg in the Fall of 1997. The conviction that ten months of study and discussion would promote such success was, of course, utopian, from the start. Our fearless leaders at the Kolleg seem to have had repeated encounters with such unrealistic dreams, which lead them to better titrate the musings which are the final and richest products of the freedom to think for two semesters. In my case, however, the experience at the Kolleg rewarded me with unanticipated outcomes.

My “Tuesday” presentation focused on the idea that the mobilizational activities of the Islamic Nakshabandi sect – one item in many similar social movements figuring under the heading of neo-sufism in the modern history of the Middle East and the Maghrib – should be considered an important component and propellant to world history. It was well-known

that such stirrings had redrawn the *modus operandi* of many Islamic groups from the 18th century on, changing the whole setting of Middle East politics. Such a claim was met by my audience with caution, although a positive valence was added to the reserve shown. Such a reaction was to be expected from an audience for the majority of whom the lineaments of modern Islamic history suddenly appeared on the world stage with the forbidding image of Imam Khomeini. However, in the end, a more subtle process left deeper traces in the minds of our colleagues.

Some of my Turkish friends, also Fellows, worked on other aspects of the transformational mechanisms of Islamic societies in modern times, taking up aspects of the development, from the middle of the nineteenth century onward, of the concept of the private property or the structural influence during modernization of the latent premises contained in the Islamic institution of *wakf*, or charitable foundation. These presentations did, in the end, place Islam in the very perspective I was trying to promote. I was happy that we could thereby leave the Fellows from the West with the idea that Islam is a social setting with its own internal transformational potential.

A more specific subject I was able to develop during my two semesters was that of the “vernacularization” of language and culture in the Ottoman Empire after the 19th century. In 1996, I had been drafted into a group of scholars brought together by Professor S. Eisenstadt of the Van Leer Institute in Jerusalem and Prof. Björn Wittrock of Stockholm University. At a conference organized on the subject of changes of social identity during early modernization, I had been unable to develop this theme in the time allotted to conference participants. The papers of this conference were later published in *Daedalus*, Summer 1998. In a way, I used my time at the Kolleg to make up for what I considered an unsatisfactory performance with the group. I’m happy to declare that in a preliminary investigation aimed at eventually taking up the development of new forms of social and political identity, I was able to unravel some of the intricate ways in which “vernacularization” as promoted by a set of Ottoman liberals in the 1860s found an earlier foundation in classical Ottoman culture. These intellectuals then went on to use this earlier vernacular to redraw a frame of “Turkish” national literature. I have since been underlining the way in which “Turkish” maintained a hegemonic position in a multicultural society in which Arabic and Persian were integrated into the language of the elite. The last findings of this version of my research will appear in a book edited by Profs. Deniz Kandiyote and Ayşe Sakkamber.

Regarding what inspired my work as a background force, I have, of course, to mention my colleagues and their ideas, the setting of Berlin, where I was fortunate to witness an outstanding director’s staging of

Brecht, the constant assistance of the Kolleg staff, and the excellent library services. Last but not least, an apartment with a view, which interestingly had a wider span in winter than in summer.

Scholars will want to continue to tap the Kolleg's unique facilities for developing ideas that have emerged in their work but which they have not had the luxury to fully develop.

Peter N. Miller

“In feather’d briefness sails are fill’d
And wishes fall out as they’re will’d”



Born 13 December 1964, New York City. Current Position: Assistant Professor of History, University of Maryland at College Park. Education: Ph.D., 1990 University of Cambridge. M.A., 1987 Harvard University (History). B.A., 1986 Harvard College (History and Philosophy). Books: *Peiresc's Europe: Learning and Virtue in the Seventeenth Century*. Harvard University Press, in preparation. *Defining the Common Good: Empire, Religion and Philosophy in Eighteenth-Century Britain*. Cambridge University Press, 1994. *Political Writings: Joseph Priestley*. Edited with an introduction, notes, etc. Cambridge University Press, 1993. *The Song of the Soul: Understanding "Poppea"*. London: Royal Musical Association, 1992 (with Iain Fenlon). – Address: 45 East 89th Street, Apt. 9e, New York, NY 10128-1228, USA.

Coming to the Kolleg this year as one of the youngest Fellows and the only one without a job intensified the pleasure of being here. Browsing through the newspapers in the morning, greedily devouring the piles of books that re-appeared daily in the library, or carrying a very late night glass of the house St. Emilion back to my office, I couldn't help feeling how fortunate I was.

From the very first day, when I sat down to page one, the worries and fears that had pursued me all through the previous year seemed to fall away (or at least recede from view). By the last day, the book had been finished and awaited only the final touch. In between lay many very long and very happy days of being freed to think, read, and write. It is the greatest tribute to this institution that it does so much in order to make it easier for scholars to be scholars.

Choosing between the different ways to spend the year was the single most difficult problem that I faced, and one that never disappeared: to write? or read? or seek competence in German? or learn Berlin? I decided

to write. And so, most of the year was blissfully spent sitting in my office surrounded by papers and books and feeling as happy as a child with a limitless supply of desired toys and no bedtime.

I had come to Berlin to work on Nicolas-Claude Fabri de Peiresc (1580–1637), an antiquary and polymath who lived in Aix-en-Provence and was the hub of the European learned world during his lifetime. The plan was to finish a book of essays on the redefinition of citizenship in early modern European culture as quickly as possible and then turn to a detailed examination of Peiresc's oriental studies as an instance of the antiquaries' invention of cultural history in the seventeenth century. Aside from a lecture at the Einstein Forum in Potsdam, I had left myself nine months without other professional commitments.

As I began to write, I realized that the two projects were not so distinct. For Peiresc's contemporary celebrity was a reflection of a new ideal of individual excellence in which the political participation that had defined the old ideal of the best man was no longer deemed necessary. The "man of learning" represented, instead, the value of the free mind and the friend. In an earlier book I had explored the redefinition of sovereignty in early modern Europe and in this one I wanted to examine what I assumed had to be a complementary redefinition of the ideal member of political community. It turned out that what I had to say about Peiresc and his image proved exactly this. And so, the book got reconceived, yet again, but happily now for the last time. An introductory *Problemstellung* leads to a biographical chapter that maps out the "Peireskean virtues" for which he was celebrated and which is, in turn, followed by individual chapters devoted to showing how central these virtues were in wider discussions of how to make a civil society. In its broadest terms, this is an inquiry into the model of the best man, or "citizen", at a moment in European history when the ideal of the classical citizen lost its appeal. Looking backward, it could also be described as the pre-history of the eighteenth-century German ideal of *Bildung*.

Although beginning from Peiresc, the book's argument unfolds against the backdrop of European history. This is in large part the result of it being written here. From my desk, I look over my left shoulder and see the lights burning brightly in the library across the Wallotstrasse. Without the patient assistance of Gesine Bottomley, Anja Brockmann, Marianne Buck and Gudrun Rein, my work would look very different. Years of books that had accumulated in a series of "not found" lists were swiftly and systematically rooted out of their dark hiding places and brought to my office. When, after a trip to Auschwitz, I began seeking out obscure Polish and former-GDR publications on the Shoah and its commemoration, they, too, found their melancholy way to the Grunewald.

The intrepid efforts of Eva Hund, a wonderful teacher, overcame my linguistic clumsiness and helped unlock the world of German newspapers and academic speech. As a great lover of newspapers – my preferred airline is Swissair because of the extensive selection of European newspapers carried on board (Sabena is a distant second) – I many times succumbed to the pleasure of a weekend immersed in the previous week's feuilleton sections. Christine von Arnim, Elissa Linke and Linda O'Riordan had to endure long and complex requests for slides and Hans-Georg Lindenberg and Doris Reichel repeated pleas for help. Barbara Sanders, surely the *genius loci*, guided me, as she has so many others, more surely through Berlin than the most detailed guidebook.

Berlin surprised me – from the start. I arrived at Tempelhof airport last October 11 to find a cargo worker sitting atop some of my boxes of books reading from a volume of Peiresc *Correspondence* that had spilled out of another “broken” one. After a brief conversation with him about Peiresc, I was spirited through customs by Herr Claus and brought “home”, thinking all the while that Berlin had to be a pretty amazing place if even baggage-handlers could talk about obscure heroes of the history of scholarship. If not all my Berlinish encounters have been as dazzling, by year's end I had developed a new relationship to a city that I had always approached with trepidation. When I finally made it back to Berlin after a research trip to France that had been timed to get me out before the start of the World Cup, but which ended up exactly coinciding with a series of air, rail, and bus strikes, my first comment to the taxi driver – surprising even me – was how wonderful it was to be back in Berlin. The green-ness of the city, especially here, has been wonderful, and the BVG a source of endless admiration. Where else could one set one's watch to the arrival of a bus? Coming from a city where dirty and decrepit is a recognized aesthetic, I also had no problem feeling at home in the less immaculate parts of town when seeking out congenial cafés and bars in Prenzlauer Berg and the Scheunenviertel or a favorite restaurant almost swallowed up in the temporary wasteland of the northern Tiergarten. I loved the pastries sold on the Unter den Linden during intervals at the Staatsoper – the apple turnovers were best – and then buying the next day's newspapers on the S-Bahn platform while making my way home. An idyll of urban civility that I will long cherish. As I will the long dinners on our loggia, on the few days this spring when it did not rain, overlooking the Koenigssee, Teufelsberg and that distant, delicate Funkturm. Wolf Biermann's guided trips back to the GDR, over long lunches and longer dinners, took me into a world that was until then only dimly visible. There is something so riveting about contact with living history that it makes one realize just how much is lost by being forced to rely on mute sources for understanding the

past. My encounter with *Mohn* and *Kümmel*, two childhood tastes that I had never acquired, was a visceral reminder of a cultural connection to Eastern Europe that was destroyed, by people living and working in Berlin. Many times have I walked these streets, lost in thought, only to bump up against a reminder of that horror and wake, as if from a dream, in that past.

I leave the Wissenschaftskolleg, and Berlin, with so many memories of happy times, engrossing conversations, and the easy pleasure of amicable conviviality – like that last evening spent *en famille* in front of the television watching the World Cup final. My boxes and bags are packed and bulging, but heaviest of all, and surely hardest to discharge, is a debt of gratitude to my fellow Fellows and all those who work here for having made this such a marvelous year.

Wolfgang J. Mommsen

Die Leistungen und Fehlleistungen der Intellektuellen in der deutschen Politik



Geboren 1930 in Marburg, Studium 1953 bis 1959 an den Universitäten Marburg, Köln, Leeds (Großbritannien). Staatsexamen 1956 in Köln, Promotion 1958 mit einer Arbeit über „Max Weber und die deutsche Politik, 1890–1920“. 1967 Habilitation an der Universität Köln. 1967/68 Vertretung einer Professur an der Technischen Hochschule Karlsruhe, 1968 Berufung auf eine Professur für Mittlere und Neuere Geschichte an die Universität Düsseldorf, zahlreiche Gastprofessuren bzw. Forschungsaufenthalte, u.a. am St. Anthony's College, Oxford, am Institute für Advanced Study in Princeton, am Woodrow Wilson Center in Washington, D.C., am Historischen Kolleg in München. Von 1977 bis 1985 Leiter des Deutschen Historischen Instituts in London, seit 1985 wieder in Düsseldorf. 1989 bis 1990 Vorsitzender des Verbandes der Historiker Deutschlands. Seit 1997 Emeritus an der Universität Düsseldorf, Leiter der Arbeitsstelle der Max Weber-Gesamtausgabe in Düsseldorf. Seit 1. August 1998 Mitglied des Europäischen Zentrums für Staatswissenschaften und Staatspraxis an den Berliner Universitäten. Zahlreiche Publikationen zur deutschen und britischen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, zur Geschichte des europäischen Imperialismus, zur Theorie und Geschichte der Historiographie, daneben laufende Arbeiten zu Max-Weber. Mitherausgeber der Max Weber-Gesamtausgabe. In den letzten Jahren Arbeiten zum Verhältnis von Kultur und Politik im Kaiserreich und zur Rolle der kulturellen Eliten im Ersten Weltkrieg, sowie zur Geschichte der Revolution von 1848/49. – Adresse: Europäisches Zentrum für Staatswissenschaften und Staatspraxis, Rheinbabenallee 49, 14190 Berlin.

Die Einladung für eine Fellowship am Wissenschaftskolleg zu Berlin erreichte mich vergleichsweise spät. Wegen einer bereits vereinbarten Studienreise der Fachgutachter der Friedrich-Ebert-Stiftung konnte ich die Fellowship daher erst zum 1. November 1997 antreten. Insgesamt blicke ich auf das vergangene Jahr als eine wissenschaftlich höchst produktive Zeit zurück. Meine wissenschaftliche Arbeit wurde durch die vielfältigen geistigen Anregungen, die ich aus den Seminaren und Veranstaltungen erhielt, aber vor allem auch durch zahlreiche Gespräche mit Fellows und Besuchern befruchtet; die intensive intellektuelle Atmosphäre am Kolleg tat ein Übriges dazu. Hilfreich war auch die Freistellung von den Routineaufgaben, die ich in Düsseldorf zu erfüllen hatte, auch wenn dies in geringerem Maße möglich war, als es mir lieb gewesen wäre. Namentlich die Erstellung von Gutachten über Dissertationen und Habilitationen läßt sich in aller Regel nicht abwehren.

In den ersten Monaten am Kolleg war ich vor allem damit beschäftigt, die abschließenden Arbeiten an dem Manuskript meines Buches „1848 – die ungewollte Revolution. Die europäischen Revolutionen 1830 bis 1849“ vorzunehmen, welches dann Anfang März im Fischer-Verlag erschienen ist und im großen und ganzen ein sehr positives Echo gefunden hat. Im Zusammenhang damit hielt ich, teilweise von meinem Verlagsredaktor angetrieben, zahlreiche Vorträge über die deutsche Revolution von 1848/49. Ferner veröffentlichte ich eine Reihe von Artikeln zum gleichen Gegenstand in mehreren Zeitungen bzw. Zeitschriften. Ein Nebenprodukt war eine Studie über „Die Nationalitätenprobleme in der Revolution von 1848/49“, in welcher ich die These entwickelte, daß die Revolution wesentlich wegen der sich gegenseitig ausmanövrierenden nationalistischen Bewegungen gescheitert ist. Aufbauend darauf hielt ich unter anderem in Jürgen Kockas Forschungsseminar zur vergleichenden Sozialgeschichte einen Vortrag über „Die europäischen Revolutionen von 1848/49“, den ich demnächst in einer überarbeiteten Fassung zu veröffentlichen beabsichtige.

Neben den auf 1848 bezogenen Arbeiten widmete ich mich Studien über Max Weber in Vorbereitung zu einer umfassenden Biographie, deren Fertigstellung freilich noch geraume Zeit in Anspruch nehmen wird, und parallel dazu der Fertigstellung des Manuskripts des Bandes MWG I/22-1 der Max Weber-Edition, welche die ältesten Teile des uns im Nachlaß überlieferten Manuskriptbestands von „Wirtschaft und Gesellschaft“ umfaßt, nämlich die Manuskripte „Die Gemeinschaften“ sowie sonstige, diesem Kontext zuzuordnende Texte. Die editorischen Arbeiten für diesen Teilband waren bereits seit längerer Zeit an der Arbeitsstelle der Max Weber Gesamtausgabe an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf betrieben worden. Mir fiel neben der erneuten

Prüfung der Manuskriptvorlagen, die Abfassung der editorischen Berichte zu den einzelnen Kapiteln sowie insbesondere die „Einleitung“ zu. Dies erforderte angesichts der unzulänglichen Überlieferungslage und der bestehenden höchst kontroversen Positionen hinsichtlich der Edition von „Wirtschaft und Gesellschaft“ eine umfassende Untersuchung der Entstehungsgeschichte dieses Werkes im Kontext des sogenannten „Grundriss der Sozialökonomik“, den Max Weber seit 1909 in Verbindung mit dem Verleger Paul Siebeck herausgab, und zugleich auch des geistigen Umfeldes, in dem dieses große vielbändige Werk entstand. Insoweit ging es auch darum, Max Webers fortschreitende Ablösung von den zeitgenössischen entwicklungstheoretischen Gesellschaftstheorien im Kontext des Historismus näher zu bestimmen. In diesem Zusammenhang erwies sich auch die Arbeit an der Edition der Vorlesungen zur theoretischen Nationalökonomie der 1890er Jahre, die ich gleichfalls betreue, als hilfreich. Hier läßt sich der starke Einfluß der Grenznutzenlehre auf Max Webers Denken konkret nachweisen.

Zwischenergebnisse dieser Forschungen wurden auf einer vom Goethe-Institut in Rom in Verbindung mit dem Dipartimento di Filosofia der Università degli Studi Roma Tre im März 1998 durchgeführten Tagung vorgestellt. Da sich die Manuskripte der frühen Vorlesungen größtenteils hier in Berlin-Dahlem im Preußischen Geheimen Staatsarchiv befinden, konnte ich zugleich erste Vorbereitungen auch für die Edition der Vorlesungen über „Agrarpolitik“ und „Arbeiterfrage“ treffen, für welche ich inzwischen Frau Dr. Birgit Morgenbrodt und Herrn Dr. Meier in Düsseldorf als Bearbeiter eingewiesen habe. Ebenso entstand eine kleine biographische Studie über Max Weber für das gegenwärtig im Saur Verlag erscheinende Biographische Lexikon. Das fertige Manuskript des Bandes MWG I/22 – einschließlich einer 45 Seiten umfassenden Einleitung aus meiner Feder – liegt inzwischen der Generalredaktion der Max Weber Gesamtausgabe an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München zur Begutachtung vor. Wann der fragliche Band erscheinen wird, ist freilich noch ungewiß, da das Votum der anderen Herausgeber noch aussteht. Mit diesen editorischen Arbeiten sind zugleich wichtige Grundlagen für die in Angriff genommene Biographie Max Webers gelegt worden.

Außerdem wurden während des Aufenthalts am Wissenschaftskolleg eine ganze Reihe von kleineren Arbeiten, zumeist Aufsätze für Zeitschriften, Festschriften oder Sammelbände, verfaßt oder endgültig zum Druck gebracht, unter anderem Beiträge über „Heinrich Heine und die Deutschen“, über „Kolonialgeschichte und Imperialismus: Ein Blick zurück“, welcher im Katalog der Ausstellung des Deutschen Historischen Museums über „Tsingtau“ erschienen ist, ferner über „Britain's Decline:

Illusion or Reality?“ sowie über „Die Wilsonianer in Großbritannien, Frankreich und dem Deutschen Reich während des Ersten Weltkrieges“. Ein Essay über „Die Welt im 20. Jahrhundert“ für den Verlag F. A. Brockhaus soll allerdings nur in stark zusammengestricherter Form veröffentlicht werden. Zu erwähnen sind noch Beiträge für die Römerberggespräche in Frankfurt „Europa – Kontinent im Abseits: Eine kulturkritische Bilanz“ sowie „Die Rechte des Bürgers und die form[at]ierte Gesellschaft“, der erstgenannte Beitrag befindet sich gegenwärtig im Druck.

Größere Bedeutung hatte die parallel mit den Studien über Max Weber betriebene Arbeit an einer Untersuchung über „Künstler, Schriftsteller und Intellektuelle im Ersten Weltkrieg“, die ich in absehbarer Zeit zu einem eigenständigen Buche auszubauen hoffe, das die Haltung der kulturellen Eliten in Italien, Deutschland, Großbritannien und Frankreich zum Ersten Weltkrieg einer vergleichenden Betrachtung unterwerfen wird. Einen zentralen Aspekt dieser Arbeiten habe ich am 4. Mai 1998 in einem Vortrag am Wissenschaftskolleg mit dem Thema „Politik und Kultur. Künstler, Schriftsteller und Intellektuelle im Ersten Weltkrieg“, der an anderer Stelle in diesem Buch abgedruckt ist, vorgestellt. Eine Anregung der Akademie der schönen Künste zu Berlin aufgreifend, habe ich mich darüber hinaus daran gewagt, in einem öffentlichen Vortrag am 8. Mai 1998 über „Kultur und Politik in der jüngeren deutschen Geschichte“, der sich auf die Zeit von 1830 bis 1933 konzentrierte, eine Synthese dieser Forschungen vorzustellen. Dieser Vortrag wurde auszugsweise anschließend in der *Berliner Zeitung* veröffentlicht; eine Ausarbeitung zu einem größeren Aufsatz ist beabsichtigt.

Im übrigen nutzte ich, soweit dies meine Zeit erlaubte, die Gelegenheit, das große und differenzierte Angebot an kulturellen Veranstaltungen in Berlin wahrzunehmen, insbesondere auch die reichen Bestände der Berliner Museen. Davon abgesehen, nutzte ich die Möglichkeiten des intellektuellen Austauschs mit den anderen Fellows. In besonderem Maße profitierte ich von Gesprächen mit den Fellows aus dem Nahen Osten und aus Indien; hier konnte ich auf meine Interessen auf dem Gebiet des europäischen Imperialismus zurückgreifen und vielfältige Belehrungen erhalten.

Der Aufenthalt am Wissenschaftskolleg zu Berlin war für mich persönlich sehr ertragreich und in meiner gegenwärtigen Lebenssituation überaus hilfreich. Ich danke für die mir damit eröffneten Möglichkeiten und nicht zuletzt auch für die idealen Arbeitsbedingungen in einer angenehmen persönlichen Atmosphäre.

Ryôsuke Ohashi

„Es war ein sonniger Nachmittag...“



Geboren am 8. Februar 1944 in Kyôto/Japan. 1965–69 Studium an der Literarischen Fakultät der Universität Kyôto, 1969–74 an der Philosophischen Fakultät der Universität München. Promotion zum Dr. phil. mit dem Thema „Ekstase und Gelassenheit. Erörterung zu Schelling und Heidegger“. 1975–85 Berufung an die Staatliche Medizinische Universität Shsiga/Japan, zunächst als Dozent, ab 1979 als außerordentlicher Professor. Seit 1985 ordentlicher Professor für Philosophie an der Technischen Universität Kyôto. 1977–79 Forschungsstipendium der Alexander von Humboldt-Stiftung. 1983 Habilitation an der Philosophischen Fakultät der Universität Würzburg. Thema: „Zeitlichkeitsanalyse der Hegelschen Logik“. Publikationen: *Ekstase und Gelassenheit. Zu Schelling und Heidegger*. Münchner Universitäts-Schriften Bd. 16 (Diss.), Fink Verlag, 1975. *Zeitlichkeitsanalyse der Hegelschen Logik* (Habil.), Freiburg i. B., 1990. *Kire: Das ‚Schöne‘ in Japan. Philosophisch-ästhetische Reflexionen zu Geschichte und Moderne*. DuMont Buchverlag, Köln 1994. – Adresse: Technische Universität Kyoto, Sakyoku, Matsugasaki, 606 Kyoto, Japan

1. Über den Aufenthalt

Es war ein sonniger Nachmittag im Winter, einige Monate nach dem Beginn des Aufenthalts im Wissenschaftskolleg, als meine kleine Tochter, das zweitjüngste von insgesamt vier Kindern, mit einer Schulkameradin heimkam. Das Mädchen hat eine *indonesische* Mutter und einen *iranischen* Vater. Sie selbst war aber in *Deutschland* geboren. Zuhause spricht sie kein *indonesisch*, sondern nur *deutsch*, die gemeinsame Sprache der Eltern, während sie in der „International School“, die sie zusammen mit meiner Tochter besuchte, *englisch* sprach, da dort der Unterricht ausschließlich auf *englisch* abgehalten wird. Ihr Vater hat bei der *amerikani-*

schen Botschaft die „Green Card“ beantragt, weil die Familie sich in Amerika niederlassen möchte. Es besteht also die Möglichkeit, daß das kleine *iranisch-indonesische* Mädchen zur „Amerikanerin“ wird.

Meine vier Kinder konnten zunächst nicht verstehen, daß die „Nationalität“ des Mädchens und das „Volk“, unter dem es lebt, keine notwendige Beziehung zueinander haben, und daß sie keine „Muttersprache“ im engeren Sinne hat. Doch wußten meine Kinder, daß in ihrer derzeitigen Umgebung die Situation der iranisch-indonesischen Schülerin kein Sonderfall war. Mehr oder weniger ähnliche Fälle gab es oft in der International School. Meine Kinder begriffen auch nicht, wieso der Vater des Mädchens als gläubiger Moslem in einer gewissen Spannung zur *christlichen* Kultur steht. Sie begannen aber zu lernen, welche komplexe Bedeutung hier in Europa die Sprache und die Religion, das Volk und der Staat, die Kultur und die Geschichte haben.

Das „akademische“ Leben und das „private“ (Familien-)Leben sind immer zwei Seiten, die einander bestimmen und voneinander abhängen. Dieses Verhältnis ist aber meistens äußerlich, ohne daß das eine das andere inhaltlich beeinflußt. Während des Forschungsaufenthaltes im Wissenschaftskolleg überlappten sich mein privates Leben und mein wissenschaftliches Arbeiten jedoch oft. An einer Szene meines Familienlebens wie die oben beschriebene sah ich, daß die Lebenswelt der kleinen iranisch-indonesischen Schülerin die in den „Dienstagskolloquien“ immer wieder diskutierten Themen widerspiegelte: Die Globalisierung der Wirtschaft, der Islam im Hinblick auf die Modernisierung und die europäische Kultur, die neuen Familienformen in der multikulturellen Gesellschaft usw. Die anderen Themen, wie die Geschichte der Juden und der Nationalsozialismus, die Wirtschaftskrise in Asien, das Problem der Sprache im politischen, kulturellen und literarischen Kontext usw. waren ebenfalls reale Phänomene, denen ich in Berlin sowohl im Alltag als auch bei verschiedenen Anlässen immer wieder begegnete. Meine Projekte schließlich, die mit „Übersetzung“ im weiteren Sinne zu tun hatten, standen im Zusammenhang mit all diesen Themen. Während des Aufenthalts im Wissenschaftskolleg *denkt man, indem man lebt*.

2. Über die Arbeit

In den ersten drei Monaten meines Aufenthalts, d. h. bis Dezember 1997, überarbeitete ich das Manuskript für ein Buch, das im Mai 1998 auf japanisch erschien. Diese Zeit der Überarbeitung war zugleich die erste Phase meiner Forschungstätigkeit im Wissenschaftskolleg. Wie im Nachwort des Buches ausdrücklich erwähnt, schlugen sich die Anregungen, die ich

in den Gesprächen und Diskussionen mit den anderen Fellows erhielt, bei der Überarbeitung des Buches nieder. Der Titel des Buches lautet *Phänomenologie des „Hi“*. Ich plane zwar eine deutsche Übersetzung des Buches, aber dazu muß ich erst den Kernbegriff „Hi“ ins Deutsche übersetzen können. Einige Fellows versuchten, mit mir eine passende Übersetzung dieses Wortes zu finden, das ungefähr den deutschen Wörtern Herz, Barmherzigkeit, Stimmung, Zuneigung entspricht. Aber ich bin im Moment noch unentschieden, welche Übersetzung ich am Ende verwenden werde.

In der zweiten Phase meines Forschungsaufenthalts ab Januar 1998 hatte ich zwei Projekte. Das eine ist der Entwurf einer „Geschichtsphilosophie“ ausgehend vom Begriff „Hi“. Dazu kam ich aber kaum. Ich muß gestehen, daß der Weg dorthin noch mehr Vorarbeiten erfordert, als ich angenommen hatte. Ich bin jedoch damit zufrieden, daß ich einige Vorbereitungen leisten konnte, und zwar überwiegend in Form von Vorträgen (in Paris, Amsterdam, Istanbul, Prag, Arezzo, Bremen, Berlin, Düsseldorf, Heidelberg, Köln). Bei diesen Vortragsreisen habe ich darauf geachtet, das Dienstagskolloquium im Wissenschaftskolleg nicht zu verpassen, da es der wöchentliche Höhepunkt im Zyklus des akademischen Lebens im Kolleg war. Die Vorträge waren von hohem Niveau, und die lebhaften Diskussionen waren für mich immer anregend.

Mit meinem anderen Projekt, der japanischen Übersetzung der *Beiträge zur Philosophie* von Martin Heidegger, bin ich ziemlich weit gekommen, wenn auch nicht so weit, wie ich am Anfang vorhatte. Es handelt sich bei diesem Projekt nicht nur um die sprachliche Übersetzung des Textes, sondern, wie im Grunde bei allen Texten, um die „Übersetzung der Kultur“. Dies war auch das Thema meines Vortrags im Dienstagskolloquium.

3. Über die Kontakte mit den anderen Fellows

Anders als auf einer Konferenz von einigen Tagen bis zu einer Woche führt man im Wissenschaftskolleg zehn Monate lang eine Art des „gemeinsamen Lebens“ mit ca. 40 Fellows aus sehr verschiedenen Disziplinen und Kulturkreisen. Der Gedankenaustausch und der soziale Umgang ist so dauerhaft und intensiv, daß die meisten Fellows sich nach zehn Monaten „duzen“. Eine solche Erfahrung kann man weder in einem gewöhnlichen Universitätsleben noch auf einer kurzfristigen Konferenz machen. Die Kontakte mit den anderen Fellows schienen mir sehr wichtig zu sein, unter Umständen noch wichtiger und kostbarer als das Forschen am eigenen Schreibtisch. Die Fellows waren alle ganz offen und freund-

lich. Bei der Abschlußparty im Juni waren einige Damen sogar so nett, mich, einen zurückhaltenden Philosophen, zum Tanzen zu animieren, und sie führten mich tatsächlich so gut ein, daß ich zum ersten Mal in meinem Leben tanzte.

Es soll auch die Kontaktaufnahme auf der Ebene des Familienlebens erwähnt werden. Meine Frau suchte häufig die Gesellschaft anderer in Berlin lebender Japaner, weil für sie der Umgang mit der deutschen Sprache nicht immer einfach war. Aber sie war froh und dankbar, daß einige Fellows oder deren Angehörige in der Villa Walter sie zum gemeinsamen Einkauf mitnahmen und ihr auch in anderen Angelegenheiten halfen. Oft sind es auch die Kinder der Fellows, die die Kontakte zwischen den Fellows vermitteln und intensivieren. Für meine Kinder waren die Kontakte mit den Kindern der anderen Fellows „exciting“. Der Einfluß dieser Erfahrungen auf ihre Entwicklung wird sich wahrscheinlich auf ganz unterschiedliche Weise niederschlagen.

Nicht zuletzt möchte ich hinzufügen, daß der kleine, weiße „Tischtennisball“ im Keller des Neubaus einen ganz besonderen Kontakt zu den Fellows vermittelte. Als ich nach einer Pause von mehr als zwanzig Jahren im Wissenschaftskolleg wieder mit dem Tischtennis spielen anfang, dachte ich dabei zunächst nur an meine körperliche Ertüchtigung, aber nicht an das intensive und gewinnbringende Kennenlernen meiner Gegner im Spiel.

4. Über die Erfahrungen in Berlin

Die Lebenswelten innerhalb und außerhalb des Kollegs sind sehr unterschiedlich. Die erstere ist eine überreale, so daß man, wie ein Fellow bei der Abschlußparty sagte, nach einem zehnmonatigen Aufenthalt das Problem der „Rehabilitierung“ haben wird. Dies besagt andererseits, daß die Erfahrungen, die man als Gast in Berlin macht, nicht immer sehr angenehm sind. Die Leute auf der Straße, in Supermärkten und Geschäften, in öffentlichen Verkehrsmitteln usw. reagieren sehr schnell aggressiv. Ich selber mußte leider dieses Phänomen einige Male erleben. Asiaten, die Sprachprobleme haben, scheinen damit noch häufiger unangenehme Erfahrungen zu machen.

Es heißt, ein Grund für dieses Phänomen sei die Unruhe der neuen Hauptstadt, in der große Bauwerke entstehen, in der Ausländerhaß besteht, und die geistige Vereinigung des Ost- und Westteils der Stadt noch nicht vollzogen ist. Da diese Unruhe zum großen Teil als eine Begleiterscheinung der Übergangsphase verstanden werden kann, wird diese bedauerliche Tendenz hoffentlich bald verschwinden. Ich fand es in

diesem Kontext sehr gut, daß das Wissenschaftskolleg immer bereit war, sich bei den unangenehmen Erfahrungen, die ausländische Fellows und deren Familien oft machen mußten, kräftig einzumischen.

Berlin ist jedoch trotz all dieser Probleme eine der aufregendsten und lebendigsten Städte der Welt. Wenn ich nach Deutschland zurückkehre, werde ich gerne wieder hierherkommen.

Tapan Raychaudhuri

The Year at the Wissenschaftskolleg zu Berlin



Tapan Raychaudhuri was born in eastern Bengal, now Bangladesh, and grew up in the district of Barisal, the only district in the subcontinent not connected by railways with the rest of the country. Growing up in this remote area, he became aware of resonances of very distant cultures in the life of his rural and small town homes: orthodox Hinduism, Sufi Islam, British literary and philosophical traditions, the doctrines of Auguste Comte and revolutionary as well as Gandhian nationalism coexisted in an uncertain equilibrium. Educated at Presidency College, Calcutta and Balliol College, Oxford, his historical investigations are informed by his curiosity regarding the way South Asian societies have interacted with distant influences, especially Western culture. His publications, on Bengal under the Mughals, Dutch trade on the southeastern coast of India, chapters in the volume of the Cambridge Economic History of India that he edited and his monograph on Bengali perceptions of Europe are all addressed to this central question. Raychaudhuri has held chairs in Delhi and Oxford, was awarded the D.Litt. degree by the University of Oxford and has been a visiting professor at many universities, including Harvard and the University of California at Berkeley. He is now an Emeritus Fellow of St. Antony's College, Oxford. – Address: March to October: 1 Hawkswell Gardens, GB–Oxford OX2 7EX; November to February: 463 Keyatala Road, Calcutta 700029, India

In his address of welcome to the new Fellows for the year 1997–98, Professor Lepenies suggested two alternative scenarios as the basic framework for their year's programme: to write the great book or decide not to write it at all. In his farewell assessment, illuminated by judiciously selected stills from the great film classics of those two men of genius, Laurel and Hardy, he acknowledged that the Fellows had enjoyed themselves.

These two statements define the parameters of my academic and social experience at the Kolleg.

I came with the object of finishing a book on which I have researched for more than a dozen years and which I started writing last year. The subject was the mental world of a social group, the Bengali educated middle class, in the last century. It is a social group to which I belong and one I have studied at various levels over the decades.

What did I expect to gain from a year at a German institute of higher studies for a work in which there was no manifest interest in Germany? A number of things. The list of Fellows and their areas of interest suggested that there would be several colleagues here with whom I could interact fruitfully. The Rektor's own work on dimensions of Europe's cultural and intellectual history interested me. The colonial subjects of Britain in Bengal were indeed a melancholy people and their self-perception underlined their predicament. I expected to gain a better understanding of the middle-class experience from the great historian of the German middle class. Then the list mentioned two economic historians who, I knew, had daringly introduced social psychology into the interpretation of economic history, especially market behaviour. I hoped that I could extend further my limited knowledge of social psychology and explore in some depth its relevance to my work. The presence of a neo-Freudian psychologist was an additional bonus. So was that of a former colleague whose work on the Muslims of India touched on my second line of interest, the threat of Hindu chauvinism in contemporary India, a matter which goes beyond the limits of academic concerns, for it affects the very survival of all that the liberal Indian values and of the Indian polity as we know it today.

Most of my expectations as listed above were more than fulfilled and there were unexpected gains as well. To wit, a young philosopher drew my attention to Mill's formulations on "the chemical process", which helped me define precisely the central concept in my current work, the notion of contact with the West as a catalytic agent in the development of modern Indian culture.

The neo-Freudian psychologist helped me choose the precise title for my projected book. She also read parts of my chapter on religion and offered explanations of the mystical phenomenon I described which startled me: now I shall have to rethink and rewrite that chapter.

Let me get down to brass tracks. What did I do or "achieve" in these ten months? In terms of the alternative scenarios sketched by Professor Lepenies, I discarded one ambition. I had long wished to present the material I had gathered in a more or less literary form, underplaying the analysis and the insights from social sciences, and focus instead on reconstructing the human experience emulating novelists and descriptive

historians. After several goes at it, I realised that this was not what I could best do. Thus the great project of writing a history of perceptions and sensibilities that would read like a novel was abandoned. I have fallen back on my original project of writing a history of mentality without frills.

This uncertainty delayed my work to some extent and I had to rethink the project, especially after I received very useful comments on the paper I presented at the colloquium – on the mental world of a colonial middle class. I could, as a result, actually write up only about half of what I had planned. But I do believe that the discussions I have had with my colleagues have influenced very positively the quality of my work and I have felt encouraged to rewrite parts of the chapters I had already written.

If I am not mistaken, most academics feel the need to see their name on a hard cover from time to time. Since it has been some years since I have had that pleasure, the delay in finishing my book led to an initiative I had not planned before. Since 1992, I have produced some twenty-five papers and chapters in various volumes. These are addressed to a variety of audiences and I wondered if it would be worthwhile to bring together and publish a selection of these articles as a volume of essays. Again I sought advice from my colleagues. One friend, a former Fellow of the Kolleg, actually went through the material and helped me select the papers which she found publishable. But for this help and approval, I doubt if the project would have got off the ground. Now the volume is in press, to be published by the Oxford University Press, and will see the light of the day in foreseeable future under the title “Sentiments, Perceptions, Sensibilities: Essays on India’s Colonial and Post-colonial Experiences”.

As for my main work, I have now decided to present the results of my research in two volumes – one covering the themes of identity, interpersonal relations and faith, the other focussed on world-view, morality and the relation between the individual and society. I hope to send the first volume to the press early next year, the second in the year 2000. Famous last words? I also have decided on the title for this work: “An Unlikely People: The Mental World of the Bengali *Bhadralok*, 1817–1905”.

A couple of years ago, an American colleague had discovered a Bengali manuscript written by a lady, born around 1866 and widowed at the age of nine, who had managed to educate herself and have a career as a medical practitioner. I found the manuscript to be of unusual interest and translated it into English. It was annotated by Professor Geraldine Forbes, who had found the manuscript. She also wrote the introduction. This product of a joint effort has found a publisher, again with the help of a fellow Fellow, and will soon be in print.

The election of a Hindu chauvinist party as the leading partner in India’s coalition central government revived my anxieties about the

advent of extreme reaction in the forefront of politics in our country. I had written on it before and I am grateful for the opportunity the Kolleg gave me to present my analysis of the Indian political reality at an afternoon colloquium. The talk is now to be printed in the Kolleg yearbook. It will also appear in the volume of essays I have sent to press.

Thus in terms of publication, these ten months have been a productive period. In terms of fresh output, somewhat less so. But perhaps the loss in terms of quantity has been balanced by a corresponding improvement in quality – or so one hopes.

But there have been quantitative gains elsewhere – in body weight, inevitably. Professor Lepenies had warned about this at the very beginning of the term. But whoever has ever listened to good counsel? Indian philosophy speaks in terms of two categories in the context of human experience, *sreya*, that which is for the good of one's soul and *preya*, that which gives pleasure, with some cautionary words as to the possible consequences of preferring the latter. Those who are weak in spirit pay no heed to ancient wisdom. In the Kolleg dining hall, I fell for the *preya*. But somehow I feel sure this has done my soul a world of good, even though the fact is less obvious than what it has done to my middle.

I must record here another failure. I decided to try to take advantage of the German language lessons offered by the Kolleg. After a while I gave up my attempt to learn conversational German, though, as Frau Sanders will bear witness, I have learned to say "Guten Tag" with great self-assurance. Then I decided to acquire some skill in reading German – to build a base from which I could aspire to read someday Mann and Kafka, my two favourites, an impossible ambition. One day Eva Hund brought a few pages from Kafka and, inevitably, I failed to make any sense of his beautiful prose. But if I failed with Kafka, with Kocka I had a measure of success. I have dislocated my arm in my effort to pat myself on the back.

As a wandering academic, I have sojourned in many parts of the world. The year in Berlin will stand apart from all other similar experiences in my memory. I would not be able to explain why without indulging in sentimentality: so let me stop here – with thanks to all who have helped to make this year so memorable.

Wolfgang Rihm

Ein Jahr



Geboren am 13. März 1952 zu Karlsruhe, Komponist. – Adresse: Kriegsstraße 109, 76135 Karlsruhe.

Im Herbst begann
!;
,

Dann plötzlich setzte die Produktivität ein. Und setzte wieder ab. Wieder nichts. Nichts ist manchmal auch etwas. Etwas später wieder dieses Zwischenschwanken ohne Grund. Grundlos griff ich – fand nichts – griff wieder – fand – verlor. Und so verlor sich die Zeit nach bekanntem Gang: Erledigungen der Angelegenheiten, die stets mit dem Vorwurf sich vortragen: für anderes habe man doch auch Zeit. Wieder hin und her. „Dann plötzlich setzte die Produktivität ein“. Mir kam deren Einsatz aber vor als parodierende Reprise bereits durchstandener Geisterbahnfahrten. (Die Schwimmbäder boten keine physische Spannungskur – eher Ekelanfälle.) Doch die einsetzende Produktivität ließ sich diesmal nicht abweisen. In raschester Folge, von mir ungläubig beobachtet, entstanden umfangreiche Konvolute. Währenddessen geisterte ich durch Ansprüche und Angesprochenwerden; wie man mir öfter sagt: auf freundliche Art abwesend, zugewandt entzogen. So soll es sein; jeder wie er kann. Ich kann es vielleicht anders wollen, will es aber nicht anders können. Wie auch immer, die Stücke:

- „Ernster Gesang mit Lied“ (= 2. Fassung der Komposition „Ernster Gesang“) für Orchester und Singstimme
- „Deutsches Stück mit Hamlet“ für zwei Singstimmen und Orchester
- Instrumentierung von Franz Schuberts „Der Wanderer“ für Orchester
- „vers une Symphonie fleuve IV“ für Orchester
- „Nebendraußen“ Gedichte von Hermann Lenz für Gesang und Klavier

-
- „Styx und Lethe“ Musik für Violoncello und Orchester
 - „Gedrängte Form“ (angefangen, ein Stück für Ensemble)
 - „Echo-Schrift und Schatten-Schlag“ (angefangen, für Ensemble)
 - in den ersten Tagen vollendet: „Etude d’après Séraphin“ für Ensemble und Tonband

Dazwischen aber jene dumm-glotzen(machen)de Untätigkeit, zu nichts zu gebrauchen. Nicht einmal blabla, Wie bitte?, Aha, interessant, ach!?, äh, meine Projekte sind ..., und dann werde ich ..., man hat mich ..., ich bin hingegen ... Es reicht gerade, um nachts herumschleichen, kinophil, gesellschaftsphob; schweigen will ich von Lokalen, wo.

Dankbar für den Freiraum. Solche Dankbarkeit ist wie ein Organ. Es schüttet sofort Glücksgefühl aus, ist sofort bereit, meine ganze Menschenfigur in Taumel zu versetzen. „Ich kann nur, wenn man mich läßt“. Nun sind Können und Lassen weite Felder und sicher ein andermal zu besichtigen. Aber diesen Satz vom Gelassenwerden, um können zu können, kenne ich von mir, seit. Er war immer Gruß und Verabschiedung zugleich. Auch Bitte. Sogar Umarmung. Dann

..... .

Raphael Ritz

One of Eric's Biologists



Geboren 1965 in Ludwigshafen am Rhein. Studium der Physik an der Technischen Universität München. 1995 Promotion in Theoretischer Physik mit einer Arbeit zur Dynamik neuronaler Netzwerkmodelle. 1995 bis 1997 Research Associate am Salk Institute for Biological Studies in La Jolla, CA, USA im Computational Neurobiology Laboratory von Terrence Sejnowski. Seit 1998 am Innovationskolleg für Theoretische Biologie in Berlin. Arbeitsgebiete: Dynamik neuronaler Netzwerke, Theorie der zellulären Neurophysiologie, biophysikalische Modelle synaptischer Plastizität, neuronale Kodierung. – Adresse: Innovationskolleg für Theoretische Biologie, Humboldt-Universität zu Berlin, Invalidenstraße 43, 10115 Berlin.

Mut

„Mut ist in diesem Haus, wenn man im Arbeitsbericht ohne Fontane-Zitat auskommt.“*

Kann ich es wagen? Soll ich es wagen?? Darf ich es wagen??? Ich muß es wagen! Auch wenn man, wie ich aus sicherer Quelle weiß, in *Frau Jenny Treibel* immer fündig wird, wage ich es, einen Beitrag für dieses Jahrbuch ohne jedes Fontane-Zitat zu schreiben (und das im Fontane-Jahr!).

Da waren wir nun, der diesjährige Schwerpunkt Theoretische Biologie des Kollegs. Andreas Engel und Rainer Goebel kannte ich ja bereits, wenn auch nicht persönlich, so doch von ihren Arbeiten her, aber Eric Warrant und Eva Jablonka sollte ich erst noch kennenlernen, und – ich sage es gleich vorweg – es war ein Gewinn. Es sind ohne jeden Zweifel diese Möglichkeiten des längerfristigen, engen, persönlichen Kontaktes, die den Reiz des Kollegs ausmachen, nicht nur zu (entfernten) Fachkollegen, sondern vor allem auch zu Menschen unterschiedlichster geographischer und wissenschaftlicher Herkunft. Arbeiten kann so jemand wie ich überall

* zitiert nach: Péter Esterházy, in: Wissenschaftskolleg zu Berlin, Jahrbuch 1996/97, herausgegeben von Wolf Lepenies, Nicolaische Verlagsbuchhandlung, Berlin 1998, S. 202.

dort, wo es einen Internetanschluß gibt, und das ist nun wirklich nichts Besonderes mehr.

Um so mehr waren mir daher die Gelegenheiten willkommen, meine Nase in Dinge zu stecken, „die mich nichts angehen“, aber wann hat man sonst schon die Gelegenheit, dies auf so hohem Niveau zu tun. Hat meine eigene Arbeit darunter gelitten? Vielleicht. Sicherlich hätte ich mehr zustande gebracht (woran mißt man das eigentlich?), wenn ich mich ständig in mein Büro zurückgezogen und nur gearbeitet hätte. Aber das hätte ich mir nie verziehen. Das Projekt, das ich mir selbst für dieses Jahr am Kolleg vorgenommen hatte, ist nicht sehr weit gediehen, aber es ging dennoch so manches voran. Was noch zu publizieren war, wurde publiziert, so manche Fachgutachten wurden geschrieben, eine neue Stelle für die Zeit nach dem Kolleg hatte ich auch bald (womit sich eine meiner Hoffnungen, daß das Kolleg als „Sprungbrett“ zurück nach Deutschland dienen könnte, sehr schnell erfüllt hatte) und da somit klar war, daß ich auch weiterhin in Berlin bleiben würde (der dreiundfünfzigste Fellow in der Geschichte des Kollegs, wie mir Reinhart Meyer-Kalkus einmal sagte), richtete sich mein Augenmerk verstärkt auf die in Berlin ansässigen Arbeitsgruppen zur Neurobiologie. Denn wenn ich etwas in Amerika gelernt hatte, dann war es die Einsicht, daß in meinem Forschungsgebiet (und sicher nicht nur da) eine Theorie nur im engen Kontakt zum Experiment gedeihen kann, und daß man sich gerade auch als Theoretiker nicht zu schade sein darf, bis in die Niederungen der experimentellen Methoden sowie der Datenerfassung und Auswertung herabzusteigen. So ergab es sich, daß ich letztlich mit zwei Berliner Arbeitsgruppen konkrete, gemeinsame Projekte begonnen habe.

Da ist zum einen Randolph Menzel, Neurobiologe an der FU Berlin, in dessen Labor unter anderem das Riechsystem der Honigbiene erforscht wird. Eine zentrale Frage ist hierbei, wie Bienen Düfte lernen, und was sich dabei in ihrem Gehirn verändert. Die Beantwortung dieser Frage wird dadurch erschwert, daß wir bis heute nicht so genau wissen, wie die Biene Düfte innerhalb ihres Gehirns überhaupt repräsentiert und verarbeitet. Mein Beitrag zur Klärung dieser Fragen liegt hier zuerst im Methodischen. Es zeigt sich, daß Mathematiker und Biologen durchaus unterschiedliche Vorstellungen von den Begriffen Repräsentation und Kodierung haben, und dies hat Auswirkungen bis hin zum Entwurf eines Experiments. Hier verschiedene Herangehensweisen zusammenzuführen, halte ich für sehr vielversprechend, doch ob mein Optimismus gerechtfertigt ist, müssen die kommenden Jahre zeigen.

Zum anderen ist da Frank Pfrieder, synaptischer Physiologe am Max-Delbrück-Centrum für Molekulare Medizin. Synapsen sind die Kontaktstellen zwischen Nervenzellen im Gehirn. Nach unserer heutigen Vorstel-

lung ist es die Plastizität dieser Verbindungsstellen, die solchen zentralen Leistungen wie dem Lernen und dem Gedächtnis zugrundeliegt. Lange Zeit glaubte man, der einzige relevante Parameter einer Synapse sei ihre Stärke (gemessen als Höhe des Signals in der empfangenden Zelle bei Aktivität der sendenden Zelle) und daß diese Stärke nur sehr langsam veränderlich sei (Minuten bis Stunden und länger), verglichen mit der Zeit, die für eine durchschnittliche, kognitive Leistung benötigt wird (Zehntelsekunde bis Sekunden). Doch diese Sichtweise bricht gerade zusammen. Neuere Experimente zeigen, daß selbst eine einzelne Synapse ein sehr viel komplexeres dynamisches Verhalten auch auf kurzen Zeitskalen (einige 10 Millisekunden bis Sekunden) zeigt, als bislang angenommen. Somit werden zur vollständigen Charakterisierung einer Synapse weitere Parameter benötigt, und das Studium der synaptischen Plastizität wird plötzlich zu einem hochdimensionalen Problem. Welche Auswirkungen dies auf so grundlegende Fragen wie die nach dem neuronalen Code und den Prinzipien neuronaler Informationsverarbeitung hat, beginnt sich gerade erst abzuzeichnen. Ich bin sicher, daß wir mit der Untersuchung dieser Fragestellungen uns ein weiteres kleines bißchen dem Verständnis der Funktionsweise des wohl faszinierendsten Gebildes, das die Evolution bislang hervorgebracht hat, unseres Gehirns, nähern werden.

Zum Schluß gehört es sich natürlich dem Kolleg zu danken: dem Rektor, den ständigen Fellows und all den vielen dienstbaren Geistern, die auf fast schon gespenstische Art und Weise zu einem reibungslosen Funktionieren dieser Institution beitragen. Doch nichts und niemand ist so vollkommen, daß keine Verbesserung mehr möglich wäre. So sind wir auch immer wieder nach Vorschlägen gefragt worden, wie das Kolleg noch besser werden könnte. Kaum jemand wagt es dann aber, etwas vorzubringen, da in der Regel alle Erwartungen weit übertroffen werden. So versuche ich nun meinen Dank durch zwei bescheidene Hinweise auf Verbesserungsmöglichkeiten zum Ausdruck zu bringen: Wenn es denn stimmt, daß sich bereits ein Trend hin zu immer jüngeren Fellows abzeichnet, so wäre es vielleicht nicht unangebracht, etwas mehr an die Familien und insbesondere die Kinder der Fellows zu denken, und sei es nur durch häufigere Familienabende oder ein paralleles Betreuungsangebot während der Abendveranstaltungen. Der zweite Vorschlag hat mit dem rasanten technologischen Umbruch, den wir derzeit erleben, zu tun. Ob man es wahr haben will oder nicht, was landläufig nebulös als Anbruch des Informationszeitalters beschrieben wird, hat konkrete Auswirkungen auf den Arbeitsalltag gerade eines Wissenschaftlers. Ob es um das Online-Publizieren oder die Beschaffung von Information via Internet geht, es vergeht kaum ein Tag, an dem sich hier nicht neue Möglichkeiten auftun. Dabei immer auf der Höhe der Zeit zu sein, ist für einen einzelnen nahezu

unmöglich. Um so wichtiger könnte es daher werden, auch im Wissenschaftskolleg über ein Kompetenzzentrum zu verfügen, das den zukünftigen Fellows hilft, sich dieses neuen Mediums zu bemächtigen. Aber ich bin sicher, daß das Kolleg auch hier, in der ihm eigenen Art, Maßstäbe setzen wird.

Renata Salecl

Cultural Aspects of Violence



Renata Salecl was born in 1962 in Slovenia, studied philosophy and sociology at the University of Ljubljana and completed her PhD in the sociology of culture at the same university. From 1986 on, she has worked as a researcher at the Institute of Criminology, the Faculty of Law, Ljubljana. She has been visiting professor at the New School for Social Research and Cardozo School of Law in New York. In her work, she analyses contemporary cultural and political phenomena with the help of Lacanian psychoanalysis. Her publications include: *Discipline as the Condition of Freedom* (KRT, Ljubljana, 1991), *Why Do We Obey Power?* (Drzavna založba, Ljubljana 1993), *The Spoils of Freedom: Psychoanalysis and Feminism After the Fall of Socialism* (Routledge, London, 1994), *Gaze and Voice as Love Objects* (co-editor with Slavoj Žižek, Duke University Press, Durham, 1996), *(Per)versions of Love and Hate* (Verso, London, forthcoming). – Address: Institute of Criminology, Faculty of Law, Kongresni trg 12, 1000 Ljubljana, Slovenia.

I came to the Wissenschaftskolleg with a big project to finish – my new book on love and hate, which deals with questions like: Why does the subject who is desperately in love endlessly block union with his/her love object? And why does the subject often destroy what he/she most loves? From psychoanalysis we know that love and hate go hand in hand, since the subject is both attracted and repelled by the uncontrollable *jouissance* of the other. However, the problem which haunted me from the beginning of my stay at the Kolleg is that, in contemporary society, intersubjective relations have changed, since people no longer identify with the social prohibitions as they did in the past. But this change did not simply bring liberation, it also triggered regression into various forms of violence, including even self-mutilation and new forms of tribalism. I thus started dealing with the question: Why, on the one hand, do we encounter today among some immigrant groups in the West a return to certain violent forms of initiation like clitoridectomy, while, on the other hand, we

observe forms of body art which play with self-imposed body mutilations, tattooings, body-piercing, etc.?

In pre-modern society, initiation rituals situate the subject in the social structure and assign to him or her a special place as well as his or her sexual role. In the modern, Enlightenment society, we no longer have initiation rituals, but the authority of the law (i.e. the symbolic prohibition) is still at work in this society. The law is linked to the role of the father; and in taking a position against this law, i.e. by distancing himself or herself from this law, the modern subject acquires his or her “freedom”. In contrast, in contemporary, post-modern society we have a total disbelief in authority, as well as in the power of the symbolic order as such. This disbelief has not simply resulted in the subject’s liberation from the law or other forms of social coercion, but has also incited various forms of violence. Paradoxically, many subjects today engage in practices of self-torture and body-mutilation, as if, lacking belief in the social authorities, they are trying to take prohibition into their own hands and thus find some stability in today’s disintegrating social universe.

In the conclusion of the book, I especially addressed the problem of the changed relationship to authorities in contemporary society and the way new corporations rely on the fact that people today no longer identify with the authorities as they did in the past. The new authorities, like Microsoft’s Bill Gates, thus function as superego figures who disguise themselves as benevolent doubles of their subordinates. As such, these authorities are hard to recognize as authorities; and for subordinates it is also hard to guess what the authorities actually require of them. This uncertainty about who the authority is and what it wants contributes to the subjects’ feeling of being at a loss in today’s society.

One of the ways in which people today deal with the nontransparency of authorities is to establish some kind of ersatz authority structures like support groups, ethical committees, etc., which help to create the illusion that the subjects themselves can “take charge”. But here I question whether the search for new rules and the establishment of multiform ethical committees is not linked to the fact that, globally, not much can be changed in society, since big capital is increasingly independent of politics. The point is not to oppose the establishment of ethical committees that, for example, discuss the impact of science; rather, it is to remember that only control over big capital can limit the risks science generates.

My next project was editing a special issue of the journal *New Formations on the Ethics of Violence*, which asks what modalities of violence are witnessed today, from direct bodily (ethnic, sexual) violence, such as rapes and lynchings, through more refined forms of symbolic violence, up to the violent aspects of the very endeavors to circumscribe and fight

violence. My intention was to point out that violence is not simply external to symbolic communication, but also based on it and legitimized by it. Doesn't the very shift from the body and its violent materiality to thought's ethereal ideal universality involve the gesture of an extremely violent abstraction and/or repression? Not only does Kant's ethics, perhaps the most sublime philosophical expression of the ethical attitude, rely on a core of violence; its apparent opposite, Sade's assertion of the unlimited right to the pleasure provided by torturing other people, is itself based on an ethical stance – which is why Lacan insisted that Kant and Sade have to be read together. Acts considered as fulfillments of the highest ethical duty are often perceived by the community in which they occur as extremely violent impositions – consider the violence discernible in Christ's statement: "If anyone comes to me and does not hate his father and his mother, his wife and children, his brothers and sisters – yes even his own life – he cannot be my disciple." (*Luke 14:26*) Doesn't the same hold for Antigone, this commonly accepted literary example of insisting on one's ethical duty? And how are perceptions of violence dependent on a specific cultural context, so that while, for a Western gaze, circumcision is the utmost humiliation of a woman, some cultures perceive genital mutilation as an act that secures respect for women? Furthermore, in what way are today's "irrational" modes of violence (like the juvenile delinquency in our suburbs) the product of the very tolerant multiculturalist "open" society that more and more precludes any proper articulation of political antagonisms?

In working on these manuscripts, I realized what fantastic services the Kolleg provides for its Fellows. I especially profited from the Fellow-Dienste and from the friendly help that Christine von Arnim organized for me. My English manuscript was thus thoroughly checked by Mitch Cohen, who not only perfectly corrected the language mistakes, but also provided many interesting comments. Since I was simultaneously preparing a manuscript in the German language, I was most happy that Katharina Wiedemann was able to help me in organizing and editing various translations of the text. Without her enormous dedication to this work and the Kolleg's help in sponsoring the editing of my manuscript, I would not be able to present the German text to the publisher in a coherent form.

During my stay at the Kolleg, I surprisingly learned more German than I ever expected. When I joined Eva Hund's class, which consisted of Fellows with a moderate knowledge of German, I was first frightened when I observed my colleagues' initial enthusiasm in taking extra lessons, doing the homework, etc. Since my work on the manuscript prevented me from investing more time in learning German, I decided to just continue going to the lessons even if I did not have my homework done or even if I was

away for some time. My persistence paid off enormously, since at the end of my stay at the Kolleg, I was able to communicate with my Berliner friends in German (not too elaborate, of course), which I never imagined could happen.

I very much enjoyed the fact that Kolleg invites people from various disciplines, i.e. that it mixes scholars from social and natural sciences. Especially interesting were debates with a group of biologists who worked on vision, since we often compared discussions in neurology with the psychoanalytic understanding of the nature of fantasy in organizing our perception of reality. I was also most privileged to get to know Eva Jablonka and to learn a great deal about the links between culture and genetics. Eva was not only great fun to be with, but also eager to engage in speculative philosophical debates. Our discussions definitely proved that the bridge between the humanities and the natural sciences is not so hard to make.

Getting to know two wonderful Indian couples, Mushirul and Zoya Hasan, and Tapan and Hashi Raychaudhuri, was one of the high points of my stay at the Kolleg. In my discussions with them, I not only learned a great deal about India, I also enormously enjoyed their great sense of humour (Tapan's jokes were just out of the world) and their fantastic cuisine.

With my husband, Slavoj Žižek, we also spent time exploring Berlin, especially observing the changes brought by the German unification. We were happy to establish many contacts with Berlin intellectuals and enjoy the cultural events here. However, as big film fans, we had great difficulties finding good movies. One thing that I very much wish to change in Berlin in the future is the fact that most foreign films are dubbed into the German language and that cinemas are very slow in getting new films. I sincerely hope that future Fellows will satisfy their hunger for good films with the video collection that our group of Fellows gave as a present to the Kolleg.

Ekkehart Schlicht

Linking Economics to Biology and Cognition



Born in 1945, Professor of Economics at the Ludwig-Maximilians-Universität Munich. Earlier teaching at the University of Bielefeld and the Technical University of Darmstadt; editor of the *Journal of Institutional and Theoretical Economics*. His publications include *On Custom in the Economy* (Oxford University Press 1998), *Isolation and Aggregation in Economics* (Heidelberg-New York: Springer-Verlag 1985), *Grundlagen der ökonomischen Analyse* (Reinbeck: Rowohlt 1977), *Einführung in die Verteilungstheorie*, (Reinbeck: Rowohlt 1976). – Address: Institut für Volkswirtschaftslehre, Ludwig-Maximilians-Universität, Schackstraße 4, 80539 München.

This was a very pleasant and productive year. At the beginning of my stay, I put the finishing touches to my manuscript *On Custom in the Economy*. The time until Christmas was filled with intense discussion and the planning of a book on *Localisms* which I am writing together with Eric Jones. This project is concerned with the interaction between economics and culture. We want to look at the way in which culturally induced tendencies canalise economic processes and are in turn moulded by these processes. We managed to organise the project, allot chapters between us and discuss some fundamental issues concerning the relationship between cultural and economic processes intensely. This would not have been possible without the help of the Wissenschaftskolleg, since such groundwork needs time (three months were hardly enough) and cannot be done on the phone easily, and it would have been practically impossible to meet elsewhere for a prolonged period of time, with Eric teaching at Melbourne, and me teaching at Munich.

In January, I changed gears and started to write a book on labour markets – a project which I pursued for some time. I managed to write some chapters and I am glad that I have been able to get a good start on the project, which will continue to occupy me in the future.

I participated in the biology/cognition workshop. This was a very productive and instructive experience. The contact with the biologists made me assimilate biological thinking in a way I could never have achieved by

reading. The parallelism between economic and biological thinking is quite surprising, and economists can benefit from absorbing elements of biological thought. It is also interesting to see that many theoretical shortcomings and unsolved problems are shared across these disciplines. Eva Jablonka's work on epigenetic inheritance and animal cultures turned out to be of particular relevance to my way of thinking about the economics-culture interaction, which was a central concern of my book on custom and is central again to the book about localisms, which I started to write at the Wissenschaftskolleg together with Eric Jones.

Further, and to my surprise, the cognitive scientists were quite open-minded regarding classical Gestalt psychology – they even put themselves in this tradition. This was a nice reconfirmation of the approach I have taken in my book on custom, and which was greeted with much scepticism by the psychologists I had talked to before. It is usually deemed out-moded. I thus obtained encouragement to pursue the path I have started to take to integrate cultural and economic issues.

There also emerged a field of common interest among a handful of fellows on the topic of property. We exchanged views, manuscripts, and papers, and even managed to organise a panel discussion. Further, there was fruitful discussion with many other fellows on various topics. The interdisciplinary character of the Wissenschaftskolleg is indeed a feature to be admired and nursed. Putting people from different disciplines together forces them to talk about issues of common interest, and these are typically issues relating to problems shared across disciplines, that is, on fundamentals.

Eberhard Schmidt-Aßmann

Wissenschaftsrecht am Wissenschaftskolleg



Geb. 1938 in Celle. Studium der Klassischen Philologie und der Rechtswissenschaften in Göttingen und Genf. Juristische Staatsexamen 1963 und 1968. Promotion zum Dr. jur. 1966 in Göttingen und Habilitation dort 1971. Seit 1972 Professor für Öffentliches Recht an der Universität Bochum, seit 1979 an der Universität Heidelberg. Zeitweise Richter im Nebenamt am Oberverwaltungsgericht Nordrhein-Westfalen und am Verwaltungsgerichtshof Baden-Württemberg. Ordentliches Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und der Akademie für Raumforschung und Landesplanung in Hannover. Beratungstätigkeiten in mehreren Beiräten von Bundesministerien; z. Zt. Mitglied des Wissenschaftsrats. Buchpublikationen u. a.: *Der Verfassungsbegriff in der deutschen Staatslehre der Aufklärung und des Historismus* (1967); *Grundfragen des Städtebaurechts* (1972); *Umweltgesetzbuch – Allgemeiner Teil* (1991), *Besonderer Teil* (1994) jeweils zusammen mit M. Kloepfer u. a.; *Das allgemeine Verwaltungsrecht als Ordnungsidee* (1998); Herausgeber eines Lehrbuchs *Besonderes Verwaltungsrecht* (11. Auflage, 1999) und der *Schriften zur Reform des Verwaltungsrechts* (zusammen mit W. Hoffmann-Riem). *Kommentierungsarbeiten in den Kommentaren zum Grundgesetz* (Maunz/Dürig/Herzog), *zur Verwaltungsgerichtsordnung* (Schoch/Schmidt-Aßmann/Pietzner) und zum *Baugesetzbuch* (Ernst/Zinkahn/Bielenberg). – Adresse: Institut für deutsches und europäisches Verwaltungsrecht, Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, Friedrich-Ebert-Anlage 6–10, 69117 Heidelberg.

Die „Strukturen des Wissenschaftsrechts“ – mein Forschungsvorhaben – und der „Standort Wissenschaftskolleg“ erschlossen schnell die Zugänge zu jenem eng geknüpften Netz von Wissenschaftseinrichtungen, das Berlin auszeichnet. Am Max-Delbrück-Zentrum in Buch ließen sich Ein-

sichten in die Bedingungen der Labor- und der klinischen Forschung gewinnen. Veranstaltungen der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften stellten aktuelle Themen im Grenzbereich zwischen Wissenschaftspolitik und Wissenschaftsrecht vor. Treffen mit Richtern des Bundesverwaltungsgerichts gaben Gelegenheit, die rechtswissenschaftlich-dogmatische Seite der Problematik zu präzisieren. Vor allem waren es aber die vielen Gespräche am Wissenschaftskolleg selbst, die die Vielfalt der Forschung und die unterschiedlichen Fächerkulturen deutlich machten. Über unterschiedliche ökonomische, historische oder naturwissenschaftliche Zugänge zu dem, was Wissenschaft ausmachen soll, ließ sich hier trefflich lernen, ebenso wie aus Joachim Nettelbecks vielfältigen Erfahrungen in Sachen Wissenschaftsverwaltung.

Wissenschaftsrecht behandelt die Stellung der Wissenschaft im Recht und zum Recht: Welche rechtlichen Vorgaben, welche Ziele und Anreize, aber auch welche rechtlichen Grenzen bestehen für wissenschaftliches Handeln? Welche Vorkehrungen trifft das Recht für die Organisation und die institutionellen Verflechtungen, in denen sich Wissenschaft heute darstellt? Welche Rechtsprobleme können sich aus dem Transfer wissenschaftlicher Erkenntnisse in ökonomische Verwertungszusammenhänge ergeben? Wissenschaftsrecht, um dessen systematische Entfaltung es geht, analysiert die einschlägigen Rechtsvorschriften und fragt nach der inneren Kohärenz und der Legitimität ihrer Regelungsstrukturen.

Schon hier freilich beginnen die Zweifel anderer Wissenschaften an der Berechtigung der rechtswissenschaftlichen Fragestellung. Befürchtet wird, daß eine Systematisierung des Wissenschaftsrechts zu einer noch stärkeren Verrechtlichung wissenschaftseigener Arbeitsabläufe führt, als sie ohnehin schon besteht. Solche Bedenken wurden in zahlreichen Gesprächen vorgetragen und durch Beispiele belegt. Sie werden in ihrem berechtigten Anliegen auch nicht dadurch überwunden, daß von juristischer Seite auf einem rechtsstaatlich verbrieften Steuerungsanspruch des Rechts beharrt und dieser als fertig vorgeformtes Regelungsmodell sozusagen von außen an die Wissenschaft herangetragen wird. Die „Strukturen des Wissenschaftsrechts“ sollen solchen Verständigungsschwierigkeiten entgegenwirken. Wissenschaft und Recht sind nach einem Konzept, zu dessen Validierung das Gespräch mit Yehuda Elkana außerordentlich hilfreich war, so in Beziehung zu setzen, daß die wissenschaftsprägenden Mechanismen der Selbstorganisation und Selbstkontrolle in einer Weise wirksam werden können, daß unterschiedliche Interessenpositionen und Interessenkonflikte zu einem fairen Ausgleich gebracht werden. Recht ist hier also sehr viel stärker vom Bilde des Rahmenrechts als des Vollzugsrechts bestimmt. Die in zwei Teile gegliederte Schrift erarbeitet zunächst die Grundlagen des Wissenschaftsrechts und

beschäftigt sich sodann mit drei ausgewählten Problemfeldern, auf denen sich der Rahmencharakter des staatlichen Rechts in unterschiedlicher Weise zur Geltung bringt.

Alles Recht verlangt Kenntnis von den Sachstrukturen des Lebensbereichs, dem seine Regelungen gelten sollen; andernfalls bleibt es wirkungslos oder löst dysfunktionale Effekte aus. Der *Grundlagenteil* der Schrift geht dieser Thematik nach. Er legt ein Konzept zugrunde, das den „Lebensbereich Wissenschaft“ vom „Garantiebereich Wissenschaftsfreiheit“ zunächst trennt und beide erst im weiteren Untersuchungsgang über mehrere „Zwischenschritte“ wieder annähert. Die Trennung ist notwendig, weil das traditionelle juristische Schrifttum regelmäßig zu schnell die Garantienormen der Wissenschaftsfreiheit ins Spiel bringt und oft von einem zu schmalen, auf die kognitive Seite der Individualforschung begrenzten Bild von Wissenschaft ausgeht, so daß die institutionelle Seite der Wissenschaft und ihre sozialen Bezüge ausgeblendet bleiben. Die Ausrichtung auf den Lebensbereich Wissenschaft veranlaßt demgegenüber dazu, sich zunächst mit dessen Realfaktoren zu beschäftigen. Das geschieht in den Schritten der Deskription, der Analyse und der Herausarbeitung heuristischer Leitbegriffe, die die juristische Interpretationsarbeit an die Sachstrukturen des Lebensbereichs binden. Jeder dieser drei Schritte wird durch ein Begriffspaar ausgedrückt, daß auf komplementäre Komponenten und auf Spannungen aufmerksam machen soll, die schon innerhalb des Lebensbereichs angelegt sind: „Wissenschaft als Handlungs- und Organisationszusammenhang“ beschreibt den Zusammenhang zwischen individuellem Forschungshandeln und seinen institutionellen Bedingungen, wie sie im Medium wissenschaftlicher Kommunikation notwendig mitgegeben sind. „Eigenständigkeit und Verwiesenheit der Wissenschaft“ behandelt die Frage nach der inneren Einheit des Lebensbereichs und seiner Abhängigkeit von anderen gesellschaftlichen Teilsystemen anhand der Begriffe Öffentlichkeit, Akzeptanz, Transfer und Finanzierung. „Eigengesetzlichkeit und Fremdsteuerung der Wissenschaft“ nehmen diese Spannung auf und formen daraus Prinzipien wie die der Selbstorganisation, der Rahmensteuerung und der Kooperation.

Eine Betrachtung über Freiheit und Verantwortung und über das Verhältnis von Recht und Ethik in der Wissenschaft leitet zur rechtsnormativen Behandlung der Stellung der Wissenschaft über. Für das deutsche Verfassungsrecht ebenso wie für einige jüngere europäische Verfassungen ist eine zentrale Garantienorm nach Art des Art. 5 Abs. 3 GG der Eckpfeiler. Doch dürfen auch andere verfassungsrechtliche Schützgüter, die die Wissenschaftsfreiheit teils zusätzlich abstützen teils einschränken, nicht übersehen werden. Rechtsvergleich und Völkerrecht zeigen

weitere Lösungsmodelle auf, wie der Rechtsstatus der Wissenschaft abgesichert werden kann. Wo dabei nicht nur Einzelpunkte, sondern ein Konzept von Wissenschaftsfreiheit als Organisationsgrundrecht verfolgt werden, zeigt sich überall jene interne Spannung zwischen dem Schutz individueller und demjenigen institutioneller Komponenten, die im Sinne einer „gemäßigten Asymmetrie“ zugunsten des Individualrechts gelöst werden muß.

Der erste Untersuchungsgegenstand des 2. Teils der Schrift („Organisationsgestaltung als Steuerungsressource“) nimmt die aufgezeigten Spannungen zwischen individuellen und institutionellen Elementen, zwischen Eigensteuerung und Fremdsteuerung auf. Die Thematik wird aus zwei Blickrichtungen betrachtet: Zunächst geht es um organisationsrechtliche Vorkehrungen zur Sicherung von *Autonomie* auf den Ebenen der staatlichen Wissenschaftsverwaltung, der Trägerorganisationen der Wissenschaft, der Forschungsinstitute und auf der Ebene des einzelnen Wissenschaftlers, der heute regelmäßig nur in Organisationen Forschungstätigkeiten ausüben kann. Organisationsmodelle zur Sicherung notwendiger *Kooperation* werden sodann am Beispiel des Wissenschaftsrats, der Forschungsverbände, der Sonderforschungsbereiche und der Forschergruppe vorgestellt. Der zweite Abschnitt („Fehlverhalten in der Forschung – Reaktionen des Rechts“) betrachtet die Rolle des Rechts zur Sicherung des Vertrauens in die Ordnungsgemäßheit der innerwissenschaftlichen Kommunikation. Aktuelle Fälle von Fälschungen in der Forschung werden zum Anlaß genommen, die Wirkungsbedingungen wissenschaftlicher Selbstkontrolle zu erörtern. Ich konnte meine Überlegungen zu einer zwar sehr zurückgenommenen, zur Gewährleistung eines fairen Verfahrens der Selbstkontrolle aber unverzichtbaren Regelungsanspruch des Rechts im April auch in einer Akademievorlesung vorstellen. Der letzte Untersuchungsgegenstand des 2. Teils beschäftigt sich mit Grenzen der Forschung aus Rücksicht auf Rechtsgüter Dritter, also mit Forschungsverboten aus Gründen des Patientenschutzes und Genehmigungsvorbehalten aus Rücksichten des Tier- oder Umweltschutzes. Wissenschaft wirkt hier weit in andere soziale Bereiche hinein. Der Gedanke der Selbstorganisation und Selbstkontrolle tritt folglich gegenüber staatlichen Steuerungsmechanismen zurück, bleibt aber z. B. in sog. Ethikkommissionen präsent. Die genauere Strukturierung und Ausformulierung dieser Überlegungen wird Aufgabe kommender Monate sein.

Endgültig abschließen und in der Drucklegung begleiten konnte ich das ins Berliner Forschungsjahr mitgebrachte Manuskript der Schrift „Das allgemeine Verwaltungsrecht als Ordnungsidee“, die inzwischen erschienen ist. Zwei Kolloquien, „Die Wissenschaft vom Verwaltungsrecht“ (zusammen mit Hans-Heinrich Trute, Thomas Groß und Hans

Christian Röhl) und „Strukturen des Europäischen Verwaltungsrechts“ (zusammen mit Wolfgang Hoffmann-Riem) trugen dazu bei, daß das Wissenschaftsrecht nicht das einzige Forschungsthema des Aufenthalts am Wissenschaftskolleg blieb, sondern durch andere Fragestellungen des öffentlichen Rechts ergänzt wurde.

Alain Supiot

Notes pour le Jugement dernier (1997/98)



Titres universitaires: Doctorat d'Etat en droit (univ. de Bordeaux-I, 1979), Agrégation de droit privé et des sciences criminelles (1980), Licence de sociologie (1972). *Carrière professionnelle:* Professeur à l'Université de Poitiers, puis de Nantes (depuis 1982). Research fellow à l'Institute of Industrial Relations de Berkeley (1981); à l'Institut Universitaire Européen (Florence: 1989/90). Fondateur, puis directeur (jusqu'en 1996) de la Maison des sciences de l'Homme *Ange Guépin* (Nantes). Domaines actuels de recherche: droit du travail et de la sécurité sociale; anthropologie social. – Adresse: MSH Guépin, UPRSA-CNRS 6028; BP 76235, F-44262 Nantes Cedex 2; mél <alain.supiot@humana.univ-nantes.fr>

La perspective du Jugement dernier, pour incertaine qu'elle soit, devrait inciter tout homme avisé à noter chaque soir ce qu'il pourra bien répondre à la question fatidique: «qu'as-tu fait de la vie que Je t'ai donnée?» Mais l'homme a beau être un animal soucieux, bien peu se soucient d'accumuler ainsi jour après jour les pièces de leur mémoire en défense. C'est donc un ultime bienfait accordé par le Wissenschaftskolleg à ses «fellows» que de les soumettre à la question «qu'as-tu fait de l'année qui t'a été donnée à Berlin?» Il me suffira, le Jour venu, de produire le *Jahrbuch 1997/98* (penser à se faire enterrer avec) pour éviter d'avoir à bafouiller, au moins concernant cette année là: «j'ai dormi, c'est sûr; j'ai bu, trop sans doute; j'ai certainement parlé durant des heures (mais pour ne rien dire dont je puisse me souvenir), et puis j'ai peiné à des choses dont le sens m'échappe complètement aujourd'hui». Je m'y vois déjà, devant le Jeune Juge (pardonnez ce germanisme), relisant ce rapport d'activité: «J'ai passé, mon dieu, la 49ème année de ma vie dans une institution qui possède un trait commun au paradis et à l'enfer: on ne peut s'y plaindre que de soi-même...

C'est une espèce d'abbaye de Thélème installée à Grunewald; au dire des guides touristiques, l'un des quartiers les plus huppés de Berlin¹ (j'ai appris du reste, grâce au frère Gokalp, ce que huppe veut dire, et même

¹ cf. *Le grand guide de Berlin*, Gallimard, 1997, pp. 232–233.

sale huppe²). La règle y est en effet, comme à Thélème: «fais ce que voudras!»³ Ce qui, traduit dans la langue des clercs, signifie bien sûr «Travail d'arrache pied!». Et ce fut pour moi, dont le travail a le travail pour objet, une source inépuisable d'observations, que de voir ces hommes et ces femmes mis en état de ne rien faire s'échiner à produire une œuvre. Moi le premier bien sûr; ayant pour passe-temps (i.e. «objet de recherche» dans la langue académique) les avatars modernes de l'*homo faber*⁴, j'étais par là même dans la peau d'une espèce de «méta-travailleur», voué à mettre les bouchées doubles quand il y a du pain sur la planche. Jusqu'à l'indigestion, qui justement me frappa le 26 mars 1998, et me donna l'occasion de goûter un moment aux disciplines de l'hôpital Martin Luther.

Signe du destin, j'y fus installé à côté de la salle de travail des femmes en couches (d'où d'autres observations, non moins émouvantes, sur la variété infinie des cris des femmes en travail, suivis, après un silence, des cris des nouveaux-nés indignés de leur débarquement dans cette vallée de larmes). Juriste malgré tout, herméneute impénitent, je me suis appliqué à interpréter le détraquement de mes intérieurs. C'était à n'en pas douter un signe envoyé par Dieu (ou à tout le moins par Luther), mais pour signifier quoi? Aidé par une amie à l'esprit plus rapide que le mien, je crois avoir trouvé la réponse: Luther me disait «arrête! (sous-entendu: de travailler); seul le fou travaille sans y être contraint, le sage saisit cette chance pour éprouver le miracle de chacune de ses respirations». J'ai tenu un mois. Un mois à m'écouter respirer, et puis n'y tenant plus je me suis remis à travailler sans m'arrêter jusqu'à cette minute même.

Mais il me reste de cette expérience une mesure objective des onze mois passés à Berlin: dix mois de travail et un mois de sagesse. Je peux aussi mesurer la vanité qu'il y aurait à raconter au lecteur improbable de ce *Jahrbuch* le détail des produits de ces dix mois de travail. Comme tout paysan ordonné, j'ai semé, j'ai labouré et j'ai récolté. La récolte, ce sont les publications, celles de travaux antérieurs; par exemple un ouvrage collectif paru en mai 1998⁵, mais fruit des années 1995 à 1997. Le labour, c'est le travail accompli ici: principalement l'achèvement et la synthèse des recherches d'un groupe d'«experts» sur le devenir du droit du travail

² Je traduis ici par «frère» (ou sœur) l'intraduisible «fellow», et l'énigmatique «Wissenschaftliches Mitglied».

³ Rabelais, *Gargantua*, chapitre LVII.

⁴ Merci au frère Perry Anderson de m'avoir guidé vers l'inventeur de ce concept Henri Bergson *L'évolution créatrice*, Paris, Alcan, 8^e éd. 1911, v. pp. 151 sq.

⁵ *Le travail en perspectives*, Paris, LGDJ, 1998, 640 p.

en Europe⁶; et aussi la préparation de la dix-neuvième édition d'un ouvrage de base sans lequel mes collègues français des facultés de droit auraient cessé depuis longtemps de me compter comme un des leurs⁷; à côté de ce gros œuvre, un peu de jardinage (par exemple un rapport sur le travail informel⁸; l'édition italienne d'un de mes livres⁹; une contribution à un ouvrage collectif sur l'histoire du droit du travail¹⁰, une autre relative aux effets créateurs du principe de sécurité physique face face aux nouvelles formes d'organisation du travail etc.¹¹

Les semailles ce sont les projets élaborés ici, dont certains ont pris corps aussitôt après mon retour en France. Deux articles, rédigés durant le second semestre 1998, sont ainsi les fruits de ces méditations berlinoises. Le premier est consacré à une mise en perspective de la notion de loi: lois divines, lois de la sciences, lois humaines. C'est une petite critique de l'application à la connaissance de l'Homme du modèle des sciences exactes (pour tout dire une critique des sciences sociales). Ce modèle scientifique conduit en effet infailliblement à traiter l'Homme comme une chose et à méconnaître ainsi la dimension dogmatique de l'intelligence humaine¹². Le second prend prétexte de l'actualité française. A partir des débats sur le pacte civil de solidarité, (i.e. pour ses détracteurs le «mariage homosexuel») et d'un procès intenté aux systèmes d'échanges locaux (i.e.

⁶ A. Supiot, M.-E. Casas-Baalmonde, P. Hanau, P.H. van der Heijden, R. Johansson, P. Meadows, E. Mingione, J. De Munck, R. Salais, *Transformations du travail et devenir du droit du travail en Europe*, Rapport pour la Commission européenne, dactyl. mai 1998, 220 p. à paraître dans les différentes langues de l'Union européenne et en français aux Éditions Flammarion.

⁷ *Droit du travail*, Paris, Dalloz, 19^e éd. (en collaboration avec G. Lyon-Caen et J.Pélissier), env. 1000 p., à paraître en oct. 1998. Cet ouvrage a tout de la pierre de Sisyphe et retombe lourdement tous les deux ans sur les pieds de ses auteurs; les savants, qui écrivent pour l'éternité, comprendront mal ce genre d'ascèse propre aux juristes; ces malheureux écrivent sur du sable, et la loi et la jurisprudence nouvelle viennent, avec la régularité des marées en Bretagne, ruiner leurs écrits.

⁸ Actes du XV^e Congrès mondial de la Société internationale de droit du travail et de la sécurité social, Buenos-Aires, 1997.

⁹ *Critica del diritto del lavoro*, Roma, Teleconsul éd., 1997, 318 p.

¹⁰ Autopsie du «citoyen dans l'entreprise»: le rapport Auroux sur les droits des travailleurs, in J.-P. Le Crom (dir.) *L'histoire du droit du travail par les textes*, Paris, éditions de l'Atelier, 1998.

¹¹ La dynamique du corps, à paraître in *Melanges offerts à Gino Giugni*, Rome, 1999.

¹² L'empire des lois ou les avatars d'une façon de penser, à paraître in *Écrits de Nantes en l'honneur du doyen Yves Prats*. Je suis particulièrement redevable à Perry Anderson des remarques et critiques amicales qui m'ont permis d'améliorer ce texte.

l'institution d'une monnaie franche dans des associations d'entraide mutuelle) j'ai essayé de mettre en lumière l'émergence juridique d'une notion de solidarité civile, qui s'affirme au-delà du binôme individu Etat (si caractéristique de la pensée républicaine)¹³. Cette émergence conforte l'hypothèse d'une «reféodalisation» de l'Etat, pour peu qu'on admette que «reféodalisation» désigne du neuf encore impensé, et non pas un retour au passé.

Ce sont ces travaux postérieurs à mon séjour – ceux-ci et d'autres en cours – qui ont le plus profité de la vie intellectuelle du Wiko. De qui aurais-je appris le sens profond des lois de Solon, et de la place du travail artisanal dans la Cité grecque, sinon de Cornelia Isler-Kerényi, si savante, si subtile, et si modeste? Qui d'autre qu'Aziz Al-Azmeh aurait pu me faire saisir la temporalité propre au discours clérico-légal? Qu'aurais-je su, sans Eva Jablonka, de la dogmatique renaissante dans un discours biologiste qui prétend connaître la cause finale de l'humanité? Comment aurais-je pu, sans Altan Gokalp, comprendre les ressorts institutionnels de l'Empire Ottoman, et la modernité du système du millet? La liste serait longue des dettes ainsi accumulées, trop longue et forcément incomplète, car c'est de manière diffuse qu'une communauté savante nourrit les interrogations de chacun de ses membres. Les questions qui m'animaient n'ont pas changé (principalement celle de la place de la dogmatique dans la construction des identités individuelles et collectives), mais a changé la manière de les formuler car elles résonnent maintenant de mille autres questions posées en écho.

Et encore, n'évoqué-je ici que les questions directement liées à mon travail, mais la vie au Wissenschaftskolleg en suscite bien d'autres. Par exemple celle-ci, surgie en fin d'année: comment gratifier le Wissenschaftskolleg de ses bienfaits? Nous eûmes là-dessus de longs débats, qui me plongèrent dans une insondable perplexité; il s'agissait, après avoir beaucoup reçu, de donner un peu en retour. Et de donner au sens de *donare* (et non pas de *dare*); mais l'*animus donandi*¹⁴ signifie l'intention de faire jouir autrui. D'où la question: peut-on, après avoir joui d'une institution,

¹³ Le PACS et le SEL, ou les mésaventures de la solidarité civile, à paraître in *Droit Social*, janvier 1999. Cet article doit lui aussi beaucoup à diverses discussions informelles, notamment avec Christopher Hann sur le secteur économique informel (lui aussi!), Altan Gokalp sur les pactes d'amitié ou Cornelia Isler-Kerényi sur les pratiques du *Symposion* dans la Grèce classique.

¹⁴ Merci à Françoise Waquet de m'avoir rappelé que Dieu parlait latin; j'en déduis que ce sera la langue de procédure du Jugement dernier, à moins que de guerre lasse les anges eux-mêmes aient d'ici là adopté l'anglais.

la faire jouir à son tour? Les institutions jouissent-elles? Formidable question dont j'avoue n'avoir pas trouvé à ce jour la réponse.

Ainsi soumis sans cesse à la question, et confronté à la nullité de mes connaissances et de mon entendement, j'ai connu au wiko certains des tourments de l'enfer; libre d'y mener une *vita contemplativa*, et délivré de tout souci matériel, j'y ai aussi mené une existence paradisiaque¹⁵; expédié au Martin Luther Krankenhaus, j'y ai enfin connu un avant-goût du purgatoire. Décidément, le Wissenschaftskolleg prépare bien à toutes les issues possibles du Jugement dernier.

¹⁵ A la manière énigmatique du portier de Kafka, le frère Leibfried m'avait d'ailleurs prévenu dès les premiers jours, en me donnant à lire *The Marriage of Heaven and Hell* de William Blake (dans l'édition «illustrated throughout in full colour» Oxford University Press, 1975).

Françoise Waquet

A/Z



Docteur ès lettres. Directeur de recherche au CNRS. Mes recherches portent principalement sur l'histoire intellectuelle de l'Europe à l'époque moderne. A ce titre, j'ai publié plusieurs ouvrages dont *Le modèle français et l'Italie savante. Conscience de soi et perception de l'autre dans la République des Lettres, 1600–1750*. Rome, Ecole française de Rome, 1989, 565 p. (*Collection de l'Ecole française de Rome*, 117) [thèse de doctorat d'Etat]; *La République des Lettres* (en collaboration avec Hans Bots) Paris, Berlin-De Boeck, 1997, 188 p., ainsi que de nombreux articles.
– Adresse: 36, rue de la Glacière, 75013 Paris

L'objectif qui était le mien à mon arrivée à Berlin en octobre dernier était de rédiger un ouvrage pour lequel j'avais déjà rassemblé le plus gros de la documentation. A l'heure où j'écris ces lignes, l'ouvrage est en voie d'achèvement, et le manuscrit pourra être remis à l'éditeur à la date fixée. Ceci n'aurait assurément pas été possible s'il ne m'avait été donné de séjourner au Wissenschaftskolleg et de profiter d'un environnement exceptionnel. C'est donc, au terme de cette année, un agréable devoir, pour moi, que de remercier M. le Recteur Lepenies de l'invitation qu'il m'avait adressée. Ma dette est grande envers le personnel de la bibliothèque qui, en me procurant et, de surcroît rapidement, tous les ouvrages que j'ai pu demander, y compris les plus «extravagants», m'a fait gagner un temps précieux et m'a évité bien des désagréments. Ma reconnaissance est profonde à l'égard de mes collègues qui ont bien voulu s'intéresser à mes recherches et qui ont accepté d'en discuter, voire de relire, ce que j'écrivais.

L'ouvrage qui m'a occupée au long de cette année est consacré à l'histoire culturelle du latin du XVIIe au XXe siècle. Le parti qui est ici le mien n'est pas d'ordre philologique: l'évolution de la langue latine ne m'intéresse pas, du moins au premier chef. Il n'est pas non plus d'ordre littéraire et en ce sens, je tourne résolument le dos aux études néo-latines, telles qu'elles se sont développées ces dernières années. Mon approche se veut de nature historique: tant dans la reconstruction des pratiques, c'est-à-dire des usages que l'on a faits du latin, que dans l'analyse des discours

que l'on a tenus à son sujet, leur contenu mais aussi la volonté qui les a portés et la stratégie qui les a soutenus.

Ce travail a impliqué la collecte d'un matériau nécessairement vaste – sur cinq siècles d'histoire occidentale –, mais aussi hétérogène, tant dans les instances de production que dans la nature même des documents, textes normatifs, actes de la pratique, sources narratives, etc. Le problème a été celui de la représentativité: alors que l'exhaustivité était un leurre, il s'est agi d'opérer une sélection qui évitât de se laisser submerger par certains documents aux dépens d'autres et qui permît, dans le même temps, de balayer un champ large, en fait, de rendre compte d'un phénomène culturel plus complexe qu'il ne m'avait paru au départ.

Ce faisant, j'étais aussi amenée à me poser le problème de la nature même de l'ouvrage qui en résulterait et de son organisation problématique, alors qu'il ne s'agissait pas d'écrire une encyclopédie sur le latin, de tout dire ou, du moins, de parler de tout. Je précise que je n'avais nullement l'intention de donner un plaidoyer pédagogique, de rédiger sur la base de matériaux historiques, un «pour le latin» ou un «contre le latin»: c'eût été se tromper de métier, et l'erreur eût été d'autant plus grave que le caractère marqué d'objet historique que le latin a aujourd'hui lève toute hypothèque utilitaire. L'histoire intellectuelle, telle qu'elle se pratique, offrait un certain nombre de possibilités. L'une était d'opérer à un niveau classificatoire, en distribuant la matière en grands chapitres et en procédant à l'intérieur de chacun d'eux par énumération, en conciliant tant bien que mal chronologie et géographie: mais, outre le fait que l'on serait ici dans une approche plus érudite, voire anecdotique, qu'historique, on mesure vite le caractère ennuyeux d'une telle présentation des choses, pour son lecteur aussi bien que pour soi-même. Une autre possibilité était de placer, sous un titre général et après une déclaration d'intention à fonction unificatrice, une succession de monographies, d'essais ou de micro-histoires illustrant divers aspects du sujet: si je ne nie pas l'intérêt qu'une telle démarche peut présenter, le risque était grand ici de rendre compte non du phénomène en soi, mais d'une série d'épiphénomènes s'y rapportant; en outre, j'ai personnellement la faiblesse de croire en l'unité organique des livres. A la suite de ces refus, qui furent à un moment donné autant de tentations, j'ai procédé ainsi. Me fondant sur de premiers repérages, j'ai posé l'hypothèse de travail suivante. De la Renaissance aux années centrales du XXe siècle, le monde occidental est resté profondément latin. Or, cette prégnance ne s'est pas traduite en termes d'une égale performance linguistique. Alors que la connaissance effective de la langue ne rendait point compte de la persistance du latin, force était de s'interroger sur d'autres raisons, elles, d'ordre extra-linguistique et, à terme, sur le statut du latin: bref, de savoir ce que le latin voulut dire. C'est sur cette

base que j'ai avancé; le schéma d'ensemble s'est avéré valide, même si le dialogue avec les documents aussi bien qu'un certain nombre de critiques qui m'ont été faites, m'ont amenée à éviter des explications référant à de grandes catégories génériques, tels l'ordre, le pouvoir, l'autorité, et à replacer les choses dans une perspective historique de longue durée, dans ce temps long de la civilisation occidentale qui s'ouvrit avec l'Humanisme et ses idéaux.

La rédaction de cet ouvrage a consommé le plus gros de mon temps et sa priorité m'a amenée à refuser des invitations à faire des conférences et à participer à des colloques. Toutefois, j'ai assisté à un colloque à l'université de Rutgers, donné deux conférences à l'université de Venise et au Max-Planck-Institut für Geschichte (Göttingen) sur des questions développées dans mon ouvrage, et je me suis rendue à l'Istituto per gli studi filosofici de Naples pour la présentation d'actes de colloque que j'avais publiés.

Concrètement donc, au bilan de cette année académique, il y a la rédaction – de A à Z – d'un ouvrage: rien de plus, mais aussi rien de moins.

Eric Warrant

Vision, Lifestyle and Habitat



Eric Warrant was born near Sydney, Australia, in 1962. He received an honours degree in Physics from the University of New South Wales in 1985, and a Ph.D. in Visual Science from the Australian National University in 1990. Since that time, he has been at the Department of Zoology at the University of Lund in Sweden, where he is currently a Associate Professor. His research centres on visual processing in lower animals – particularly insects – which he believes are ideal for studying the principles of vision common to all animals. He is particularly interested in vision at night, something which many insects have mastered. During his tenure at the Wissenschaftskolleg he held the Schering Fellowship. Together with Dan-Eric Nilsson, he is currently writing a book titled *Visual Ecology*, a project begun in Berlin. – Address: Department of Zoology, University of Lund, Helgonavägen 3, S-22362 Lund, Sweden.

The first morning I sat at my new desk in the Wissenschaftskolleg, I was suddenly confronted with a working environment which I scarcely believed could exist. The phone didn't ring, nobody knocked at my door, my computer was not full of "urgent" e-mails. At first the sheer peace was almost frightening, but when the realisation dawned on me that this was reality – albeit only for 10 months – my affair with the Wissenschaftskolleg began. Now, on the eve of departure, I look back on my tenure with the mixed feelings typical of such an intense and marvellous time.

When Professor Rüdiger Wehner first suggested to Dan-Eric Nilsson and myself that we should consider the possibility of a year at the Wissenschaftskolleg, we were both very enthusiastic. We had discussed the possibility of writing books together on several occasions, and this seemed to be the ideal opportunity. Such peace would be unthinkable in Lund. In the meantime however, Dan-Eric obtained the Chair of Zoology in Lund, and his new duties eventually placed severe restrictions on his visits to Berlin.

For a long time we had both felt a real need for a new book on the topic of visual ecology – how visual systems are adapted to different lifestyles and habitats – and this naturally became the theme of our project. The only book existing on the topic of visual ecology was written 20

years ago, and since that time great leaps have been made in our knowledge, especially concerning the physical structure of the natural world, something which has profoundly influenced the evolution of animal visual systems. I first set myself the task of compiling a list of chapters, each with a brief outline, to get a feeling for the magnitude of the task. It rapidly became rather mammoth, with 19 chapters requiring a good grasp of an enormous variety of topics, from the statistics of natural scenes, to the lifestyles of marine worms, to the meaning of colour for birds, and just about everything else in between. Dan-Eric and I had a reasonable grasp of only about 50% of the material, and it became rather obvious that we needed help from experts in those areas we were not so confident in. Again the Wissenschaftskolleg came to the rescue. It, together with the Otto & Martha Fischbeck-Stiftung, generously allowed us to organise a symposium – *Advances in Visual Ecology* – where we brought together the world's leading authorities in those areas of visual ecology that we were least familiar with. This symposium was an outstanding success (reported in detail later in the *Jahrbuch*), and helped us immensely with the format of the book.

Now of course I must assess how far we came in our quest. Like most Fellows, I arrived with grandiose expectations of how much I could achieve in 10 months of peace and quiet. Again like most Fellows, my actual achievements fell short. Instead of planning, researching and writing an entire book, I managed only the planning and the research. This resulted in a very detailed outline of the entire book, which includes the literature to be covered and detailed passages of text. This huge document is more than just a skeleton: it already has the internal organs in place. The finishing text will have to be reserved for Lund. At this point it is very fitting for me to express my deep gratitude and admiration for Gesine Bottomley and the other staff of the library, whose untiring and ever-smiling ability to cope with my skyscrapers of request cards still amazes me. The huge task of obtaining all the relevant literature for this book – literally thousands of papers, many in obscure and very old journals – would have been totally impossible without them. Of course reading them all has been quite another labour, but without the library (whose services I am sure I was close to abusing), the whole exercise of writing this book would have been futile. Apart from this, I also managed to write two papers and also gave a number of lectures both in Germany (Berlin, Bielefeld & Frankfurt) and Sweden (Lund & Göteborg).

Of course, a year at the Wissenschaftskolleg is more than just work. It is also an incredibly rich experience. When 40 academics from all possible disciplines are thrown together for almost a year, it is impossible not to be affected by them, intellectually as well as emotionally. From a very

early stage, we biologists (Eva Jablonka, Raphael Ritz, Rainer and Claudia Goebel, Andreas Engel and myself) became good friends, and this led rather quickly to the initiation of regular Thursday lunch-time meetings, where we cooked lunch together and then discussed matters of common interest. We were soon joined by Ekkehart Schlicht, an economist with a flair for evolution. These meetings were a real highlight of the year, and resulted not only in stimulating exchange, but also in a rollicking good party for the entire Kolleg and its staff to coincide with the Swedish festival of light – *Lucia* – which occurred at the beginning of December. I had the dubious fortune to be cast as Lucia herself, an innocent blonde maiden in a flowing white gown carrying a crown of candles in her hair. Dressing up in drag with my hair on fire was not exactly something I imagined I would do at the Kolleg!

One of the most rewarding experiences was interacting with the *Geisteswissenschaftler*, those who we *Naturwissenschaftler* almost never have the opportunity to meet in daily life. Admittedly, it took a while to understand how they think, with the earlier Tuesday colloquia depressing me terribly due to how little I managed to understand. But slowly the wonderful world of the humanities opened up to me, and gave me great pleasure. This interaction didn't stop within the walls of the Kolleg. Quite by chance, I also met a few well-known Berlin artists with whom I have now collaborated for several months. Following long discussions about visual ecology over several glasses of wine, one of them – Alke Brinkmann – began a marvellous series of paintings on animals and their eyes, some of which have found their way into galleries. Another artist – Franz John, famous for his use of modern technology in art – was deeply inspired by the visual system of spiders and is using this in his current work. For me, with a modest painting hobby of my own, this became a very exciting aspect of life in Berlin.

Beyond the peace of the Kolleg, it was the musical Berlin that had the biggest impact on me. To hear the Berlin Philharmonic under Claudio Abbado was a breathtaking experience. It is hard to describe the goose bumps one feels upon hearing more than 100 musicians playing so softly that you can hear your neighbour breathing, and then within seconds explode in an ear-splitting crescendo. Such dynamism must surely be a mark of a truly great orchestra. To hear them play the music of our own Composer in Residence, Wolfgang Rihm, was a very special event. I must admit I lost track of the number of outstanding operas I saw, most in the good company of other Fellows. The unforgettable *Ring* cycle at the Deutsche Oper was a particular highlight.

But when all is said and done, I think that the things which will linger longest in my memory are the human sides of the Kolleg. My little family

at the Villa Jaffé – Eva Jablonka, Aziz Al-Azmeh and Ekkehart Schlicht – gave me endless evenings of excellent candle-lit dining, wonderful (and often colourful) discussions and long-lasting friendships. How will I live without you? Beyond the Villa Jaffé my life was enriched by so many of the Fellows and their families, and several in particular gave me much joy, inspiration and friendship: Weyma Lübbe, the Maars, the Raychaudhuri, the Corinos, Stephan Leibfried, the Joneses, the Behrenses, the Hölschers, the Biermanns and of course all the biologists. Finally, the year would not have been the same without the friendliness and long-suffering of the academic and administrative staff of the Kolleg whose ability to solve all problems – from fixing a broken-down car (Gerhard Riedel), to fixing a symposium (Joachim Nettelbeck), to fixing just about anything (Barbara Sanders) – made life so easy. My deepest gratitude to all of you.

It is not an exaggeration to say that this has been the most remarkable year of my life, a year that will live long in my memory. It was a year that gave me the necessary peace to discover in my work what Hugh Cott so splendidly expressed in the preface of his 1940 classic *Adaptive Colouration in Animals*: “All men, provided they are not too ignorant, too proud, or too sophisticated, are bound to take a delight in animal life; and fortunate are those who have learned to see, in the wild things of nature, something to be loved, something to be wondered at, something to be revered, for they will have found the key to a never-failing source of recreation and refreshment”. How true.

Khaled Ziadé

Berlin – Beirut: Städte der Moderne in verschiedenen Kontexten



Geboren 1952 in Tripoli, Libanon. 1977: Licence der Philosophie an der Libanesischen Universität Tripoli. 1980: Dr. phil. Mit dem Thema „L'influence des idées françaises sur les Ottomanes à l'époque de Sélim III (1789–1807)“ an der Sorbonne, Paris. Seit 1981: Assistenzprofessor an der Libanesischen Universität Tripoli, Institut für Sozialwissenschaften. 1985–88: Dekan des Fachbereichs III der Philosophischen und Geisteswissenschaftlichen Fakultät. Publikationen: *Der Schreiber des Sultans. Das Metier des Gelehrten und Intellektuellen* (arabisch), Beirut – London 1991. *Freitag, Sonntag*, Beirut 1994, 2. Aufl. 1996. *Die Stadtviertel der Eltern, die Boulevards des Vergnügen* (arabisch), Beirut 1995, 2. Aufl. 1996. – Adresse: P. O. Box 43, Kabbara Bldg., Azmi Street, Tripoli, Lebanon.

Wer ins Wissenschaftskolleg eingeladen wird, stellt sich vor der Reise auf akademische Arbeit während seines Aufenthalts in Berlin ein, sei es, eine Studie zu schreiben oder ein Buch zu beenden. Ich hatte mich darauf vorbereitet und wollte den Aufenthalt dafür nützen, Material für eine weitere Untersuchung zu sammeln, die ich später zu unternehmen beabsichtigte.

Ich habe in der Tat nach meiner Ankunft Anfang Oktober gemerkt, daß alles derart gut vorbereitet war, daß ich gleich mit der Durchführung meiner Arbeiten habe beginnen können. Es ist fast überflüssig zu sagen, daß der Wissenschaftler hier über ideale Bedingungen verfügt, die ihm ermöglichen, seinen ganzen Tag voll zu nutzen. Er braucht keine Zeit mit der Literaturbeschaffung zu verlieren, weil die nur wenige Schritte entfernte Bibliothek ihn mit den benötigten Büchern versorgt.

Während meines Aufenthalts im Wissenschaftskolleg habe ich über die Modernität der arabischen Städte im 19. und 20. Jahrhundert gearbeitet. Ich habe zusätzlich zur neuen Literatur, die ich hier bekommen konnte, neue Eindrücke gewonnen, die mein Empfinden für das aktuelle Entwicklungsproblem in den arabischen Städten weitgehend gestärkt haben. Der Aufenthalt im Wissenschaftskolleg dient jedoch nicht nur ununterbrochener Forschung und Arbeit. Die Zusammenkünfte zum Mittagessen und

donnerstags zum Abendessen bieten Gelegenheit, zu anderen Wissenschaftlern aus verschiedenen deutschen Universitäten und allen möglichen Ländern Verbindungen zu knüpfen und zu vertiefen.

Für jemanden wie mich, der Berlin zum ersten Mal besucht, ergibt sich des weiteren die Gelegenheit, diese Stadt, die nach der Wiedervereinigung eine einzigartige Phase ihrer Geschichte erlebt, kennenzulernen. Hier existiert eine Baustelle zum Aufbau wie zur Neugestaltung der Rolle dieser Hauptstadt, die tatsächlich die Hauptstadt Mitteleuropas ist. Journalisten und Professoren haben mich sehr oft mit der Frage konfrontiert, inwieweit die Erfahrungen von Berlin und Beirut vergleichbar seien. Etwa zur selben Zeit, dennoch unter verschiedenen Umständen, erlangen beide Städte nach der Teilung und dem Krieg, dem kalten hier und dem heißen dort, ihre Einheit wieder und bauen ihre Mitte wieder auf. Ich konnte in diesem Zusammenhang beobachten, wie der Wille zur Einheit und die damit verbundenen Schwierigkeiten überall ähnliche Bedingungen wie auch den Mut schaffen, um das erhoffte Ziel zu erreichen.

Berlin ist mehr als nur die Hauptstadt Deutschlands: Es ist eine Stadt von weitreichender historischer Bedeutung. Die Geschichte Europas hinterließ im 20. Jahrhundert deutliche Spuren auf ihrem Antlitz. Von hier aus können wir ebenso die Schaffung der europäischen Einheit beobachten.

Berlin präsentiert sich dem Besucher jedoch nicht auf einmal; er muß lernen, diese Stätte der Kultur zu entdecken. Ebenso muß man lernen, in Berlin zu leben: zwischen einer fast ländlichen Stille und dem üblichen Lärm einer Stadt.

An dieser Stelle möchte ich einen Vergleich zwischen Berlin und dem Wissenschaftskolleg anführen. Beide wenden den Blick der Welt zu, stellen Verbindungen zu ihr her und erkennen die Vielfalt ihrer Kulturen wie die Leistungen ihrer Forscher an.

Man entdeckt hier Berlin und Deutschland neu. Ich kannte das deutsche Denken seit meinem Studium der Philosophie, als ich mich mit Kant, Hegel, Nietzsche, Marx, Max Weber u. a. beschäftigte. Mir waren weiterhin die deutsche Literatur, Dichtung und Musik bekannt. Der Aufenthalt hier erlaubt jedoch, in der Gegenwart, nicht in der kulturellen Vergangenheit allein zu leben. Weil ich früher zwei Jahre in Paris weilte, habe ich einen Vergleich zwischen den beiden Städten, Kulturen und Völkern unternommen und die Unterschiede festgestellt. Der philosophische Idealismus besitzt offenkundig eine zentrale Bedeutung im Alltag der Deutschen, die unter dem Dach des Staates, der Institutionen und der Pflicht leben.

Eines hatte ich nicht erwartet, nämlich daß die Frage nach dem Verhältnis zwischen der Welt, aus der ich komme, und der deutschen bzw. europäischen Welt mich so stark interessieren würde. Das deutsche

Interesse am Islam geht bekanntlich auf Goethe, Hegel, Max Weber und Spengler zurück. Es waren weitgehend philosophische Perspektiven, die frei von den politischen Interessen des 19. Jahrhunderts blieben und deshalb Tiefe und Aussagekraft besaßen. Das Interesse hält offensichtlich unvermindert an. Ich nahm an den Sitzungen des Berliner Seminars im Rahmen des Arbeitskreises Moderne und Islam teil und gewann dadurch den Eindruck, daß die junge Generation der deutschen Wissenschaftler in der Arabistik und Islamwissenschaft vielversprechendes Ansehen besitzt. Durch ihre Fragen und Diskussionsbeiträge habe ich einiges gelernt.

Ich habe im Wissenschaftskolleg ebenso erfahren, daß man ein großer und zugleich humorvoller Wissenschaftler wie der Rektor Wolf Lepenies sowie ein effizienter und zugleich bescheidener Verwaltungsleiter wie der Sekretär Joachim Nettelbeck sein kann. Ich habe am ganzen Apparat des Wissenschaftskollegs ebenso erkannt, wie man sich ernsthaft um das Wohl der anderen bemühen kann.

Die Zeit, die ich im Wissenschaftskolleg verbracht habe, wird starke und positive Auswirkungen auf meine Forschung und meine Arbeit haben. Der Aufenthalt hier ist eine tiefe Erfahrung, die die Persönlichkeit des Fellows bereichert.

Seminarberichte

Rainer Goebel

Simulation kognitiver Prozesse mit neuronalen Netzwerken*

Ziel des gemeinsam mit Andreas Engel durchgeführten Seminars war es, einen kleinen Kreis von jungen Kollegen zusammenzubringen, die selbst aktiv an der Erstellung und Simulation künstlicher neuronaler Netzwerke arbeiten. Die Durchführung adäquater Computersimulationen ist ein nützliches Werkzeug der komputationalen Neurowissenschaft, um die neuronalen Grundlagen kognitiver Prozesse zu erforschen. Durch solche Studien, die insbesondere die Dynamik neuronaler Prozesse zu erfassen suchen, lassen sich häufig wichtige Erkenntnisse für die Theoriebildung gewinnen sowie konkrete Vorhersagen für zukünftige empirische Experimente ableiten.

Einige Beiträge betrafen Weiterentwicklungen des von mir entwickelten Modells „VISSION“ zur Verarbeitung visueller Informationen. Zentrales Anliegen des Modells war und ist es, zahlreiche experimentelle und theoretische Arbeiten zum *Bindungsproblem* (von der Malsburg, 1981; Gray & Singer, 1989; Engel, König & Singer, 1991; Goebel, 1993; Singer et al., 1997) im Rahmen eines komplexen Netzwerkmodells zu untersuchen. Mit Hilfe von Computersimulationen wurde analysiert, ob zeitliche Bindung einen Beitrag zur Lösung schwieriger kombinatorischer Probleme leisten kann. Nach zahlreichen neurobiologischen Erkenntnissen werden verschiedene visuelle Reizmerkmale (z. B. Farbe, Form und Bewegung) vorwiegend in separaten visuellen Arealen verarbeitet. Der Grund für diese Arbeitsteilung liegt vermutlich darin, daß die detaillierte Verarbeitung einer bestimmten Sehqualität jeweils spezifische neuronale Verschaltungen erforderlich macht; so sind beispielsweise zur expliziten Berechnung komplexer Bewegungsinformationen andere neuronale Strukturen notwendig als zur expliziten Berechnung von Farbinformationen. Der Vorteil von anatomisch separierten Modulen zur Ausführung spezialisierter Verarbeitungsschritte führt jedoch zu dem Problem, die einzelnen Berechnungsergebnisse aufeinander abzustimmen, um eine einheitliche Interpretation des Gesehenen zu erhalten. Dieses Problem der *interarealen Merkmalsbindung* erhält besonderes Gewicht, da in den spezialisierten Arealen zur selben Zeit Reizmerkmale von mehreren Objekten

* Seminar veranstaltet von der Otto und Martha Fischbeck-Stiftung am Wissenschaftskolleg zu Berlin am 19. und 20. März 1998.

verarbeitet werden. Das Modell VISSION erlaubt detaillierte Simulationsstudien darüber, wie visuelle Teilaspekte anatomisch getrennt verarbeitet und integriert werden können. Das modulare neuronale Netzwerk ermöglicht es zudem, Ergebnisse aus verschiedenen Forschungsbereichen (z. B. Neurobiologie, Psychophysik, bildgebende Verfahren) einzubringen.

Die Architektur des Netzwerk-Modells VISSION folgt neuroanatomischen und neurophysiologischen Erkenntnissen. Aus einem Pixelbild (Modell-Retina) werden visuelle Merkmale extrahiert und mittels synchroner Zellaktivität zu *Objektkandidaten* gebunden. Ferner sind einige Areale des okzipitotemporalen Pfades („Was-Pfad“, Objekterkennung) und des okzipitoparietalen Pfades („Wo-Pfad“, räumliche visuelle Aufmerksamkeit) implementiert. Darüber hinaus sind diese Verarbeitungsbahnen mit frontalen Strukturen zur kurzfristigen Speicherung von Reizinformationen und mit einem einfachen Antwortgenerierungsmodul zur Erzeugung diskreter Antwortlatenzen gekoppelt. Durch die Interaktion der implementierten Module kann beispielsweise eine im modellierten primären Sehsystem (Area V1) gebundene Ganzheit zur detaillierteren Verarbeitung innerhalb des Was-Pfades (V4, IT) selektiert und unabhängig von ihrer Position und Größe identifiziert werden.

Eine wesentliche Eigenschaft der Lösung des Bindungsproblems durch zeitliche Kodierung ist die Möglichkeit, mehrere räumlich überlagerte Zellensembles gleichzeitig repräsentieren zu können. Spätestens auf der Seite der Ausführung motorischer Aktionen wie z. B. Augenbewegungen muß jedoch ein ausgewähltes Zellensemble die alleinige Kontrolle über die Spezifikation motorischer Parameter erhalten, damit koordinierte Bewegungen ausgeführt werden können. Im Rahmen unserer Theoriebildung nehmen wir an, daß dies u. a. durch eine synchronisierende Kopplung zwischen einem relevanten visuellen Zellensemble und den aktuell aktiven Repräsentationen von motorischen Programmen realisiert wird. Für diese These sprechen Befunde, die die Synchronisation kortikaler Feldpotentiale zwischen Arealen des visuellen und des motorischen Kortex zeigen. Als ein Beispiel dieser sensomotorischen Kopplung wurde von Michael Brecht über die Entwicklung von Netzwerk-Modulen zur Sakkadensteuerung berichtet.

Eine weitere interessante Erweiterung des Modells VISSION wurde von Steffen Egner vorgestellt. Wie könnten neuronale Mechanismen beschaffen sein, die es uns ermöglichen unsere visuell-räumliche Aufmerksamkeit auf *Objekteile* zu richten? Welche Rolle spielt hierbei zuvor erworbenes Wissen über die Form von Objekten? In Simulationsstudien wurde gezeigt, daß „Aufmerksamkeits-Zoom-Prozesse“ erfolgreich mit neuronalen Strukturen implementiert werden können. Das Modell

beachtet ein Objekt im Gesichtsfeld zunächst von einer globalen Perspektive aus. Falls diese Betrachtung mehrere Objektrepräsentationen aktiviert, werden räumliche Aufmerksamkeitsprozesse initiiert, die der detaillierten Analyse von relevanten Objektteilen dienen. Durch diese „Aufmerksamkeitsfokussierung“ auf relevante Objektdetails kann häufig eine eindeutige Objekterkennung erfolgen. Von Jens Schwarzbach wurden interessante simulierte „Läsionsstudien“ durchgeführt. Hierbei wurden Module des Modells selektiv ausgeschaltet und der Effekt auf die Gesamtperformanz des Systems ermittelt. Bei Läsionen in Modulen innerhalb simulierter parietaler Hirnregionen konnten hierdurch bestimmte Effekte simuliert werden, die bei Neglect-Patienten zu beobachten sind. Genau wie solche Patienten konnte das Modell nach solchen „Verletzungen“ seine Aufmerksamkeit nur noch in eine Hälfte des Gesichtsfeldes lenken. Durch zahlreiche weitere interessante Beiträge der unten aufgeführten Teilnehmer gab es genügend Material zu ausgiebigen Diskussionen sowie zahlreiche Denkanstöße für die zukünftige Arbeit.

Teilnehmer und Programm

Rainer Goebel (Wissenschaftskolleg zu Berlin): Das Modell VISSION: Die Rolle zeitlicher Kodierung in einem globalen neuronalen Netzwerkmodell visueller Verarbeitungsvorgänge

Steffen Egner (Universität Hamburg): Objekterkennung mit Hilfe gezielter Aufmerksamkeitswechsel auf Objektdetails: Ein neuronales Netzwerkmodell

Michael Brecht (MPI für Hirnforschung, Frankfurt): Simulationsstudien zur zeitlichen Kodierung im Colliculus superior

Lars Muckli (MPI für Hirnforschung, Frankfurt): Die Verarbeitung überlagerter Bewegungsreize: Dynamische Segmentierung in einem Netzwerkmodell

Jens Schwarzbach (TU Braunschweig): Simulation des Neglect-Syndroms: Ein Modell zur visuellen Aufmerksamkeit

Stefan Rotter (Universität Freiburg): Biophysik kortikaler Netzwerke und die resultierende Dynamik von Einzelzellen und Zellverbänden

Raphael Ritz, Wissenschaftskolleg zu Berlin: Korrelationscodierung in Neuronalen Systemen

Martin Heydemann (TH Darmstadt): Lernen von Kategorien – Ansätze zur Verbesserung der Klassifikation in konnektionistischen Netzen

Eric Warrant (Wissenschaftskolleg zu Berlin): Learning about night vision in tiny brains: the nocturnal world of insects

Wolfgang Mommsen

Capital Cities at War: Paris, London,
Berlin 1914–1919*

Diese Tagung diente der Fortführung eines langfristig angelegten Forschungsprojekts, welches eine vergleichende Analyse der Lebensverhältnisse und Erfahrungen der Zeitgenossen in drei europäischen Metropolen während des Ersten Weltkrieges zum Ziel hat. Es führt Forschungsansätze weiter, die Jay Winter in seinem Buch *Capital Cities at War: Paris, London, Berlin 1914–1919*, Cambridge 1995, erstmals vorgestellt hat, jedoch in Ausweitung des ursprünglich rein sozialhistorischen Ansatzes. In der hier vorzustellenden Tagung stand die kulturelle Dimension historischer Wirklichkeit in allen ihren Facetten im Mittelpunkt in Anknüpfung an die neuere Forschung. Es ging um die Rekonstruktion der mentalen Horizonte und konkreten Erfahrungen der Zeitgenossen in den drei europäischen Metropolen, hier in erster Linie Großberlins, während des Ersten Weltkrieges, den man mit George Kennan vielfach als die Urkatastrophe des bürgerlichen Europas bezeichnet hat.

Mit diesen inhaltlichen Problemen verband sich zugleich die methodische Frage, in welcher Weise sich komparative Historiographie wirklich realisieren läßt. Die landläufige Methode, nämlich einer bloß additiven Zusammenfügung von Essays zu einzelnen Aspekten, verfaßt von jeweiligen Kennern einer einzigen Metropole, wurde allgemein als unzureichend empfunden. Demgemäß galt ein großer Teil der Diskussionen der Frage, wie sich eine wahrhaft kollektive Studie des Gegenstandes realisieren lassen könnte. Zu diesem Zweck wurde eine Reihe von Koordinaten namhaft gemacht, die eine erkenntnisleitende Funktion besitzen, und in ein umfassendes Interpretationsschema eingebracht, welches der künftigen Arbeit der Arbeitsgruppe zugrunde liegen soll.

An der Tagung nahmen insgesamt 18 Wissenschaftler aus der Bundesrepublik, Großbritannien, den USA und Frankreich teil, unter anderem Jay Winter, Pembroke College, Cambridge; Jean-Louis Robert, Université d'Orléans, Frankreich; Gerry Feldman, University of California at Berkeley; Peter A. Fritzsche, University of Urbana, Ill. und der Unterzeichnete. Sie wurde eröffnet mit einem öffentlichen Vortrag von Wolfgang J. Mommsen über „Kultur und Politik. Schriftsteller, Künstler und Intellektuelle im Ersten Weltkrieg“.

* Tagung am Wissenschaftskolleg zu Berlin am 14./15. Mai 1998.

Zur Eröffnung der Tagung referierte Jay Winter anhand von Amartya Sen's Theorie des „well-being“ die Probleme einer Kulturgeschichte des Ersten Weltkrieges, die über die sozialstatistischen Befunde hinausgehend zu einer Erfassung der individuellen und kollektiven Formen der Wahrnehmung der Wirklichkeit des Kriegs vordringt. Zu diesem Zwecke sei es erforderlich, die „representations“ der politischen, sozialen und intellektuellen Verhältnisse zu erforschen, unter Einbeziehung nicht nur von Texten und den sonstigen Formen literarischer Überlieferung, sondern auch von Artefakten, Kunstwerken und visuellen Zeugnissen aller Art.

Daran anschließend wurde die Hypothese, daß der Erste Weltkrieg zu einer Nationalisierung des Lebens in den großen europäischen Metropolen geführt habe, an einer Reihe von Fallbeispielen erhärtet und eingehend diskutiert. Jean-Louis Robert präsentierte eine vergleichende Analyse der Karikaturen in führenden Zeitschriften der kriegführenden Mächte, und stellte dabei, jenseits der nationalistischen Grundtendenz, ein großes Maß an Gleichförmigkeit der an das breite Publikum gerichteten Propaganda dieses Mediums fest.

An die Diskussion dieser die Grundprobleme ansprechenden Fallbeispiele schloß sich eine systematische Erörterung der Anordnung der einzelnen Kapitel eines in Aussicht genommenen zweiten Bandes von *Cities at War* an, welcher eine genuin vergleichende Darstellung der kulturellen Prozesse während des Krieges in ihren verschiedenen Dimensionen bringen soll. Daher wurde in Aussicht genommen, daß die einzelnen Kapitel jeweils von Autoren aus mehreren Ländern gemeinsam verfaßt werden sollen. Ein konkreter Arbeitsplan konnte zwar noch nicht erstellt werden, jedoch eine Agenda, die als Grundlage der künftigen Arbeit der Arbeitsgruppe dienen soll. Mit der Fertigstellung dieses zweiten Bandes, dessen Redaktion in den Händen von Jay Winter liegen wird, ist in zwei Jahren zu rechnen.

Es sei nochmals betont, daß die Tagung für die Durchführung dieses innovativen Projekts höchst wertvoll war. Die Arbeitsgruppe dankt dem Wissenschaftskolleg zu Berlin für seine Hilfe und seine Gastfreundschaft.

Eberhard Schmidt-Aßmann

Die Wissenschaft vom Verwaltungsrecht*

Verwaltungsrecht beschäftigt sich mit den Rechtsbeziehungen der Bürger, Unternehmen und Verbände zur öffentlichen Verwaltung. Als Teil des öffentlichen Rechts organisiert und strukturiert es die Exekutive als diejenige Staatsfunktion, die dem einzelnen in unterschiedlichen Erscheinungsformen nahezu täglich – leistend und eingreifend, planend und lenkend – als Sozial-, Polizei-, Finanz-, Bau- oder Schulverwaltung entgegnet: Das Verwaltungsrecht ist ein Rechtsgebiet von enormer Breite und großer Entwicklungsdynamik, wie die Teilgebiete des Steuer- oder des Umweltverwaltungsrechts zeigen. Es sprudelt aus den Quellen des Gesetzes- und des Richterrechts und es existiert in den Schichten des Bundes- und Landesrechts sowie in jüngerer Zeit zunehmend des Europarechts. Sein Steuerungsanspruch ist ausgreifend, die Konsistenz seiner Steuerungsansätze dagegen oft Zweifeln ausgesetzt. Welche Leitbilder und Zielvorstellungen stehen hinter der kaum noch überschaubaren Vielzahl der Einzelregelungen? Welche Instrumente werden eingesetzt, sie zu erreichen? Wie lassen sich die Funktionsweisen dieser Instrumente rechtlich definieren, durch Recht sichern oder auch durch Recht begrenzen? Legislative und Justiz, die beiden wichtigsten Gestaltungskräfte des Verwaltungsrechts, können die Aufgaben der Vergewisserung ihrer Grundlagen und Entwicklungsrichtungen allein nicht zureichend erfüllen. Gesetzgeberischer Regelungsaktivismus und richterliche Verliebtheit ins Fiktionale haben im Gegenteil die Überschaubarkeit und Stimmigkeit des Verwaltungsrechts zuweilen eher beeinträchtigt als gestärkt.

Hier setzt das Thema des Colloquiums an: „Die Wissenschaft vom Verwaltungsrecht“ fragt in drei Abschnitten nach den Aufgaben, nach den Rahmenbedingungen und nach den Einflußfaktoren verwaltungsrechtlicher Theoriebildung. Daß eine solche Theorie nicht aus einer geschlossenen Systemidee abzuleiten ist, liegt auf der Hand. Aber relative Distanz gegenüber der an Einzelentscheidungen ausgerichteten gerichtlichen Praxis und gegenüber dem Verwaltungsalltag läßt sich gewinnen, wenn immer wieder auf Grundfragen nach der Stellung des Individuums in der Verfassungsordnung, nach der Verantwortungsteilung zwischen Verwal-

* Seminar mit Hans-Heinrich Trute, Thomas Groß und Hans Christian Röhl gehalten am Wissenschaftskolleg zu Berlin am 14. Februar 1998. Die Beiträge sind als Beiheft Nr. 2 zur Zeitschrift *Die Verwaltung* (DV) 1999, Verlag Duncker und Humblot, Berlin, veröffentlicht.

tung und Wirtschaft, nach dem Gemeinwohl, nach Transparenz, Öffentlichkeit und Rationalität zugegriffen wird. Die Erarbeitung und Reflexion solcher „Leitmotive“ ist eine Voraussetzung dafür, daß das Recht seine Aufgaben, handlungsleitende Orientierung zu bieten, wahrnehmen kann.

Die Wissenschaft vom Verwaltungsrecht beschäftigt sich grundsätzlich mit allen Teilen dieses Rechtsgebietes, also auch mit den einzelnen Gebieten des Fachverwaltungsrechts, z. B. mit dem Bau-, Polizei- oder Subventionsrecht. Besonders eng sind ihre Bindungen jedoch an das allgemeine Verwaltungsrecht. Gerade hier können sich die wissenschaftlichen Interessen an einer fortlaufenden Überprüfung überkommener Erkenntnisse und an ihrer Fortentwicklung zur Geltung bringen. Das allgemeine Verwaltungsrecht stellt sich weit weniger als Gegenstand von Kodifikationen denn als Rahmen für Reflexionen und für die Rezeption neuer Entwicklungsanstöße dar. Die in ihm zusammengefaßten Rechtsinstitute und Rechtsgrundsätze bieten, weil sie oft Prinzipien- und Rahmencharakter besitzen, Anknüpfungspunkte für jene tiefergreifenden Diskurse, die die Wissenschaftlichkeit des Verwaltungsrechts ausmachen. Die Entwicklung allgemeiner Lehren hat sich freilich in fortlaufender Auseinandersetzung mit der Rechtssituation in den Gebieten des besonderen Verwaltungsrechts zu vollziehen, wenn sie nicht blasse Konstruktion bleiben will. Die Beobachtung des besonderen Verwaltungsrechts leitet auf neue Probleme und Lösungen zu, zwingt die allgemeinen Lehren zur Überprüfung und ggf. Anpassung ihrer Aussagen und bindet sie an die Verwaltungsrealität rück. Die richtige Auswahl der für das allgemeine Verwaltungsrecht prägenden Gebiete des besonderen Verwaltungsrechts (heute z. B. das Umwelt- und das Telekommunikationsrecht) ist folglich eine wichtige Aufgabe. Sie muß sicherstellen, daß die für die zeitgenössische Verwaltungssituation *repräsentativen* Interessenkonstellationen von Recht wahrgenommen werden. Der Begriff der „Referenzgebiete“ soll dieses anzeigen. Dem Verhältnis zwischen allgemeinem und besonderem Verwaltungsrecht war folglich ein eigenes Referat des Einleitungsteils gewidmet, das sich mit den Austauschprozessen zwischen beiden Teilgebieten und mit Zwischenformen einer „Dogmatik mittlerer Ebene“ beschäftigte.

Über die „Wissenschaft vom Verwaltungsrecht“ ist nur zu sprechen, wenn das Verhältnis der Verwaltungsrechtswissenschaft zu den Nachbarwissenschaften, insbesondere zur Soziologie und zur Politikwissenschaft, in den Blick genommen wird. Drei Referenten taten das von unterschiedlichen Standpunkten aus. Einer strikten Trennung oder gar Frontstellung wollte zwar niemand mehr das Wort reden. Doch fand die Vorstellung, juristische Dogmatik gewinne ihren Argumentationshaushalt praktisch aus sich heraus und solle dabei auch bleiben, durchaus einige Anerken-

nung. Überwiegend jedoch folgte die Diskussion einer pragmatischen Linie: Die Verwaltung ist ein multidisziplinärer Forschungsgegenstand, bei dessen Behandlung die beteiligten Wissenschaften selbstverständlich Erkenntnisse der Nachbarwissenschaften nutzen. Wichtig ist, daß diese Nutzung richtig, d. h. informiert und methodenbewußt erfolgt. In diesem Sinne greift auch die Verwaltungsrechtswissenschaft in ihrer täglichen dogmatischen Arbeit fortlaufend auf die Erkenntnisse anderer Verwaltungswissenschaften zurück: Lassen sich aber die Erkenntnisse einer multidisziplinären Praxis zu einem *interdisziplinären* Forschungskonzept fortentwickeln? Unter einem solchen Konzept ist die aufeinander abgestimmte Analyse bestimmter Forschungsfelder durch mehrere Fachwissenschaften und die Entwicklung gemeinsamer Forschungsperspektiven zu verstehen. Interdisziplinarität setzt eine gründliche Verständigung über die Identität bzw. Unterschiedlichkeit gemeinsam genutzter Begriffe und Parameter voraus. Daß die öffentliche Verwaltung unbeschadet der hohen Variabilität ihrer Erscheinungsformen und Handlungsweisen, ja vielleicht gerade wegen dieser Variabilität ein bedeutungsvoller Gegenstand eines interdisziplinären Forschungskonzepts sein sollte, steht außer Streit. Vieles deutet auch darauf hin, daß der Weg zu einem solchen Forschungskonzept längst beschritten ist. So spielt in der politikwissenschaftlichen Implementations- und Policyforschung selbstverständlich auch das Verwaltungsrecht eine wichtige Rolle, während die verwaltungsrechtliche Systematik durch Erkenntnisse empirischer Verwaltungswissenschaften auf neue Phänomene wie das informale Verwaltungshandeln aufmerksam gemacht wird und neue Lösungsmuster unter Rückgriff auf sozialwissenschaftliche Paradigmen entwickelt. Als wichtigster Ausdruck eines interdisziplinären Forschungskonzepts wurden sog. „Vermittlungs- oder Brückenbegriffe“ wie die der *Verantwortung*, der *Steuerung*, der *Kommunikation* und der *Entscheidung* angesehen.

Den dritten Beratungsgegenstand bildete die Herausforderung des nationalen Verwaltungsrechts durch die Europäisierung und Internationalisierung. Vorgaben des EG-Rechts und Erkenntnisse der Rechtsvergleichung und werden künftig, wie in drei Referaten gezeigt wurde, die wichtigsten Determinanten des Verwaltungsrechts sein. Die mitgliedstaatlichen Verwaltungen werden Teile eines Netzwerkes von Verwaltungskooperationen im Unionsraum. Diese Konsequenz ist angesichts des dezentralen Vollzuges des Gemeinschaftsrechts durch die Mitgliedstaaten unvermeidlich. Zutreffend wird in neueren Dokumenten der Kommission die Zusammenarbeit zwischen den Verwaltungsstellen der EG und den mitgliedstaatlichen Verwaltungen als ein Schlüsselement für das Gelingen des Binnenmarktes herausgestellt. Die Kooperationsbeziehungen verlaufen vertikal zwischen EG-Administration und Mitgliedstaaten, aber

auch horizontal zwischen den mitgliedstaatlichen Verwaltungen: Kontaktstellen sind zu schaffen, der Austausch und die gemeinsame Ausbildung der zuständigen Beamten zu organisieren. Europaweites Zusammenwirken in Datennetzen wird zur Normalität des nationalen Verwaltungsalltags, für den sich künftig auch die Fragen der Verwaltungsmodernisierung einheitlich stellen. Es bilden sich neue, gemeinsame Denkmuster heraus, die nicht nur an Rechtsmaßstäben, sondern auch an Maßstäben der Betriebswirtschaftslehre ausgerichtet sind. Die Handlungsformen der Kooperation und die Orientierung an den Lehren des New Public Managements bilden den Boden, auf dem sich ein gemeinsames Selbstverständnis europäischen Verwaltens ausformt. Die Strukturierung eines darauf abgestimmten, neue Gemeinsamkeiten und traditionsbestimmte Eigenständigkeiten der mitgliedstaatlichen Rechtsordnungen gleichermaßen berücksichtigenden Europäischen Verwaltungsrechts wird die wichtigste Zukunftsaufgabe einer europäischen Wissenschaft vom Verwaltungsrecht sein.

Programm

I.

H.-H. Trute: Über einige Leitmotive der Verwaltungsrechtswissenschaft

H. Chr. Röhl: Verwaltungsverantwortung als dogmatischer Begriff?

Th. Groß: Die Beziehungen zwischen dem allgemeinen und dem besonderen Verwaltungsrecht

II.

W. Hoffmann-Riem: Die Sozialwissenschaften im Verwaltungsrecht – Integration oder Multiperspektivität

G.F. Schuppert: Die Sozialwissenschaften im Verwaltungsrecht – Integration oder Multiperspektivität (Anmerkungen aus verwaltungswissenschaftlicher Sicht)

W. Krebs: Die Sozialwissenschaften im Verwaltungsrecht – Integration oder Multiperspektivität (Anmerkungen aus rechtsdogmatischer Sicht)

III.

F. Schoch: Die Europäisierung des allgemeinen Verwaltungsrechts und der Verwaltungsrechtswissenschaft

I. Lipowicz: Probleme der Rechtsvergleichung im Verwaltungsrecht

R. Schmidt: Die Herausforderung des Verwaltungsrechts durch die Internationalisierung am Beispiel des öffentlichen Wirtschaftsrechts
E. Schmidt-Aßmann: Einige allgemeine Bemerkungen zum Thema (Schlußwort).

Teilnehmer

Peter Behrens, Hamburg/Berlin; *Klaus von Beyme*, Heidelberg; *Hans-Uwe Erichsen*, Münster; *Michael Frenzel*, Hannover; *Thomas Groß*, Heidelberg; *Lothar Harings*, Hamburg; *Wolfgang Hoffmann-Riem*, Hamburg; *Hasso Hofmann*, Berlin; *Walter Krebs*, Berlin; *Philip Kunig*, Berlin; *Clemens Ladenburger*, Heidelberg; *Stephan Leibfried*, Bremen/Berlin; *Irena Lipowicz*, Warschau; *Rolf-Peter Löhr*, Berlin; *Claus Meissner*, Mannheim; *Hans Meyer*, Berlin; *Klaus Oertel*, Düsseldorf; *Hans Christian Röhl*, Heidelberg; *Wolfgang Schluchter*, Heidelberg/Erfurt; *Reiner Schmidt*, Augsburg; *Eberhard Schmidt-Aßmann*, Heidelberg/Berlin; *Friedrich Schoch*, Freiburg; *Gunnar Folke Schuppert*, Berlin; *Wolfgang Spoerr*, Berlin; *Heinrich Trute*, Dresden; *Katja Zießler*, Heidelberg; *Martin Zießler*, Heidelberg.

Alain Supiot

Plein emploi, aléas du travail et sécurité. A la recherche des fondements de la protection sociale en Europe*

Assurer la sécurité de la vie au long de son cycle, objectif assigné aux systèmes de protection sociale, est au centre d'un «triangle magique». Les côtés de ce triangle relient capacités des personnes, attentes de justice et efficience du travail. La sécurité contre la vieillesse, la maladie, les charges de famille ne peut en effet se concevoir sans travail créateur de richesses suffisantes pour subvenir aux besoins des enfants, des malades ou des personnes âgées (Supiot, 1995).

Or ce travail créateur ne va pas de soi. D'une part, il exige, pour être efficient, que les personnes déploient des compétences (ou mieux, des capacités) dont la caractéristique est qu'elles se forment et s'entretiennent sur le temps long de la vie, dans le travail, mais aussi hors du travail (Sen, 1985). Il ne recoupe pas, spécialement pour les femmes, les distinctions habituelles entre travail salarié et indépendant, marchand ou domestique, etc. D'autre part, la mise en œuvre de ces compétences sous forme de capitaux humains n'est nullement garantie, tant sont nombreux et variés les aléas économiques et les transformations du travail qui exigent mobilité, changements d'emploi et reconversion. Toute société connaît ainsi une forte tension entre l'adaptation aux aléas et la sécurité nécessaire à la formation des compétences, tension dont la solution exige la présence de principes de justice évidents pour tous. Enfin, dans la mesure où les capacités d'une personne dépendent, fondamentalement, de la «qualité» assurée à sa vie (Nussbaum et Sen, 1993), elles reposent à chaque instant sur les possibilités qu'a cette personne de réaliser son projet de vie. L'attente de telles possibilités est elle-aussi au cœur des exigences de justice (Rawls, 1971). Or ces possibilités sont fortement dépendantes du fonctionnement du marché du travail et du chômage, lequel dégrade la qualité de la vie personnelle et familiale bien au-delà de ses seuls effets directs.

Construire de manière socialement convenable et économiquement efficiente le triangle magique de la protection sociale est, à un premier niveau, affaire d'édiction de normes et de construction d'institutions.

* Conférence au Wissenschaftskolleg du 8 au 10 janvier 1998.

Mais, plus fondamentalement, c'est une question de pratique économique et une question politique qui interagissent. La question relève de la pratique au sens où, tout partant des actes économiques créateurs de richesse et y revenant, c'est dans les situations concrètes de travail qu'ultimement se vérifie la pertinence des réponses normatives et institutionnelles apportées au besoin de protection sociale et s'engendre leur évolution (Salais, 1997). La question relève du politique dans la mesure où, sans conventions clairement établies et vérifiables entre les acteurs économiques et sociaux (Revue économique, 1989), il est illusoire d'espérer un accord sur la répartition des richesses, sur les contributions et les droits à la protection sociale.

On sait comment ces questions normatives, institutionnelles, pratiques et politiques ont été affrontées au cours de la première moitié du XX^{ème} siècle et résolues aux lendemains de 1945 dans les pays développés de l'Europe: par la combinaison de l'Etat-nation et du modèle du Welfare State. D'une part, les Etats nationaux se sont vu confier aux lendemains de la crise économique des années 1930, en commun accord entre les groupes et les partenaires sociaux, la responsabilité de mener des politiques macroéconomiques de plein emploi. D'autre part, la création d'un welfare state a pourvu les travailleurs et leurs familles de droits à l'indemnisation contre des «risques sociaux», par le biais de l'assistance ou de l'assurance (MIRE, 1994). Ceux des travailleurs qui sont abrités par ce Welfare State bénéficient d'un statut, i.e. d'un ensemble de droits et de devoirs, adossé à un système d'institutions de protection sociale. Ce statut prolonge ses effets bien au-delà de la durée du contrat de travail et assure le travailleur à la fois contre les aléas de l'économie et ceux de l'existence. A l'intersection de ces deux réformes sociales majeures (la macroéconomie de l'emploi, la garantie d'un statut social) des politiques spécifiques dites «politiques d'emploi» se sont développées, visant à mieux organiser le marché du travail et à amoindrir les effets négatifs liés aux restructurations de l'économie.

L'un des paradoxes majeurs de cette fin de siècle est que l'achèvement des systèmes de protection sociale grâce à leur assise sur la ressource politique du «plein emploi» a coïncidé avec la mise en cause durable de ce modèle par les mutations économiques initiées par la crise de 1974. D'une part, la montée du chômage, structurel d'abord, de masse ensuite, déstabilise les institutions sociales, en aggravant leurs coûts et en diminuant leurs ressources de financement. D'autre part, les architectures bâties sur le risque et la prédictabilité se révèlent inadéquates pour assurer la sécurité des personnes dans l'espace et dans le temps, face à l'incertitude et à la variabilité des marchés et des compétences nécessaires. Ni les hommes politiques, ni les gouvernements n'ont vraiment pris la mesure de ces pro-

blèmes, spécialement dans les pays qui, comme la France, ont fondé sur cette ressource la légitimité de l'Etat et des élites dirigeantes (que celles-ci soient dans l'Etat ou à la direction des grandes entreprises, des partis politiques et des organisations professionnelles et syndicales), bien que quelques voix discordantes se fassent entendre. Outre l'importance du sacrifice qu'exigerait l'abandon de cette ressource politique, la cécité tient à l'autonomisation croissante du champ des politiques sociales et à la focalisation sur leur équilibre financier.

Le programme de recherches initié lors de notre conférence au Wissenschaftskolleg du 8 au 10 janvier 1998 a eu pour objet de relancer l'interrogation sur les fondements de la protection sociale en Europe, spécialement sur la nature et les modalités de *l'articulation entre les trois sommets de son triangle magique: justice sociale, capacités des personnes et efficience du travail*. Ce programme comporte trois grandes orientations de travail. La première vise à faire apparaître, à travers la crise qui les a saisies, les spécificités nationales des conventions liant justice sociale, compétences et efficience. La seconde entend apprécier, sur quelques domaines exemplaires, quelles sont, d'ores et déjà à l'œuvre dans la réalité, les transformations conjointes des produits, des marchés du travail et des besoins de sécurité sociale. Ces deux premières orientations sont comparatives. La troisième reprend le fil tracé par les directives et les accords en matière d'Europe sociale: en quoi tracent-ils la voie, non plus d'une protection passive, mais d'une sécurité active fondée sur le droit à l'action économique? Sont esquissés différents volets théoriques et politiques d'une telle perspective. Le programme est interdisciplinaire entre économistes, historiens, juristes, politistes et sociologues.

Le premier séminaire de travail, tenu à Berlin du 8 au 10 janvier 1998 grâce notamment au soutien de Wissenschaftskolleg, a permis de débattre de la problématique d'ensemble du programme de recherches interdisciplinaires sur ces questions touchant à l'articulation du travail et des politiques sociales que le réseau en cours de constitution entend conduire de manière coordonnée sur trois pays, l'Allemagne, la France et le Royaume-Uni. Ce réseau dispose d'une expertise approfondie et internationalement reconnue en ce domaine sur ces trois pays. D'où un dispositif resserré mieux à même d'apporter une valeur ajoutée conséquente aux réflexions sur la construction de l'Europe sociale. Un second séminaire s'est tenu à la Maison des sciences de l'Homme Ange Guépin (Nantes) les 26 et 27 juin 1998. Il a permis de formuler une définition opératoire du programme qui est aujourd'hui dans sa phase de recherche de financement. Y ont été définis les projets empiriques de recherche issus des discussions de Berlin: hypothèses, terrains, méthodologie, chercheurs et laboratoires impliqués, partenaires institutionnels nationaux et européens.

Bibliographie

- Aghion P. et P. Bolton, 1992, «An Incomplete Contract's Approach to Financial Contracting», *Review of Economic Studies*, 59, pp. 473–494.
- Akerlof G. et J. Yellen, 1986, *Efficiency Wage Models of the Labor Market*, Cambridge, Cambridge University Press.
- Aucouturier A.-L., 1993, «Contribution à la mesure de l'efficacité de la politique de l'emploi», *Travail et emploi*, 55, pp. 20–29.
- Demunck J., Lenoble J. et M. Molitor, 1996, «Pour une procéduralisation de la politique sociale», *The Review of the Union of International Associations*, 4, pp. 208–239.
- Didry C. et L. Tessier, 1997, «La cause de l'emploi. Les usages du droit dans la contestation des plans sociaux», *Travail et emploi*, 69, janvier, pp. 23–36.
- Didry C., Wagner P. et B. Zimmermann (s. dir.), 1998, *Le travail et la nation. La France et l'Allemagne à l'horizon européen*, Paris, Editions de la Maison des Sciences de l'Homme, à paraître.
- Field F., 1996, *Stakeholder Welfare*, London, The IEA Health and Welfare Unit.
- Friot B., 1995, «La cotisation sociale au cœur de l'emploi», *Cahier du GREE*, n° 9.
- Gastaldo S., 1992, «Les 'droits à polluer' aux Etats-Unis», *Economie et statistique*, 258–259, octobre–novembre, pp. 35–44.
- Guibentif P. et D. Bouget, 1997, *Les politiques de revenu minimum dans l'Union Européenne*, Lisbonne, União das Mutualidades Portuguesas.
- Keynes J.-M., 1975, *Théorie générale de l'emploi, de l'intérêt et de la monnaie*, Paris, Payot [1ère publication 1936].
- Laulom S., 1996, *L'harmonisation en droit social communautaire : les enseignements de l'intégration en France et au Royaume-Uni des directives 75/129 et 77/187*, Florence, Thèse de doctorat en droit de l'Institut Universitaire Européen et de l'Université de Pars X.
- Le Grand J. et W. Bartlett, 1993, *Quasi-Markets and Social Policy*, London, MacMillan.
- Lewis J. et M. Glennester, 1996, *Implementing the new Community Care*, London, Open University Press.
- Mansfield M., Salais R. et N. Whiteside, eds., 1994, *Aux sources du chômage 1880–1914. Une comparaison interdisciplinaire France-Grande-Bretagne*, Paris, Editions Belin.
- Millon-Delsol C., 1992, *L'Etat subsidiaire*, Paris, PUF.
- MIRE, 1994, *Comparer les systèmes de protection sociale en Europe. Vol. 1. Rencontres d'Oxford France–Grande-Bretagne*, Paris, Ministère des Affaires sociales, de la Santé et de la Ville.

- Moreau M.-A., 1997, «A propos de l'affaire Renault», *Droit social*, 5, mai, pp. 493–509.
- Mückenberger U. et al., 1996, *Manifeste pour une Europe sociale*, Bruxelles, Desclée de Brouwer.
- Nussbaum M. et A. Sen, eds., 1993, *The Quality of Life*, Oxford, Oxford University Press.
- Orléan A., s. dir., 1994, *L'analyse économique des conventions*, Paris, PUF.
- Rawls J., 1987, *Théorie de la justice*, Paris, Seuil [1ère publication 1971].
- Revue économique, 1989, *L'économie des conventions*, 40, 3, mars.
- Salais R., 1989, «L'analyse économique des conventions du travail», *Revue économique*, 40, 3, mars, pp. 329–360.
- Salais R., 1997, «Le travail à l'épreuve de ses produits», in Supiot A., s. dir., *Le travail en perspective*, Paris, LGDJ, à paraître.
- Salais R., Baverez N. et B. Reynaud, 1986, *L'invention du chômage*, Paris, PUF.
- Salais R. et M. Storper, 1993, *Les mondes de production. Enquête sur l'identité économique de la France*, Paris, Editions de l'EHESS.
- Salais R. et N. Whiteside, 1997, eds., *Labour, Governance and Industry. The Modernizing State in Britain and France 1930–1960*, London, Routledge, à paraître.
- Seabright P., 1996, «Accountability and Decentralisation in Government: An Incomplete Contract Model», *European Economic Review*, 40, pp. 61–89.
- Sen A., 1985, *Commodities and Capabilities*, Amsterdam, North-Holland.
- Sen A., 1995, «Rationality and Social Choice», *American Economic Review*, 85, mars, pp. 1–24.
- Soskice D., 1995, «Finer Varieties of Advanced Capitalism: Industry versus Group-Based Coordination», *Document de travail du WZB*, Berlin.
- Storper M. et R. Salais, 1997, *The Worlds of Production. The Action Frameworks of the Economy*, Cambridge, Harvard University Press.
- Supiot A., 1992, «Principes d'égalité et limites du droit du travail (en marge de l'arrêt Stoeckel)», *Droit social*, 4, avril, pp. 382–390.
- Supiot A., 1995, «L'avenir d'un vieux couple: travail et Sécurité sociale», *Droit social*, 9–10, septembre–octobre, pp. 823–831.
- Supiot A., 1997, «Du bon usage des lois en matière d'emploi», *Droit social*, 3, mars, pp. 229–242.
- Verdier J.-M., 1992, «Les droits économiques et sociaux: relance au Conseil de l'Europe», *Droit social*, 4, avril, pp. 415–419.
- Wagner P., 1994, «Le 'modèle' allemand, l'Europe et la globalisation», *Futur antérieur*, 27, pp. 121–137.

Zimmermann B., 1996, *La constitution du chômage en Allemagne. Mise en forme d'une catégorie nationale des politiques publiques*, Paris, Thèse Fondation nationale des sciences politiques, 2 t. (à paraître en 1998, Paris, Editions de la Maison des Sciences de l'Homme).

Annexe

Responsables du projet

France

Robert Salais, *économie*, IDHE, Cachan

Alain Supiot, *droit*, Université de Nantes/CNRS (MSH Ange Guépin)

Allemagne

David Soskice, *économie*, Wissenschaftszentrum Berlin

Bob Hancké, *sociologie*, Wissenschaftszentrum Berlin

Grande-Bretagne

Jane Lewis, *histoire*, University of Oxford, The Wellcome Institute for the History of the Medicine

Peter Wagner, *sociologie*, University of Warwick, Department of Sociology

Noel Whiteside, *histoire*, University of Bristol, School for Policy Studies

Eric Warrant and Dan-Eric Nilsson

Advances in Visual Ecology*

About 570 million years ago, the most spectacular event in the history of the animal kingdom occurred. In the space of just a few million years – the blink of an eye in geological terms – most of our familiar modern animals suddenly appeared on the Earth. They all had well-developed eyes. And they all used them as a matter of life and death. This explosion of new animal forms ushered in the Cambrian epoch, and with it a dangerous new world of fast-moving predators. Vision became the survival sense *par excellence*. Bigger and sharper eyes not only improved a predator's chances of spotting its prey, but also helped the prey to unmask the predator. This sensory arms race drove the rapid evolution of a sophisticated spectrum of visual systems, each designed to out-smart an adversary, possibly by detecting the tell-tale movements of a predator or by deciphering the subtleties of a near-perfectly camouflaged prey.

Vision also evolved in response to much gentler – albeit no less urgent – influences. The intertidal world of the beach crab, or the endless flat expanses which are home to the desert ant, consist of little more than the sharply delineated horizon between sand and sky. For these animals, nothing much of importance happens anywhere except here. Not surprisingly, the processes of evolution have concentrated most of their visual capacity precisely at the horizon. In the steaming jungles of New Guinea, the brilliantly coloured male bird-of-paradise performs a dance of such intricacy and beauty that few females are able to resist his charms. His stunning displays of plumage must be of the highest quality and precisely choreographed: the slightest mistake could make him appear immature, or, worse still, of another species, thus causing the female to beat a hasty retreat. In birds-of-paradise, as in many animals, vision is exquisitely matched to the intricate rituals of courtship.

These crucial influences – predation, habitat and courtship – have shaped the evolution of animal vision over the last 570 million years. Because eyes, like all sensory organs, are limited in their capacity to detect and process information, evolution has fashioned them to perform the most urgent tasks optimally, whilst neglecting – or even ignoring – less urgent tasks. This “matched filtering” of essential features in the visual world has been a major influence in the evolution of vision, and

* Seminar under the auspices of the Otto and Martha Fischbeck-Stiftung held at the Wissenschaftskolleg from March 30th to April 1st 1998.

has led to the enormous variety of visual adaptations found in Nature today. With the generous support of the Wissenschaftskolleg and the Otto & Martha Fischbeck-Stiftung, Dan-Eric Nilsson and myself organised an intensive 3-day symposium exploring the role of matched filtering in the evolution of vision. This symposium, held at the Kolleg from March 30th to April 1st, was unique and brought together experts from fields as varied as image statistics, avian colour vision, and information processing. The blend of participants and the scope of the discussions turned out to be far better than any of us had anticipated. In the opinions of all who attended the symposium was an outstanding success, with two participants claiming it was the best meeting they had ever attended! This success was in no small part due to the hospitality of the Wissenschaftskolleg and the marvellous organisational skills of *Katharina Wiedemann* and *Joachim Nettelbeck* (to whom we are extremely grateful!)

The symposium participants were (in alphabetical order): *Tom Cronin* (University of Maryland), *Hans van Hateren* (University of Groningen), *Simon Laughlin* (University of Cambridge), *Dan-Eric Nilsson* (Wissenschaftskolleg zu Berlin & University of Lund), *David O'Carroll* (University of Cambridge), *Daniel Osorio* (University of Sussex), *Julian Partridge* (University of Bristol), *Dan Ruderman* (University of California, Los Angeles), *Mikhail Vorobyev* (Free University of Berlin), *Eric Warrant* (Wissenschaftskolleg zu Berlin & University of Lund) and *Jochen Zeil* (Australian National University). Several others attended as observers, including several Fellows (*Andreas Engel*, *Rainer Goebel*, *Eva Jablonka*, *Raphael Ritz* and *Ekkehart Schlicht*) and three biologists from the Humboldt University (*Peter Hammerstein*, *Andreas Herz* and *Bernd Ronacher*).

The purpose of the symposium was two-fold. First there was the pragmatic and slightly selfish purpose of obtaining feedback from our peers concerning the scope and content of our book-in-progress, *Visual Ecology*. Prior to arrival, each participant was given an outline of the entire book, as well as deep outlines of the various chapters we had assigned to them for peer review. We were particularly interested to find out whether we had omitted or over-emphasised concepts. The second purpose was intellectual, and quite unexpectedly this turned out to be the real joy of the symposium. I say unexpectedly because such a disparate crowd of people would normally never be found attending the same meeting, especially a meeting as open and deliberately unplanned as this one. Some in fact even wondered why they, of all people, had been invited at all. One even said to me, "Since when have I worked on visual ecology?" Comments like these made me sweat during the weeks prior to the meeting. Would such

a group of people, many of whom had never met, actually work? Or would the whole thing be a spectacular flop?

To our great relief the symposium was *not* a flop. Quite the contrary, the combination of participants – both socially and intellectually – was superb. Right from the first discussion, it was clear that the group dynamic was going to ensure progress. And progress we made in bounds. It rapidly became obvious that the concept of “matched filtering” – the unifying theme of our book – was a controversial one. *Hans van Hateren*, a physicist who applies information theory to understand early visual processing, challenged our definition of matched filtering. He claimed that the term, originally coined by signal processing engineers, was too liberally applied. Strictly, a matched filter is any filter whose response characteristics (defined by its impulse response) are matched to the signal to be detected. Strict matched filters do exist in Nature, the optical horizon foveation found in beach crab eyes providing an excellent example. It was our wish to widen the “spirit” of this strict definition. For instance, we wished to apply the term “matched filter” to any circuit of cells whose job it is to extract as much information as possible from an exclusive and vital aspect of the visual scene. Is the circuit of cells found in the monkey cortex, which responds only to another monkey’s face, a matched filter for monkey faces? Strictly it isn’t. Prior to the meeting, I thought that one of the nicest examples of matched filtering was the way that early visual processing is organised to perfectly “match” the statistical structure of natural scenes. But to make this match the circuitry must actually be organised with response characteristics precisely *opposite* to the structural characteristics of the scene. Paradoxically, this match comes about by an exact *mis*-match. According to engineering – and *Hans van Hateren* – this is absolutely the opposite of matched filtering. A lively discussion ensued, one that permeated every topic discussed during the remainder of the meeting. The conclusion was that the term “matched filtering” should be avoided, but that the concept of “matching” should be retained with caution. As a result of the discussion, we decided to devote much of the first chapter of the book to a discussion of matched filtering, in both its strict and liberal interpretations. In the end, there was no doubt in anyone’s mind that “matching” had evolved in vision, and that vision thereby was essentially ecological.

The symposium was organised into three broad themes – the structure of the visual world, optimising the acquisition of visual information and the ecology of colour vision – the highlights of which I will briefly detail.

The structure of the visual world

The structure of the visual world is surprisingly orderly and predictable, a fact that has only been fully appreciated over the last two decades. The spatial, temporal and colour details of natural scenes are unexpectedly well-ordered and this has had an enormous impact on the way visual systems have evolved. In talks entitled “Light in terrestrial habitats” and “Light in marine and freshwater habitats” *Julian Partridge* and *Tom Cronin* respectively detailed the quality and distribution of natural light. As well as detailing the obvious sources of natural light in open environments (the sun, moon and stars) and how light varies throughout the day, *Julian Partridge* pointed out how the colour of objects, and of the light which illuminates them, is of paramount importance to visual ecology in closed environments. Most natural objects are green or brown, and upon this backdrop organisms can either advertise themselves (e.g. by being red or shiny), or camouflage themselves (e.g. by being dull or black). *Tom Cronin* went on to highlight the importance of light that is invisible to humans – ultraviolet and polarised light. Underwater scenes often have enhanced contrast when seen in this light, and many marine organisms take advantage of this. In a talk entitled “The statistics of natural images and matched visual coding in vertebrates”, *Dan Ruderman* went on to summarise our latest knowledge on the structural statistics of natural scenes. In particular he stressed that the statistics relevant to vision depend on whether one is considering the processes of early vision (where lower-order statistics are relevant) or those of higher vision (where higher-order statistics are relevant).

Optimising the acquisition of visual information

It really comes as no surprise to discover that the orderly structure of the natural world has had a profound influence on the evolution of vision. In this section of the symposium we discussed how vision has evolved coding strategies which are “matched” to the type and quantity of information found in natural scenes. *Hans van Hateren*, in his thought-provoking talk entitled “Matched coding in early vision”, threw the entire concept of matched filtering into question, as mentioned above. The term “matched filter” – borrowed from engineering – should not be widened in meaning in the way we had intended. In his opinion, if a term must be used at all, it should be another, such as “tuned coding”, “ecological

coding”, “optimal coding”, or “optimised coding”. The lively debate that ensued didn’t settle the issue, but all agreed that the concept of “matching” (and not exclusively “matched filtering”) is important in understanding the evolution of visual adaptations. This was a notion well expressed by *Jochen Zeil* in his talk “Eye design and habitat”, in which he emphasised the importance of the eye’s optical structure as a first filter of visual information. He also brought to our attention the fact that a “natural scene” is very much animal-specific, its interpretation and perception being dependent not only on an animal’s eye design, but also on the animal’s behavioural interaction with the scene. *Simon Laughlin* then described how information acquisition is constrained and optimised by energetics and phototransduction. In his first talk – “The cost of seeing” – he convincingly argued that vision is extremely expensive in terms of energy, and that this provides an important ecological constraint on how large a visual system an animal of particular size and lifestyle can afford. Large visual systems are heavier, more complicated to produce, consume much more oxygen during transduction, and make animals more conspicuous to predators. His second talk – “The temporal properties of transduction and its relation to visual ecology” – dealt with how the speed of transduction in an animal is matched to the speed it moves, and to the brightness of its habitat, a matching which optimises information uptake. Slowly moving animals, or animals from dim habitats, tend to have photoreceptor membrane properties tuned to lower temporal frequencies. This principle also applies to the higher visual processing of motion, as well explained by *David O’Carroll* in his talk entitled “The visual ecology of motion”. Because motion stimuli are most frequently generated by the motion of the animal itself, the processing of motion must be matched to the animal’s lifestyle: fast-flying animals experience rapidly changing flow-fields, whereas hovering animals experience flow-fields which change much more slowly. Motion pathways in the brain provide wonderful matched filters for these flow-fields, and not surprisingly the temporal properties of an animal’s motion pathway are tuned to the velocity of the flow-field it normally experiences, and thus to its ecology.

The ecology of colour vision

The colour of the world has been one of the most influential selection pressures in the evolution of vision. In terrestrial habitats the full spectrum of colours provided by solar radiation is accessible. In aquatic habitats this spectrum becomes more restricted with increasing depth

because of the natural filtering properties of water. In two talks – “The meaning of colour and its ecology in primates” and “Form, colour, camouflage and advertisement” – *Daniel Osorio* expounded the ecological meaning of colour for terrestrial animals. Trichromacy in primates (including ourselves) seems to have evolved to optimise the detection of ripe fruit on a leafy background. For discriminating colours, we trichromats have a distinct advantage over dichromats, but compared to the many other animals which are tetrachromats, our sense of colour is probably rather crude. Such animals include birds, the topic of *Julian Partridge’s* second talk, “The visual ecology of colour vision in birds”. In this talk, he described how birds not only have (at least) four different visual pigments, but also possess coloured oil droplets in their retinas which filter the incoming light and massively increase the number of perceivable colours. While the world appears beautifully coloured to us, it is certainly stunningly coloured for birds. Such an elaborate colour vision system is important for birds because they rely heavily on colour signals during foraging (the colours of fruit and insects), mate selection (the colours of plumage) and orientation (the colours of sky regions). There are aquatic animals, especially from shallow tropical seas, which have an equally well-developed sense of colour, if not even better. In his second talk – “The ecology of vision in marine and freshwater habitats” – *Tom Cronin* explained how many aquatic organisms, including fish, are also tetrachromatic and rely on oil droplets in their retinas for heightened colour vision. Mantis shrimps, with up to 14 visual pigments and a battery of retinal colour filters, possibly have the most complex colour vision in the animal kingdom. These animals are very brightly coloured, and it is thought that they use their elaborate colour vision for recognising individuals of the same and other species. The final talk of the symposium – “Insects and flowers” by *Mikhail Vorobyev* – was a real eye-opener and shattered some comfortable beliefs about the nature of insect colour vision which most in attendance cherished. Not surprisingly, the discussion which followed was a heated one! It has long been maintained that the colours of flowers co-evolved with the colour vision systems of pollinating insects. However, recent work by Mikhail and his colleagues at the Free University in Berlin, have challenged this popular view and suggest that insect trichromacy evolved before flowers first appeared on Earth. At this very moment it seems that the ecology of colour vision in foraging insects is still an open book, but one that will prove to be a rewarding area of research in the future.

The ecology of vision is a fascinating and wonderful field of study because it encompasses such a wide variety of disciplines and approaches. Needless to say, it is precisely this diversity which makes a

meeting on visual ecology such a rare and special event. That this rare meeting was such an unparalleled success is largely due to the even rarer vision of interdisciplinary scholarship and excellence which is the hallmark of the Wissenschaftskolleg.

Vorträge und Schwerpunkte

Andreas K. Engel

Time, Assemblies, and Consciousness*

Abstract

Cognitive functions like perception, memory, language and consciousness are based on highly parallel and distributed information-processing by the brain. One of the major unresolved questions is how information can be integrated and how coherent representational states can be established in the distributed neuronal systems subserving these functions. It has been suggested that this so-called binding problem may be solved in the temporal domain. The hypothesis is that synchronization of neuronal discharges can serve for the integration of distributed neurons into cell assemblies, and that this process may underlie the selection of perceptually and behaviourally relevant information. As this paper intends to show, this temporal binding hypothesis has implications for the search for the neural correlate of consciousness. A number of recent experimental results, mainly obtained in the visual system, support the notion of temporal binding. In particular, experiments on the neural mechanisms of binocular rivalry suggest that synchronization among cortical neurons may be one of the necessary conditions for the buildup of perceptual states and the awareness of sensory stimuli.

Introduction

This paper intends to contribute to the ongoing debate about the neural correlate(s) of consciousness from the viewpoint of a particular experimental approach: the study of distributed neuronal processing and of dynamic interactions that implement specific bindings in neural network architectures. The now-classical notion of binding and the search for potential binding mechanisms has received increasing attention during

* This paper is a modified version of a target article written for the third electronic seminar of the Association for the Scientific Study of Consciousness (ASSC), published in the internet at <http://www.phil.vt.edu/ASSC/engel/Engel.html>. Some of the ideas have been presented on the occasion of an evening lecture at the Wissenschaftskolleg (23 April 1998) entitled "Gehirn und Gestalt – Neuronale Grundlagen von Wahrnehmung und Bewußtsein".

the past decade. First introduced in the psychological discourse, the issue of binding has now advanced into the focus of research also in other disciplines within cognitive science, such as neural network modelling, the philosophy of mind and cognitive neuroscience.

In all these domains, the problem has been identified that encoding and retrieval of information in neuronal networks requires some sort of binding mechanism that allows the expression of specific relationships between elementary processors. This binding problem arises for several reasons: first, information processing underlying cognitive functions is typically distributed across many network elements and, thus, one needs to identify those neurons or network nodes that currently participate in the same cognitive process. Second, perception of and action in a complex environment usually require the parallel processing of information related to different objects or events that have to be kept apart to allow sensory segmentation and goal-directed behaviour. Thus, for example, neuronal activity pertaining to a particular object needs to be distinguished from unrelated information in order to avoid confusion and erroneous conjunctions (von der Malsburg, 1981). Third, it has been claimed that specific yet flexible binding is required within distributed activation patterns to allow the generation of syntactic structures and to account for the systematicity and productivity of cognitive processes (Fodor and Pylyshyn, 1988). Fourth, many cognitive functions imply the context-dependent selection of relevant information from a richer set of available data. It has been suggested that appropriate binding may be a prerequisite for the selection and further joint processing of subsets of information (Singer et al., 1997). These arguments suggest that cognitive functions require the implementation of binding mechanisms in the distributed networks subserving these functions.

In what follows, I want to focus on the idea that some kind of binding mechanism may also be critical for the establishment of conscious mental states. In recent years, several authors have emphasized a close link between binding and consciousness, following the intuition that consciousness requires some kind of integration, or coherence, of mental contents. Damasio (1990) has suggested that conscious recall of memory contents requires the binding of distributed information stored in spatially separate cortical areas. In various publications, Crick and Koch have discussed the idea that binding may be intimately related to the neural mechanisms of sensory awareness (Crick and Koch, 1990). According to their view, only appropriately-bound neuronal activity can enter short-term memory and, hence, become available for access to phenomenal consciousness. Llinás and coworkers (1994) have proposed that arousal and awareness require the binding of sensory information, which is imple-

mented by interactions between specific and nonspecific thalamocortical loops. Recently, Metzinger (1995) has extended this discussion by speculating that binding mechanisms might account not only for low-level properties of phenomenal consciousness like the holistic character of perceptual objects, but also for the formation of a phenomenal self-model and its embedding in a global world-model.

In the context of the present paper, discussion of the consciousness issue will be restricted to one particular aspect, namely, sensory awareness. With many authors, I share the view that sensory awareness is one of those facets of consciousness that is (probably) most easily accessible, both in terms of experimental quantification and theoretical explanation (Crick and Koch, 1990). Furthermore, there can be little doubt that we have this basic form of phenomenal consciousness in common with many other species (presumably at least with most other higher mammals). Thus, it is conceivable that research on animals can contribute substantially to explaining this aspect of consciousness, which may not hold for many higher-order features of consciousness, that require, for instance, a language system or an elaborated self-model.

There seems to be wide agreement that awareness as the basic form of phenomenal consciousness has the following prerequisites (Crick and Koch, 1990): first, generating sensory awareness seems to involve some form of attention mechanism, i.e., a mechanism that selects relevant information and enhances its impact on subsequent processing stages. Second, awareness presumably requires working memory, which allows the short-term storage of episodic contents. Third, awareness seems to presuppose the capacity for structured representation, i.e., the ability to achieve coherence in the contents of mental states and to establish specific relationships between representational items. The basic assumption made in the following is that all three capacities are, on the one hand, closely related to each other and, on the other hand, strongly dependent on binding mechanisms implemented in sensory systems. As one particular candidate for the latter, I will discuss dynamic binding by the transient and precise synchronization of neuronal discharges (Engel et al., 1997; Singer et al., 1997). As I will argue, there is now empirical evidence suggesting that temporal binding may be crucial for generating functionally efficacious representational states and for the selection of perceptually or behaviourally relevant information.

The concept of temporal binding

The concept of dynamic binding by the synchronization of neuronal discharges has been developed mainly in the context of perceptual processing. One source of inspiration for this model has come from the insight that perception, like most other cognitive functions, is based on highly parallel information-processing carried out by numerous brain areas. A paradigmatic case is provided by visual processing, which shows a highly distributed organization. In monkeys, anatomical and physiological studies have led to the identification of more than 30 distinct visual areas in the cortex (Felleman and Van Essen, 1991). This parcellation is assumed to reflect some kind of functional specialization, since neurons in each of these visual areas are, at least to some degree, selective for characteristic subsets of object features. Thus, for instance, some areas contain cells responding to the colour of objects, while others primarily process information about the form of an object or its direction of motion in the visual field. As a consequence of this functional specialization, any object present in the field of view will activate neurons in many cortical areas simultaneously. The highly complex organization of visual processing naturally raises the question of how distributed neuronal responses can be integrated, which seems necessary to enable the brain to represent and store information about the external world in a useful way.

It has been suggested that the binding problem arising in distributed sensory networks may be solved by a mechanism that exploits the temporal aspects of neuronal activity (von der Malsburg, 1981; for review, see Engel et al., 1997; Singer et al., 1997). The prediction is that neurons that respond to the same sensory object might fire their action potentials in temporal synchrony (with a precision in the millisecond range). However, no such synchronization should occur between cells that are activated by different objects appearing in sensory space (Fig. 1). Such a temporal integration mechanism would provide an elegant solution to the binding problem since, on the one hand, the synchrony would selectively tag the responses of neurons that code for the same object and, on the other hand, demarcate their responses from those of neurons activated by other objects. This highly selective temporal structure would allow the establishment of a distinct representational pattern (a so-called assembly) for each object and, thus, would enable the visual system to achieve figure-ground segregation. On the other hand, such a temporal binding mechanism could also serve to establish relationships between neuronal responses over large distances and, thus, solve the problems imposed by the anatomical segregation of specialized processing areas.

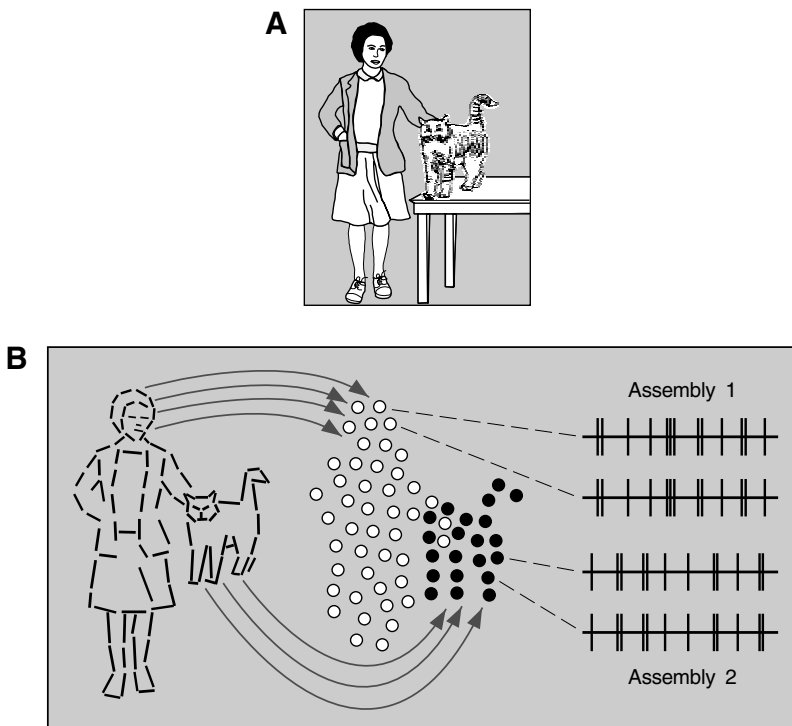


Fig. 1: Establishment of coherent representational states by temporal binding. (A) Example of a visual scene. (B) The model assumes that objects are represented in the visual cortex by assemblies of synchronously firing neurons. In this example, the lady and her cat would each be represented by one such assembly (indicated by open and filled symbols, respectively). These assemblies comprise neurons that detect specific features of visual objects (such as the orientation of contour segments) within their receptive fields (left). The relationship between the features can then be encoded by the temporal correlation among these neurons (right). The model assumes that neurons that are part of the same assembly fire in synchrony whereas no consistent temporal relation is found between cells belonging to different object representations.

This strategy of temporal binding exhibits a number of crucial advantages. First, it preserves the general advantages of distributed coding schemes such as robustness against loss of network elements and richness of representations that contain explicit information about object features and do not only signal the presence of the object (like a small set of cardinal cells would do). Second, this strategy enhances processing speed,

because binding can, in principle, occur using the very first spikes of a response (Singer et al., 1997). Third, temporal binding alleviates superposition problems that occur in conventional distributed systems that operate solely on the basis of average firing rates (von der Malsburg, 1981). The reason is that using synchrony as an additional coding dimension allows the dissociation of the binding code from the feature code (object features being signalled by firing rates). This allows the coactivation of multiple assemblies without confusion, because the temporal relationship between neuronal discharges permits the unambiguous distinction of subsets of functionally related responses. Fourth, temporal binding provides an efficient mechanism for the selection of assemblies for further processing (Singer et al., 1997), because precisely synchronized spikes constitute highly salient events that can be detected by coincidence-sensitive neurons in other brain areas (König et al., 1996).

It should be noted at this point that, although the temporal binding model has mainly been elaborated with respect to the visual modality, it can be generalized, because binding problems similar to those described here for vision have to be coped with by other systems as well. Obviously, the problem of perceptual integration merely exemplifies a much more general problem of integration that always occurs in neuronal networks operating on the basis of coarse coding and distributed representation. Since information processing in other sensory modalities and in the motor system is also highly parallel, the needs to organize and bind distributed responses are similar to those encountered in the visual system. Furthermore, information must be flexibly coordinated both across sensory modalities and between sensory and motor processes to allow adaptive behaviour of the organism. The hypothesis pursued here therefore predicts that temporal binding mechanisms should exist not only in the visual system, but in other cortical systems as well, and, moreover, that synchrony should occur between different systems.

In the present context, the most spectacular extension of the concept of temporal binding has been its application to the issue of consciousness by Crick and Koch. As already mentioned, they have argued for a close relationship between binding and sensory awareness (Crick and Koch, 1990). Beyond that, they were the first to suggest that it could be a temporal binding mechanism of the kind discussed here that is required for the establishment of awareness. Inspired by the finding that visual stimuli can elicit synchronized oscillatory activity in the visual cortex (Eckhorn et al., 1988; Gray et al., 1989), they proposed that an attention mechanism induces synchronous oscillations in selected neuronal populations and that this temporal structure would facilitate transfer of the encoded information to working memory. The provocative

scent of this hypothesis comes from the authors' implicit assumption that these are not merely necessary, but indeed sufficient conditions for the occurrence of awareness. At the time it was published, Crick and Kochs speculative proposal was not supported by experimental evidence. In the present contribution, I will discuss more recent results that suggest that temporal binding may indeed be a prerequisite for the access of information to phenomenal consciousness. However, although largely in line with the Crick and Koch hypothesis, the present data do not seem to support the conclusion that the synchronization of assemblies would constitute a sufficient condition for the production of awareness.

Physiological evidence for the functional relevance of temporal binding

By now, the synchronization phenomena predicted by the temporal binding hypothesis are well documented for a wide variety of neural systems. It is well established that neurons in both cortical and subcortical centers can synchronize their discharges with a precision in the millisecond range (for review, see Engel et al., 1997; Singer et al., 1997). This has been demonstrated in particular for the visual system, but similar observations have been made for the other sensory systems, for the motor system, and for cortical association areas. In the following, we will focus on experimental data suggesting that the observed synchrony does indeed serve the binding and selection of functionally related responses. This data has been obtained mainly in experiments on cats and monkeys, but presumably the results can be generalized to the human brain, where recent EEG and MEG studies have provided evidence for similar synchronization phenomena.

For the case of the visual system, the temporal binding model predicts a synchronization of spatially separate cells within individual visual areas to account for the integration of perceptual information across different locations in the visual field. In addition, synchrony should occur across large distances in the cortex to allow for binding between visual areas involved in the analysis of different object features. According to the temporal binding model, this would be required for the full representation of objects. Both predictions have been confirmed experimentally. In cats and monkeys (both in the anesthetized and awake preparation), synchrony has been observed within striate and extrastriate visual areas (e.g. Eckhorn et al., 1988; Gray et al., 1989; Kreiter and Singer, 1996). Moreover, it has been shown that response synchronization can extend well beyond the borders of a single visual area. Thus, for instance, correlated firing has

been observed between neurons located in different cerebral hemispheres (Engel et al., 1991a). In terms of the temporal binding hypothesis, this result is important, because interhemispheric synchrony is required to bind the features of objects extending across the midline of the visual field. In addition, temporal correlations have been studied for neurons located in different areas of the same hemisphere. Finally, recent evidence shows that synchronous firing is not confined to the cortex, but occurs also in subcortical visual structures such as the retina, the lateral geniculate nucleus and the superior colliculus (Neuenschwander and Singer, 1996; Brecht et al., 1998).

Studies in non-visual sensory modalities and in the motor system provide evidence for very similar synchronization phenomena. Synchronization is well known to occur in the olfactory system of various vertebrate and invertebrate species, where these phenomena have been related to the processing of odor information (Laurent, 1996). Moreover, in both the auditory (deCharms and Merzenich, 1996) and the somatosensory cortex (Murthy and Fetz, 1992), precise neuronal synchronization has been observed. Furthermore, neuronal interactions with a precision in the millisecond range have been described in the hippocampus (Buzsáki and Chrobak, 1995) and in the frontal cortex (Vaadia et al., 1995). Finally, similar evidence is available for the motor system, where neural synchronization has been discovered during both the preparation and the execution of movements (Murthy and Fetz, 1992).

Although the temporal binding model offers an attractive conceptual scheme for understanding the binding and selection of distributed neuronal responses, definitive evidence that the brain actually uses synchronization in exactly this way has not yet been obtained. However, a number of findings strongly suggest that the synchrony is indeed functionally relevant. One important result supporting the temporal binding model is that neuronal synchronization in the visual system depends on the stimulus configuration (Fig. 2). It was demonstrated that spatially separate cells show strong synchronization only if they respond to the same visual object. However, if responding to two independent stimuli, the cells fire in a less correlated manner or even without any fixed temporal relationship (Gray et al., 1989; Engel et al., 1991b; Kreiter and Singer, 1996). The experiments demonstrate that Gestalt criteria such as continuity or coherent motion, which have psychophysically been shown to support perceptual grouping, are important for the establishment of synchrony among neurons in the visual cortex. These data strongly support the hypothesis that correlated firing provides a dynamic mechanism which permits binding and response selection in a flexible manner.

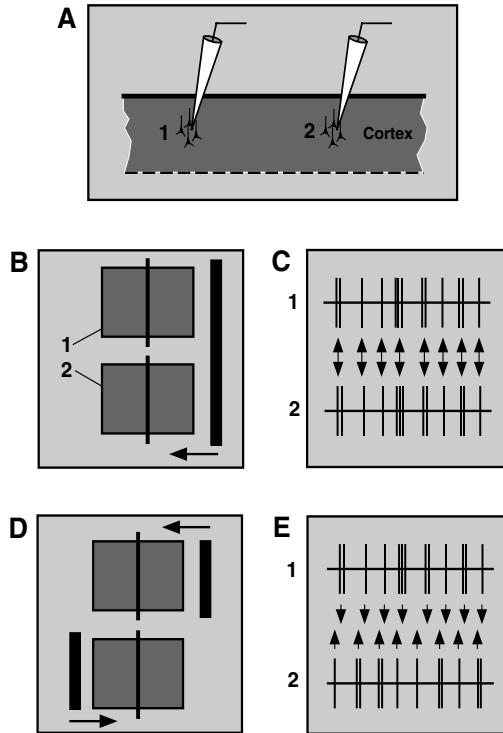


Fig. 2: Synchrony in visual cortex is dependent on the configuration of visual stimuli. (A) Typically, activity of spatially separate cell groups (1, 2) is recorded with two microelectrodes. The neurons can then be activated using different stimulus paradigms. (B, C) If a single coherent object is moved across the receptive fields (1, 2), the cells at the two recording sites are synchronously active (arrows in C). (D, E) Activation of the same neurons with two different objects moving in opposite directions does not induce synchrony (cf. offset of arrowheads in E).

Additional evidence that neuronal synchronization is indeed functionally relevant and related to the animal's perception is provided by experiments on cats with convergent squint (Roelfsema et al., 1994). Subjects with this type of strabismus often use only one eye for active fixation. The non-fixating eye then develops a syndrome of perceptual deficits called strabismic amblyopia. Symptoms of strabismic amblyopia include a reduced acuity of the affected eye, temporal instability and spatial distortions of the visual image, and the so-called crowding phenomenon, i.e., discrimination of details is worse if other contours are nearby. Clearly, at

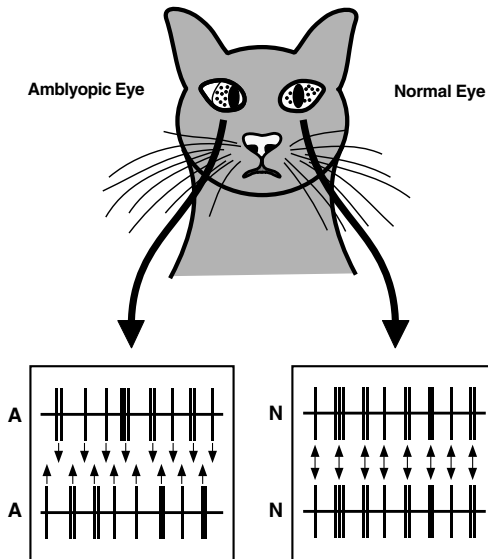


Fig. 3: Neuronal synchronization in the primary visual cortex of animals with strabismic amblyopia. Experiments were performed on cats with a convergent squint (in this case an inward deviation of the animal's right eye). The deviating eye develops a specific perceptual deficit denoted as strabismic amblyopia. The lower panel illustrates the temporal correlation between neurons driven by the amblyopic eye ("A", left) and the normal eye ("N", right), respectively. Temporal correlation is strong if both recording sites are driven by the normal eye (arrows). Synchronization is, however, much weaker or absent between cells dominated by the amblyopic eye (A).

least some of these deficits indicate a reduced capacity to integrate visual information and an impairment of the mechanisms responsible for feature binding. The results of the correlation study by Roelfsema et al. (1994) indicate that these perceptual deficits may be due to a disturbance of intracortical interactions. Thus, clear differences were observed in the synchronization of cells driven by the normal and the amblyopic eye, respectively (Fig. 3). In the primary visual cortex, responses of neurons activated through the amblyopic eye showed a much weaker correlation than the discharges of neurons driven by the normal eye. Surprisingly, however, in terms of average firing rates, the responses of neurons driven by the normal and amblyopic eye were indistinguishable. These results indicate that strabismic amblyopia is accompanied by a selective impairment of intracortical interactions that synchronize neurons responding to coherent stimuli. As mentioned above, most of the problems in amblyopic vision

result from an improper segregation of features and from the formation of false conjunctions. Therefore, the fact that the only measurable abnormality correlating with the perceptual deficit was the reduced synchronicity is in good agreement with the hypothesis that synchronization is employed for feature binding and serves to disambiguate distributed response patterns.

Evidence for a functional role of neural synchrony is also provided by recent studies of sensorimotor interactions. Synchronization between sensory and motor assemblies has been investigated in a recent study on awake behaving cats that were trained to perform a visuomotor coordination task (Roelfsema et al., 1997). In these animals, neural activity was recorded with electrodes chronically implanted in various areas of the visual, parietal and motor cortex. The results of this study show that synchronization of neural responses occurs not only within the visual system, but also between visual and parietal areas as well as between the parietal and motor cortex. Importantly, the interareal interactions changed dramatically in different behavioural situations. Precise neuronal synchronization between sensory and motor areas occurred specifically in those task epochs in which the animal had to process visual information attentively to direct the required motor response. The observations of this study suggest that synchrony may indeed be relevant for visuomotor coordination and may serve the linkage of sensory and motor aspects of behaviour. The specificity of such interactions might allow, for instance, the selective channeling of sensory information to different motor programs that are concurrently executed. Similar conclusions are suggested by recent studies in monkeys, where synchronization between sensory and motor cortical areas has also been reported (Murthy and Fetz, 1992).

Another example of the potential relevance of synchrony for sensorimotor transformations is provided by the interaction of cortical assemblies with subcortical integrative structures such as the superior colliculus. Recent experiments in the cat show that neurons in visual cortical areas can synchronize, via the corticotectal pathway, with cells in the superficial layers of the colliculus (Brecht et al., 1998). These studies have revealed the occurrence of precise temporal relationships between cortical and collicular neurons. Moreover, it was shown that corticotectal interactions are strongly dependent on the temporal coherence of cortical activity. This finding is consistent with the idea that the temporal organization of activity patterns determines the efficiency of the output of the visual cortex. More recent experiments have directly tested the role of synchrony for the selection of targets during the animal's orienting responses, which are mediated by the superior colliculus (Brecht et al., 1997). These experiments investigated how electrically evoked saccadic eye movements were

affected by varying the temporal relation between microstimulation trains applied at two different sites in the colliculus. Synchronous activation of two collicular sites led to vector averaging, i.e., to movements along a vector corresponding to the mean of the saccades evoked by stimulating the two sites individually. In contrast, asynchronous stimulation (10ms or 5ms offset between the pulses of the two stimulation trains) led to vector summation, i.e., in this case, the saccades had the same direction as those evoked by synchronous pulse trains, but showed approximately double amplitude. These data show that vector averaging in the colliculus is restricted to synchronously active cells, whereas small temporal phase-shifts lead to a radically different motor strategy. This strongly suggests that synchrony in the millisecond range is an important determinant for the motor output in sensorimotor loops that read the temporally encoded information from sensory assemblies.

Binding and phenomenal consciousness: experiments on binocular rivalry

The experimental data discussed in the preceding section clearly argues for the importance of synchrony in the establishment of coherent sensory representations and for sensorimotor integration. Recent evidence indicates that these synchronization phenomena may also be relevant for the build-up of phenomenal states and the selection of visual information for access to awareness. This is suggested by experiments in which we recorded neuronal responses from the visual cortex of strabismic cats under conditions of binocular rivalry (Fries et al., 1997). Binocular rivalry is a particularly interesting case of dynamic response selection that occurs when the images in the two eyes are incongruent and cannot be fused into a coherent percept. In this case, only signals from one of the two eyes are selected and perceived, whereas those from the other eye are suppressed. In normal subjects, perception alternates between the stimuli presented to left and right eye, respectively. The important point is that this shift in perceptual dominance can occur without any change in the physical stimulus. Obviously, this experimental situation is particularly revealing for the issue at stake, because neuronal responses to a given stimulus can be studied either with or without being accompanied by awareness (Crick and Koch, 1990) and, thus, there is a chance of revealing the mechanisms leading to the selection of perceptual information.

Previous studies have examined the hypothesis that response selection in binocular rivalry is achieved by a modulation of firing rate. In these experiments, a number of different visual cortical areas were recorded in

awake monkeys experiencing binocular rivalry. With respect to early processing stages (visual areas V1, V2, V4, MT), the results were not conclusive (Logothetis and Schall, 1989; Leopold and Logothetis, 1996). The fraction of neurons that decreased their firing rates upon suppression of the stimulus to which they responded was about the same as the fraction of cells that increased their discharge rate, and, altogether, response amplitudes changed in less than 50% of the neurons when eye dominance switched. A clear and positive correlation between firing rate and perception was found only in the inferotemporal cortex, i.e. at a relatively late stage of visual processing (Sheinberg and Logothetis, 1997).

In our study (Fries et al., 1997), we have investigated the hypothesis that response selection in early visual areas might be achieved by modulation of the synchronicity rather than the rate of discharges. These measurements were performed in awake cats with wire electrodes chronically implanted in areas 17 and 18. The animals were subjected to dichoptic visual stimulation, i.e., patterns moving in different directions were simultaneously presented to the left and the right eye. Perceptual dominance for a given set of stimuli was inferred from the direction of eye movements induced by the drifting gratings (the so-called optokinetic nystagmus), which were recorded by periorbital electrodes (during correlation measurements, however, precautions were taken to minimize eye movements; for details, see Fries et al., 1997). As a baseline, neuronal responses were also recorded under monocular stimulation conditions. The results obtained with this experimental approach show that visual cortical neurons driven by the dominant and the suppressed eye, respectively, differ neither in the strength nor in the synchronicity of their response to monocular visual stimulation. They show, however, striking differences with respect to their synchronization behaviour when exposed to the rivalry condition (Fig. 4). Neurons representing the stimulus that wins in rivalry and is perceived increase their synchrony, whereas cells processing the suppressed visual pattern decrease their temporal correlation. However, no differences were noted under the rivalry condition for the discharge rates of cells responding to the dominant and the suppressed eye, respectively.

These results show that, in areas 17 and 18 of awake, strabismic cats, dynamic selection and the suppression of sensory signals are associated with modifications of the synchrony rather than the rate of neuronal discharges. This suggests that, at an early level of visual processing, it is the degree of synchronicity rather than the amplitude of responses that determines which of the input signals will be processed further and then support perception and oculomotor responses. Changes in synchronicity at early stages of processing are bound to result in changes of discharge rate

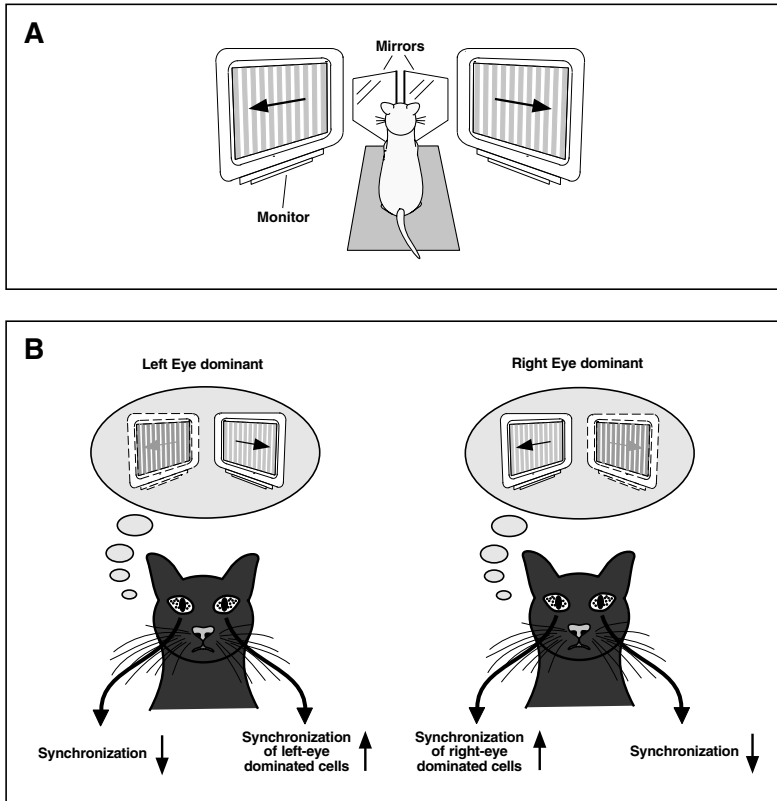


Fig. 4: Neuronal synchronization under binocular rivalry. (A) To induce binocular rivalry, two mirrors are mounted in front of the animal's head such that the eyes are viewing different stimuli. (B) Under this condition, animals as well as humans alternate between two perceptual states. In certain episodes (left), the pattern presented to the left eye will dominate perception, while the information conveyed by the right eye is suppressed and excluded from perception. In other instances (right), the opposite effect may occur, leading to perceptual dominance of the pattern presented to the right eye. As indicated in the bottom panel, synchrony will increase between neurons that represent the perceived stimulus, while it decreases between cells responding to the suppressed pattern. Thus, for instance, during dominance of the left eye (bottom left), neurons driven by this eye will increase their temporal correlation, but correlation becomes weaker for cells driven by the right eye.

at later stages. Thus, the rate changes observed with perceptual rivalry in higher cortical areas (Scheinberg and Logothetis, 1997) could be secondary to modifications of neuronal synchronization at lower levels of processing. In the present context, the important conclusion from these experiments is that only strongly synchronized neuronal responses can contribute to awareness and conscious phenomenal states. The data suggest that the activation of feature-detecting cells is, as such, not sufficient to grant access of the encoded information to consciousness (note that the cells representing the suppressed stimulus still respond well). Rather, to be functionally effective and to be selected for perception, neurons have to be strongly synchronized and bound into assemblies. In this respect, the data support the proposal by Crick and Koch (1990) that neuronal synchronization may be a necessary condition for the occurrence of awareness. Admittedly, this conclusion rests on the assumption that sensory awareness of the stimulus correlates well with the oculomotor behaviour that we have used as an indirect measure of the cats perceptual state. However, this correspondence has been well established in humans, where a nearly perfect correlation has been found between the direction of the pursuit phase of the optokinetic nystagmus and the perceived direction of motion (Fox et al., 1975), meaning that, in the rivalry situation, it is impossible to track one of the patterns with the eyes but consciously perceive the other.

Conclusions

In this paper, I have discussed the concept of temporal binding and its application to the issue of sensory processing and perceptual awareness. The basic assumption is that synchrony is introduced as an additional coding dimension which complements the conventional rate code. While the latter serves the coarse coding of representational contents, the former may permit the dynamic expression of specific relations within a network. In this way, the combination of two different coding strategies could allow the multiplexing of different types of information within the same activity patterns and, thus, could enhance the representational power of distributed systems. As discussed above, the available data suggest that a temporal binding mechanism may indeed exist in the brain. Rather than being a futile epiphenomenon of network connectivity, precise synchronization of neuronal discharges seems to be functionally relevant for the binding of distributed responses in a wide variety of neural systems. In sensory systems, temporal binding may serve perceptual grouping and, thus, constitute an important prerequisite for scene segmentation and object recognition. Moreover, temporal binding may be

involved in sensorimotor integration, i.e., in establishing selective links between sensory and motor aspects of behaviour.

The crucial advantage of temporal binding is that it could permit the rapid and reliable selection of perceptually or behaviorally relevant information. Because precisely synchronized discharges have a high impact on the respective postsynaptic cells, the information tagged by such a temporal label could be rapidly and preferentially relayed to other processing centers (Singer et al., 1997). As proposed here, such a process of response selection, which is based on temporal correlation among subsets of activated neurons, may be an integral part of the mechanisms responsible for perceptual awareness. As shown by the experiments on binocular rivalry, the selection of visual information for perception is associated with an enhanced synchronization of the respective neuronal populations. Therefore, temporal binding may indeed be a necessary condition for the occurrence of awareness and the establishment of conscious phenomenal states.

Thus, studying the dynamics of neuronal interactions may be particularly rewarding in the search for the neural correlates of consciousness. The important point of the results presented here is that, at least in early stages of sensory processing, the degree of synchronicity predicts reliably whether neural activity will contribute to conscious experience or not. Therefore, experiments designed to investigate neuronal synchronization may help to identify the selection mechanisms that are required for phenomenal consciousness. At this point, we have deliberately restricted our discussion to the issue of awareness, because it seems that, based on the present data, one can hardly argue for a relevance of binding mechanisms for other forms of consciousness. However, it has been speculated that temporal binding may also account for higher-order properties of phenomenal consciousness (Metzinger, 1995) – an exciting possibility that clearly awaits further research.

References

- Brecht M, Singer W, Engel AK (1997) “Collicular saccade vectors defined by synchronization”. *Society for Neuroscience Abstracts* 23: 843
- Brecht M, Singer W, Engel AK (1998) “Correlation analysis of cortico-tectal interactions in the cat visual system”. *Journal of Neurophysiology* 79: 2394–2407
- Buzsáki G, Chrobak JJ (1995) “Temporal structure in spatially organized neuronal ensembles: a role for interneuronal networks”. *Current Opinion in Neurobiology* 5: 504–510

- Crick F, Koch C (1990) "Towards a neurobiological theory of consciousness". *Seminars in Neurosciences* 2: 263–275
- Damasio AR (1990) "Synchronous activation in multiple cortical regions: a mechanism for recall". *Seminars in Neurosciences* 2: 287–296
- deCharms RC, Merzenich MM (1996) "Primary cortical representation of sounds by the coordination of action-potential timing". *Nature* 381: 610–613
- Eckhorn R, Bauer R, Jordan W, Brosch M, Kruse W, Munk M, Reitboeck HJ (1988) "Coherent oscillations: a mechanism for feature linking in the visual cortex?" *Biological Cybernetics* 60: 121–130
- Engel AK, König P, Kreiter AK, Singer W (1991a) "Interhemispheric synchronization of oscillatory neuronal responses in cat visual cortex". *Science* 252: 1177–1179
- Engel AK, König P, Singer W (1991b) "Direct physiological evidence for scene segmentation by temporal coding". *Proceedings of the National Academy of Sciences USA* 88: 9136–9140
- Engel AK, Roelfsema PR, Fries P, Brecht M, Singer W (1997) "Role of the temporal domain for response selection and perceptual binding". *Cerebral Cortex* 7: 571–582
- Felleman DJ, Van Essen DC (1991) "Distributed hierarchical processing in the primate cerebral cortex". *Cerebral Cortex* 1: 1–47
- Fodor JA, Pylyshyn ZW (1988) "Connectionism and cognitive architecture: a critical analysis". *Cognition* 28: 3–71
- Fox R, Todd S, Bettinger LA (1975) "Optokinetic nystagmus as an objective indicator of binocular rivalry". *Vision Research* 15: 849–853
- Fries P, Roelfsema PR, Engel AK, König P, Singer W (1997) "Synchronization of oscillatory responses in visual cortex correlates with perception in interocular rivalry". *Proceedings of the National Academy of Sciences USA* 94: 12699–12704
- Gray CM, König P, Engel AK, Singer W (1989) "Oscillatory responses in cat visual cortex exhibit inter-columnar synchronization which reflects global stimulus properties". *Nature* 338: 334–337
- König P, Engel AK, Singer W (1996) "Integrator or coincidence detector? The role of the cortical neuron revisited". *Trends in Neurosciences* 19: 130–137
- Kreiter AK, Singer W (1996) "Stimulus-dependent synchronization of neuronal responses in the visual cortex of awake macaque monkey". *Journal of Neuroscience* 16: 2381–2396
- Laurent G (1996) "Dynamical representation of odors by oscillating and evolving neural assemblies". *Trends in Neuroscience* 19: 489–496

- Leopold DA, Logothetis NK (1996) "Activity changes in early visual cortex reflect monkeys' percepts during binocular rivalry". *Nature* 379: 549–553
- Llinás R, Ribary U, Joliot M, Wand X-J (1994) "Content and context in temporal thalamocortical binding". In: Buzsáki G et al. (eds) *Temporal Coding in the Brain*. Berlin: Springer, pp 251–272
- Logothetis NK, Schall JD (1989) "Neuronal correlates of subjective visual perception". *Science* 245: 761–763
- Metzinger T (1995) "Faster than thought. Holism, homogeneity and temporal coding". In: Metzinger T (ed) *Conscious Experience*. Paderborn: Schöningh, pp 425–461
- Murthy VN, Fetz EE (1992) "Coherent 25- to 35-Hz oscillations in the sensorimotor cortex of awake behaving monkeys". *Proceedings of the National Academy of Sciences USA* 89: 5670–5674
- Neuenschwander S, Singer W (1996) "Long-range synchronization of oscillatory light responses in the cat retina and lateral geniculate nucleus". *Nature* 379: 728–733
- Roelfsema PR, König P, Engel AK, Sireteanu R, Singer W (1994) "Reduced synchronization in the visual cortex of cats with strabismic amblyopia". *European Journal of Neuroscience* 6: 1645–1655
- Roelfsema PR, Engel AK, König P, Singer W (1997) "Visuomotor integration is associated with zero time-lag synchronization among cortical areas". *Nature* 385: 157–161
- Sheinberg DL, Logothetis NK (1997) "The role of temporal cortical areas in perceptual organization". *Proceedings of the National Academy of Sciences USA* 94: 3408–3413
- Singer W, Engel AK, Kreiter AK, Munk MHJ, Neuenschwander S, Roelfsema PR (1997) "Neuronal assemblies: necessity, significance, and detectability". *Trends in Cognitive Sciences* 1: 252–261
- Vaadia E, Haalman I, Abeles M, Bergman H, Prut Y, Slovin H, Aertsen A (1995) "Dynamics of neuronal interactions in monkey cortex in relation to behavioural events". *Nature* 373: 515–518
- von der Malsburg C (1981) "The correlation theory of brain function". Internal Report 81–2. Göttingen. Max-Planck-Institute for Biophysical Chemistry. Reprinted (1994) in: Domany E, van Hemmen JL, Schulten K (eds) *Models of Neural Networks II*. Berlin: Springer, pp 95–119

Mushirul Hasan

Memories of a Fragmented Nation: Rewriting the Histories of India's Partition¹

Today I am asking Waris Shah to speak from the grave,
To turn the page of the book of love. Once the daughter of the Punjab wept,
and you wrote endlessly.
Today Lakhs [100,000s] of daughters are weeping and they are imploring you
Waris Shah
Get up, you who sympathise with our grief, get up and see your Punjab.
Today there are corpses everywhere, and the Chenab is filled with blood.
Somebody has mixed poison in all the five rivers,
The rivers we use to water our fields ...

When I think of Lahore, I go back to the days of my youth just before the Partition. Life then was so romantic, slow, deep and beautiful. Really, they were good times, they were great times.²

I hope that one day ... displaced families on both sides of the fence will at least be able to freely cross the borders and show their grandchildren where their grandparents had once lived and belonged. The day such a change comes about, I shall be the first to cross the Wagah or Hussainiwallah border posts to take my granddaughter to Lahore, and show her the home of my youthful dreams. – 91, Garden Town³

¹ This paper does not cover the historical writings on Bengal province, especially Bangladesh, where the histories of Partition have been written differently since 1971. For a recent insight and references to other works, see Willem van Schendel & Eric Jan Zürcher (eds.), *Opting Out of the Nation: Identity Politics in Central, South and West Asia* (London, 1998).

² Krishna Sobti, "In conversation with Alok Bhalla", in Geeti Sen (ed.), *Crossing Boundaries* (Delhi, 1997), p. 78.

³ N.N. Vohra, "91, Garden Town", *Ibid.*, p. 54.

I

The countdown to 15 August 1997, India's fiftieth year of Independence, generated an extraordinary interest in plotting the history of Partition.⁴ One wonders why painful memories and traumatic experiences were revived on such an occasion, why the nostalgia and the celebration of the dead?⁵ Was it because there was not much to celebrate? Or did the occasion itself finally sensitise sections of the intelligentsia to the painful legacy of a brutal past? Amrita Pritam, the noted Punjabi writer who lived in Lahore before moving to Delhi in 1947 and whose celebrated poem quoted in the epigraph became one of the most influential and representative works on Partition, recalled: "What I am against is religion – the Partition saw to that. Everything I had been taught – about morals, values and the importance of religion – was shattered. I saw, heard and read about so many atrocities committed in the name of religion that it turned me against any kind of religion and revolution".⁶

⁴ Some years ago, the historian Gyanendra Pandey complained that the history of violence accompanying Partition had not been written. Recently, Ashis Nandy bemoaned that the finest creative minds of India had maintained a profound, almost cultivated silence about Partition and the bloodbath. *Times of India*, 20 July 1997. See also Urvashi Butalia on the "Official Silence", *Hindu*, 21 September 1997. My principal interest in this essay centres on articles published in newspapers, magazines and journals during the fiftieth year of Independence. I have, however, used scholarly writings, mostly published in 1996–97, to comment on the theme of Partition.

The Delhi-based weekly newsmagazine, *Outlook*, brought out a special issue on 28 May 1997. The *Asian Age*, edited by M.J. Akbar, published extracts from books on Partition, personal memories, recollections and interviews. See, for example, the reports of the Reuters correspondent Don Campbell, who arrived in India in March 1947 and spent the next 15 months in Delhi. Coverage in the newspaper *Hindu* (Delhi) was also quite extensive. The impressions of Phillips Talbot, an American, were particularly interesting.

⁵ For example, Urvashi Butalia, "Blood", *Granta* (London), March 1997; *The Other Side of Silence: Voices From the Partition of India* (Delhi, 1998); Sunil Mehra, "Sufferers and Survivors", *Outlook*, 28 May, 1997, pp. 32–33; "Bridging a Great Divide", *India Today*, 18 August 1997; Anita Mukhopadhyaya, "The Last Journey", *Hindu*, 31 August 1997; Ajeet Cour, "I've seen rootless trees wobbling and walking", *Hindustan Times*, 4 January 1998 (Courtesy: Nonica Datta); C.M. Naim, "Pakistan or Hindustan", *Communalism Combat*, September 1997; "India's unforgettable divide", *Guardian* (London), 30 July 1997; Iqbal Masud, *Dream Merchants, Politicians & Partition: Memoirs of an Indian Muslim* (Delhi, 1997).

⁶ *Femina* (Bombay), 1 August 1997. I am grateful to Nonica Datta for this reference.

Sure enough, a common refrain in popular and scholarly writings was that the country's division was a colossal tragedy, a man-made catastrophe brought about by hot-headed and cynical politicians who failed to grasp the implications of division along religious lines.⁷ For a change, the focus was on the popular experience of violence and displacement,⁸ on the impact of Partition on the lives of hundreds of millions, including the trauma of women,⁹ and the great variety of meanings they attached to the upheaval in and around their homes, fields and factories.¹⁰ Although one should not make too much of this shift in emphasis, the inclination to sideline the prominent national leaders in the Partition debates was in large part an expression of growing disillusionment with high politics and its post-colonial practitioners.

The mood reflected in popular literature was decisively against the leaders of the subcontinent and their inability to resolve their perennial disputes over power-sharing. Doubtless, the colonial government's role in exacerbating Hindu-Muslim rivalries and the "communal" implications of Bengal's partition in 1906 were recounted. So also the political blunders committed by Wavell during his inglorious years in the viceregal lodge, the impetuosity of Mountbatten, who revelled in his role as arbiter, the destiny of millions resting light on him, the collapse of the machinery of law and order, which was kept in a state of readiness to protect the Europeans but not the hapless victims of a civil war, and, finally, the arbitrary demarcation of the border by a British jurist who had neither been to India nor shown interest in Indian affairs.¹¹ "Nothing", com-

⁷ For example, Patrick French, *Liberty or Death: India's Journey to Independence and Division* (London, 1997).

⁸ See, for example, the scholarly contributions of Gyanendra Pandey, "Community and Violence", *Economic and Political Weekly (EPW)*, 9 August 1997, and his "Partition and Independence in Delhi: 1947-48", *EPW*, 6 September 1997; also, Azhar Abbas, "The Twice Displaced", *Outlook*, 28 May 1997, p. 66. For insights into ethnic violence in Sri Lanka in 1983 that had many features in common with the Hindu-Muslim riots before and after Independence, see S.J. Tambiah, *Ethnic Fratricide and the Dismantling of Democracy* (Chicago, 1986).

⁹ Butalia, op. cit.; Ritu Menon and Kamla Bhasin, *Borders & Boundaries: Women in India's Partition* (Delhi, 1998).

¹⁰ Mushirul Hasan, *Legacy of a Divided Nation: India's Muslims Since Independence* (London, 1997), and *India Partitioned: The Other Face of Freedom* (Delhi, 1997, 2nd revised edition).

¹¹ For a critique of Mountbatten, see N.N. Vohra, "91 Garden Town" and, from a different perspective, F.S. Aijazuddin "Same to Same", in Sen (ed.), *Crossing Boundaries*.

mented the senior journalist Ajit Bhattacharjea, “could illustrate the callous haste with which Partition was pushed through more strikingly than the last-minute arrangements to demarcate the border”.¹²

According to the same writer, the onus none the less rested on the Indian leaders, many of whom were primarily interested in ensuring that the transfer of power was not delayed and were therefore “unaware and uncaring of the human cost of cutting a border through the heart of populous provinces”.¹³ Illustrating Jawaharlal Nehru’s “lack of touch with grassroots reality” and his “self-delusion” that Pakistan would be compelled by its limitations to return to the greater Indian fold,¹⁴ Bhattacharjea recalled what Nehru told the author Leonard Mosley. “We were tired men”, India’s first Prime Minister said in 1960, “and we were getting on in years too. Few of us could stand the prospect of going to prison again – and if we had stood out for a united India as we wished it, prison obviously awaited us. We saw the fires burning in the Punjab and heard of the killings. The plan of Partition offered a way out and we took it ... We expected that Partition would be temporary, that Pakistan was bound to come back to us”.¹⁵

With the focus on high politics, the same old story goes the rounds with unflinching regularity. The engagement continues to be with the “major” political actors of the 1930s and 40s, who conducted their deliberations lazily in cosy surroundings and presided over the destiny of millions without their mandate. One is still encumbered with the details of what went wrong and who said what from the time the First Round Table Conference was held in London in 1930. Thanks to the publication of the

¹² *Outlook*, 28 May 1997. Notice the following letter from Cyrill Radcliffe to his son: “I thought you would like to get a letter from India with a crown on the envelope. After tomorrow evening nobody will ever again be allowed to use such stationery and after 150 years British rule will be over in India ... I am going to see Mountbatten sworn as the first governor-general of the Indian Union ... and then I station myself firmly on the Delhi airport until an aeroplane from England comes along. Nobody in India will love me for the award about the Punjab and Bengal and there will be roughly 80 million people with a grievance who will begin looking for me. I do not want them to find me. I have worked and travelled and sweated – oh I have sweated the whole time”. Quoted in Sunil Khilnani, *The Idea of India* (London, 1997), p. 201.

¹³ Ajit Bhattacharjea, “Cyril’s Scalpel”, *Outlook*, 23 July 1997, p. 8.

¹⁴ Thus the following view: “Looking back 50 years, the haste and self-delusion of Congress and Muslim leaders that contributed to the bloodiest religious cleansing in history emerges with disturbing clarity”. *Outlook*, 28 May 1997.

¹⁵ Leonard Mosley, *The Last Days of the Raj* (London, 1961), p. 77.

voluminous transfer-of-power documents and the works of Gandhi, Nehru, Mohammad Ali Jinnah, Vallabhbhai Patel and Rajendra Prasad, the spotlight remains on the “mystery” behind the protracted and tortuous negotiations triggered by the Cripps offer and the Cabinet Mission.¹⁶ The bitter and acrimonious exchanges thereafter, which have all along dominated the historiography on nationalism, “communalism” and “Muslim separatism”, continue to haunt present-day writers. The search for the “guilty men”, based on personal reflections/memories or the blunt testimony of the socialist leader Ram Manohar Lohia and the guarded “revelations” of Maulana Abul Kalam Azad, goes on relentlessly.¹⁷ As a result, the historians’ history of Partition “is not a history of the lives and experiences of the people who lived through that time, of the way in which the events of the 1940s were constructed in their minds, of the identities and uncertainties that Partition created or reinforced”.¹⁸

These concerns are not so widely reflected in Pakistan, where it is conveniently assumed that the “Partition issue”, so to speak, was resolved well before 1947 by the weight of the two-nation theory.¹⁹ The result is for everybody to see. Although Jinnah of Pakistan has been placed on a high pedestal by the Cambridge-based scholar Akbar Ahmad, he would

¹⁶ For example, the presidential address delivered by Professor V.N. Datta at the Indian History Congress held in Madras, 1996.

¹⁷ Kuldip Nayar, “Was Pakistan Necessary?”, *Indian Express*, 15 August 1997, and his “Partition: An Inevitability”, *Hindu* (Special Issue on “India!”), August 1997. For earlier accounts of who is to blame, see Chimanlal Setalvad, *India Divided* (Bombay, n.d.), pp. 4–7.

¹⁸ Gyanendra Pandey, “The Prose of Otherness”, David Arnold and David Hardiman (ed.), *Subaltern Studies VIII: Essays in Honour of Ranajit Guha* (Delhi, 1994), p. 194.

¹⁹ This is the common refrain in the writings of Ayesha Jalal and Farzana Shaikh. For his critique of Jalal’s work, see Pandey, “The Prose of Otherness”, pp. 209–210. And for her response, see “Secularists, subalterns and the stigma of ‘Communalism’: Partition historiography revisited”, *The Indian Economic and Social History Review*, 33, 1, 1996, pp. 93–103. The tendency to exaggerate the difference in perspectives and to castigate each other for that reason is the hallmark of recent historiography on South Asia. Young and upcoming social scientists, many of whom have not even written their doctoral dissertations, are engaged in polemical writings. They regard this as a shortcut to establishing their scholarly reputation in the West. Ayesha Jalal’s critique of my introduction to *India’s Partition: Process Strategy and Mobilisation* (Delhi, 1998, 4th impression) is based on a misunderstanding of my overall argument. Yet, I respect her views and her understanding of a highly complex phenomena which should not, incidentally, be reduced to polemical exchanges among fellow-historians.

remain, unless rescued from his uncritical admirers, a lonely figure in the pages of history and in the gallery of nation-builders. If the desire is to come to terms with his political engagement and explain his extraordinary success, it is not at all helpful to press him into service to establish Pakistan's identity as an Islamic state. Likewise, the use of religious symbols, long forsaken by that country's bureaucracy and military establishment, can hardly serve as the starting point for a meaningful dialogue on Partition.

The engagement of several writers in India, though sometimes marred by a majoritarian perspective, centres around "secular nationalism", the main inspiration behind much of liberal-left activism from the 1920s onwards. Their chief concern, though nowadays pooh-poohed in the "post-modernist" discourse, is to examine why the secular elites and their ideologues, whose presence is grudgingly recognised across the ideological divide, failed to mediate between those warring factions/groups who used religion as a cover to pursue their worldly goals and ambitions. While detailing the cynical games played out on the Indian turf by the British, the League and the self-proclaimed "nationalists" of every variety, they do not spare the Congress stalwarts, Gandhi, Nehru and Patel included, for their failure to guide the movements they initiated away from the forces of reactionary communalism.²⁰ They marshal a wide array of sources to comment on Hindu communalists disguising themselves as Congress supporters and preventing the national movement from becoming truly inclusive. They also point to Gandhi's role in introducing religion into politics; the anti-Muslim proclivities of the Hindu right, led by Patel in the 1940s; the Hindutva agenda of the Hindu Mahasabha; the Arya Samaj and the RSS (Rashtriya Swayam Sewak Sangh); and Nehru's arrogance and haughtiness in dealing with Jinnah and the Muslim League. At a time when the Muslim League was flexing its muscles, India's first Prime Minister is said to have jettisoned the plan for a Congress-League

²⁰ In a perceptive article, Aijaz Ahmad has offered a powerful critique of "the Congress-inspired mythology". His analysis suggests (a) that the politics of caste and communalism was inherent in the structure of the colonial society itself; (b) that the reform movements usually contributed to solidifying such identities rather than weakening them in favour of ecumenical culture and a non-denominational politics; and (c) that the national movement itself, including the majority of the Congress under Gandhi, was deeply "complicit in a transactional mode of politics which involved bargaining among the elites and a conception of secularism which was little more than an accommodation of the self-enclosed orthodoxies. *Given the immensity of this historical weight, the wonder is not that there was a partition but that there was one*" (emphasis added). *Hindu*, "India" (Special Number), p. 28.

coalition in 1937 and dimmed the prospect of an enduring Hindu-Muslim coalition in Indian politics. Thus the mainstay of the argument is that the country's vivisection could have been avoided had Nehru acted judiciously on this and other critical junctures in the 1940s.²¹

Though such impressions rest on questionable assumptions, they cannot be brushed aside.²² The real difficulty lies with the grand narrative itself and the tendency to generalise on the basis of the actions of a few. While the grand narrative illuminates several facets of the Pakistan story, it fails to incorporate the complexities and subtleties of institutional and structural changes introduced by the colonial government, as well as the impact of socio-economic processes on caste, class and religion-based alignments. One does not, moreover, get a sense of why the two-nation theory was floated in March 1940 and not earlier, why and how different forms of identities and consciousness got translated into a powerful campaign for a separate Muslim homeland, or why Partition created ten million refugees, led to the death of over a million people, and resulted in sexual savagery, including the rape and abduction of 75,000 women. Finally, the grand narrative does not reveal how the momentous happenings in August–September 1947 affected millions, uprooted from home and field and driven by sheer fear of death to seek safety across a line they had neither drawn nor desired. Clearly, the issue is not whether a million or more died or whether only 3 percent of the country's population was affected by the communal eruption. The essential facts, as pointed out by the chief of the governor-general's staff, were that "there is human misery on a colossal scale all around and millions are bereaved, destitute, home-

²¹ The judgement is harsh, although many contemporary observers believed that Jinnah may not have had the space to press his campaign in the United Provinces if the coalition issue was amicably resolved. The Governor of UP felt that way. Harry Haig to Linlithgow, 3 June 1939, File no. 115/6, IOLR. See also my introduction to *India's Partition*, pp. 12–15.

²² On the coalition issue, there is unmistakable evidence to suggest that talks for a Congress-Muslim League alliance were initiated sometime in March–April 1937. Although Nehru had opposed "all pacts and coalitions with small groups at the top". (To Abul Wali, 30 March 1937, All India Congress Committee [AICC] Papers, G-5, K.W 1, 1937, Nehru Memorial Museum & Library), Abdul Wali of Barabanki (UP) referred to a scheme "being hatched with the help of Pantji [G.B. Pant] and Mohanlal [Saxena] to bring about coalition between the Congress and League parties in the Assembly". To Nehru, 28 March 1937, AICC Papers. The governor of UP reported on 7 April that the League was looking forward to an alliance with the Congress and felt that "at present it looks as if the new government will gradually attract to itself a fair number of the Muslim Leaguers".

less, hungry, thirsty – and worst of all desperately anxious and almost hopeless about their future”.

In order to explore some of these aspects and probe those areas which directly or indirectly impinged on the sudden and total breakdown of long-standing inter-community networks and alliances, it is necessary to locate the Partition debates outside the conference chambers. Without being swayed by the paradigms set by the two-nation theory or the rhetoric of Indian nationalism, it is important to examine why most people, who had so much in common and had lived together for generations, could turn against their neighbours, friends and members of the same caste and class within hours and days. Such tragedies have taken place in the former state of Yugoslavia, but it is unclear why they have gone unnoticed at research centres in the subcontinent, especially in the areas worst affected by gruesome violence and migration. Is it because the ghosts of Partition should be put to rest and not exhumed for frequent post-mortems? Or is scholarship on the subject itself so woefully inadequate and contentious that it fails to excite the imagination of young graduates?

The perspective and attitudes on such vexed matters are bound to differ, though scholars in Pakistan tenaciously adhere to the belief that the creation of a Muslim nation was a legitimate act, the culmination of a historical process. Perhaps it is hazardous to contest such inherited wisdom in a society where nationality is still defined, often clumsily, in purely Islamic terms, and where religious minorities, Hindus and Ahmadiyahs (Qadianis) included, are left to stew in their own juices. Perhaps Partition does not convey the same meanings in Lahore and Islamabad as it does to some people living in Delhi, Lucknow, Calcutta and Dacca. It is not bemoaned, for understandable reasons, as an epic tragedy but celebrated as a spectacular triumph of Islamic nationalism. After all, why should people inhabiting the fertile districts of western Punjab or the rugged Frontier region mourn the break-up of India's fragile unity or lament the collapse of a common cultural and intellectual inheritance? Some beleaguered *muhajirs* may still want to recall their friendships and associations in Hindustan (*guzashata bada-paraston ki yaadgaar koi*), trace their intellectual and cultural links with Lucknow or Delhi, and occasionally revive memories of a bygone era by dipping into the writings of Saadat Hasan Manto, Ahmed Ali, Josh Malihabadi, Quratulain Hyder and Intizar Husain.²³ Yet the nostalgia for what has already become an imaginary homeland or the identification with Lucknow's grand *imambaras* or with the sufi shrines of Khwaja Muinuddin Chishti's shrine at Ajmer and

²³ See Masud Hasan Shahab Dehlavi, in Mushirul Hasan (ed.), *India Partitioned*, vol. 2, pp. 184–195.

Nizamuddin Auliya in Delhi is gradually fading with the passage of time and the passing of a generation. The Badshahi mosque, standing majestically as a symbol of India's secular dream, is as distant and remote as the *Masjid-i Qartaba*, the theme of Mohammad Iqbal's melodious poem. Aminabad in Lucknow or Ballimaran in old Delhi are far removed from the imagination of a generation that has grown up in a different social and cultural milieu.

The differences in approaches and perspectives should not, however, stand in the way of developing a common reference point for rewriting the *histories* of an event that cast its shadow over many aspects of state and society in the subcontinent. Despite decades of mutual suspicions and antipathies that has led to a mindless arms build-up and contributed to the backwardness and appalling poverty of the region, it is still possible for the peoples, rather than the governments, to make sense of the poignant writings of creative writers and poets and to reflect on how and why a generation was caught up in the crossfire of religious bigotry, intolerance and sectarianism. Such an exercise can be undertaken without calling into question the legitimacy of one or the other varieties of nationalisms.

For the initiative to get off the ground, it may be useful to revisit the old-fashioned theories on the syncretic and composite trajectory of Indian society and detail, as the writer Krishna Sobti does in her recent interview, the shared values and traditions that had enabled diverse communities to live harmoniously for centuries.²⁴ It is not necessary to be swayed, as is often the case, by the "nationalist" historians who portrayed an idyllic picture of Hindu-Muslim relations during the pre-colonial days in order to strengthen inter-community ties during the liberation struggle. It is none the less important, despite valiant attempts to uncover the "Pre-History of Communalism", to underline the fusion and integration of the Hindu communities at different levels and the value they attached to religious tolerance and pluralism in their day-to-day living.²⁵ In so doing, one can

²⁴ Interview with Alok Bhalla, in Sen (ed.), *Crossing Boundaries*, p. 66. And the comment of J.S. Butalia, a retired journalist: "I was born and brought up in a predominantly Muslim village, Butala. There were 300 Muslim families and only 10 or 15 Hindu homes, but we lived in such close harmony that it was difficult to make out who was who. A Hindu-Muslim conflict was something we had not imagined even in our worst dreams. It is with a sense of horror and shame that I look back ... but, finally, I am overwhelmed by nostalgia". *Hindu*, "India" (Special Number), 15 August 1997, p. 32. On Bengal, see Mukhopadhaya, "The Last Journey", *Hindu*, 31 August 1997.

²⁵ See the contributions of Rakshat Puri, Muchkund Dubey and Sumanta Banerjea, in Sen (ed.), *Crossing Boundaries*, op. cit.

put to rest those speculative theories that are designed to lend respectability to British colonialism and offer a corrective to the distorted Islamist or the Hindutva world-views which have, in equal measure, created widespread confusion in the minds of the common people and, in the process, caused incalculable damage to the state and civil society.

The conclusions flowing from such formulations are bound to differ, yet the urgency of underlining the commonality of interests amongst large segments of the population must be felt in India, where Hindutva could well be the new *mantra* of civil society in the foreseeable future, and in neighbouring Pakistan, where ethnic and sectarian strife, combined with deep-seated regional and linguistic cleavage, reveal the limits of an agenda that is tied to wild and imaginary notions of Muslim/Islamic brotherhood or solidarity.

II

The following three impressions are drawn from a period when Hindu-Muslim relations had reached their lowest watermark. The first is of Malcolm Darling, a civil servant in Punjab for many years. During his travel in 1945–46, he found much similarity between the Hindu and Muslim communities in the tract between the Beas and Sutlej and the Chenab and Ravi rivers. He noticed, as he would on numerous occasions during his long career as a British civil servant, how often Hindus, Muslims and Sikhs had a common ancestor in a village, how a Hindu from Karnal proudly announced that the Muslim inhabitants of the fifty neighbouring villages belonged to his clan and were prepared to return to the Hindu fold on the one condition that the Hindus would give them their daughters in marriage. Although the condition was refused, Hindus and Muslims of the area continued to interchange civilities at marriage, inviting the *mullah* or the Brahman to share in the feasting. Malcolm Darling wondered how Pakistan was to be fitted into these conditions. “What a hash politics threatens to make of this tract”, he observed, “where Hindu, Muslim and Sikh are as mixed up as the ingredients of a well-made *pilau* [rice cooked with fowl or meat]”.²⁶

Mohammad Mujeeb, the vice-chancellor of Delhi’s Jamia Millia Islamia, had a similar experience in Bihar soon after the orgy of violence had taken a heavy toll of human lives. While visiting the grave of a sufi saint on the bank of the river Ganges, he found that the Muslims living in the shrine had already abandoned the place. But soon a group of Hindu

²⁶ This is quoted in full in my *Legacy of a Divided Nation*, p. 168.

women appeared. They performed the same rituals that their ancestors had observed for generations. It appeared “as if nothing had happened that affected their sentiments of veneration for the tomb of a Muslim saint”.²⁷

Finally, consider the reports of Phillips Talbot, written for the Institute of Current World Affairs in New York on the eve of Independence and published recently in the daily newspaper, *Hindu*. For one thing, Talbot was struck by the countrywide expression of Hindu-Muslim cordiality during the Independence celebrations. “For twenty long and bloody weeks after 16 August, 1946, Hindus avoided entering Muslim neighbourhoods and *vice versa*. Communal clashes and deaths were daily occurrences. Yet at the climax of Independence celebrations this week, Hindus and Muslims mixed together freely. Many Hindus visited mosques on the 18th and distributed sweets to Muslims who were observing their Id festival ... It was a spectacular truce, if not a peace treaty, between the two communities. Similarly, in Delhi and Bombay I saw Hindus and Muslims playing hand in hand. Reports of the same nature came from most places except the still-troubled Punjab”.²⁸

Talbot’s own explanation was that the political parties desired peace and friendship between the communities, though he laid greater stress on “the popular revulsion against the constant dislocation and actual fear of life during the last year”. “Terror”, he added, “is an enervating emotion. I’ve seen neighbourhoods so distraught by the medieval lack of personal security that they could think of nothing else. I think that people everywhere used the excitement of the celebrations to try to break the vicious cycle of communal attacks and retaliations. How permanent the change may be is yet to be seen.”²⁹

Such impressions need to be drawn into the discussions on Partition so that the past is not judged through our recent encounters with Hindu-Muslim violence in India. It is just as important to delineate the multiple strands in the Muslim League movement, underline its complexity, assess its ideological orientation afresh, and explore the mobilisation strategies adopted by Jinnah after he returned from his home in Hampstead to

²⁷ See Mushirul Hasan, *India’s Partition: Process, Strategy and Mobilisation* (Delhi, 1997, 4th Impression), p. 405. For Punjab, see Sobti, pp. 67, 69–70. For Bengal, see Ranabir Samaddar (ed.), *Reflections on Partition in the East* (Delhi, 1997), the review of the book by Sumanta Banerjee in *Biblio* (Delhi), July–August 1997, pp. 40–41; and Peter Van Der Veer, “Playing or Praying: A Suffi Saint’s Day in Surat”, *The Journal of Asian Studies*, 51, 3, August 1992, pp. 545–564.

²⁸ Phillips Talbot, “Thus Independence came to India”, *Hindu*, 4 and 24 August 1997.

²⁹ Talbot filed this report on 10 August 1947.

plunge into the humdrum of Indian politics. In addition to having greater access to source materials, this is an opportune moment, fifty years after Independence, to revise and reconsider established theories on Partition, to introduce a more nuanced discourse, and to stay clear of the conventional wisdom that we, the generation born after Independence, have inherited on the theme of “communal” politics generally and the Pakistan movement in particular. As “old orthodoxies recede before the flood of fresh historical evidence and earlier certitudes are overturned by newly detected contradiction”, this is the time to heal “the multiple fractures which turned the promised dawn of freedom into a painful moment of separation”.³⁰

For example, one of the points adequately documented, though not sufficiently considered in secondary literature, is that not everyone who raised or rallied around the green flag was uniformly wedded to or inspired by a shared ideal of creating an Islamic society. The reality is that many were pushed into taking religious/Islamic positions, while many others, especially the landed classes in Punjab and the United Provinces (UP), used the Muslim League as a vehicle to articulate, defend and promote their material interests. In fact, the intensity of emotions expressed in the 1940s, which is so often invoked in the subcontinent to create popular myths and stereotypical images, had more to do with the political and economic anxieties of various social classes than with a profound urge to create a *Sharia*-based society. Today, the issue is not the legitimacy of a movement but to place in perspective the dynamics of power-politics in a colonial context. In fact, a rounded picture of the Pakistan movement is possible only if we are able to contest the exaggerated claims made by the Islamists in the name of Islam, then and now, and the proponents of the two-nation theory.

In sum, the clamour for a separate nation, though pressed vigorously in the post-war years with much popular backing and enthusiasm, was raised not so much by the Muslim divines, many of whom were waiting on the fringes of Indian politics to intervene on behalf of Islam, but by the vociferous professional groups in Uttar Pradesh, Bihar, the princely state of Hyderabad, and the small but rising trading and banking communities in Gujarat, Bombay and Calcutta. Interestingly enough, the Muslim landlords of UP were the first to raise the banner of revolt against the League; in fact, the Nawab of Chattari and Nawab Mohammad Yusuf of Jaunpur broke away from the Muslim League Parliamentary Board in April 1936 in order to revive “a mixed party in preference to a Muslim communal

³⁰ I have borrowed these lines from Ayesha Jalal, “Secularists, subalterns and the stigma of ‘communalism’”, p. 1.

organisation".³¹ They changed course once the Congress Ministry adopted the UP Tenancy Bill and Nehru and his comrades became more and more strident in their socialistic pronouncements. These men were not concerned to defend the Quranic injunctions, which they probably flouted every day of their life. Nor were they interested in the welfare of the poor Muslims, who were victims of their oppression and exploitation. Their chief goal was to defend their landholdings, orchards, *havelis*, palaces and, above all, the nawabi paraphernalia built through the courtesy of their British benefactors. Notice the following conversation between Saleem and his father Hamid in Attia Hosain's (died in January 1998) celebrated novel *Sunlight on a Broken Column*:

Saleem was saying, "In the final analysis, what you are facing is the struggle for power by the bourgeoisie. It is not really a peasant's movement, but when it comes to a division of spoils even class interests are forgotten. For example the four hundred or so *Taluqdars* insisted the British should give them higher representation than the thousands of other landlords."

"It is not a question of numbers alone," protested Uncle Hamid, sitting up and waving his pipe in negation. "We *Taluqdars* have ancient rights and privileges, given by a special charter, which we have to safeguard."...

"Yes, yes, of course. One respects tradition. One fights for one's self, one's interests. But you cannot expect the tenants to love you for it."

"That is because so-called reforms are destroying the personal ties between landlord and peasant. Surely a Government and its changing officers cannot have personal relations or traditional ties with the tenants? With whom are the people in constant touch? Their landlords or local political leaders?"...

"How can landlords but be uneasy at the thought of such reserves of power being vested in officials at a time when it is uncertain what class of persons will obtain political power?"... (Uncle Hamid)

Saleem could not let an argument die an unnatural death. He began, "What you said, father, about the landlords' fear of abolition is the crux of the matter. This fear for their existence is the basis for the formation of a new party which is interested in keeping the *status quo* intact, that is favoured by the British and is fundamentally opposed to progressive, national movements"

"Words? Theories! Irresponsible talk!" Uncle Hamid burst out. "I am a part of feudalism, and proud to be. I shall fight for it. It is my heritage – and yours. Let me remind you of that. And that you enjoy its "reactionary"

³¹ Nawab of Chattari to Hailey, 28 October 1936, Malcolm Hailey Papers, File no. 28c, IOLR.

advantages. You talk very glibly of its destruction, but you live by its existence. It is, in fact, your only livelihood.”³²

No wonder the landed elements in UP, as also the Jamaat-i Islami and sections of the *ulama* connected with the Bareilwi “school”, Nadwat al-*ulama*, Firangi Mahal and Deoband, *hitched their fortunes with the Muslim League at different points of time and for different reasons*. Their overall strategy, one that suited the Raj during and after World War II, was to masquerade their hidden agenda and project the Congress, their main rival in the political world, as a “Hindu” party inimical to Islam. Once the League bandwagon rolled on, other aggrieved groups, especially those who failed to secure employment, contracts or seats on regional and local bodies, jumped into the fray as the defenders of the faith.

Still, Pakistan was not everybody’s dream. Nor was Jinnah everyone’s *Qaid* (leader).³³ In this respect, one should not, as is generally the case with both the *Hindu* and *Muslim* majoritarian discourses, lose sight of the perspectives of those who were intellectually committed to secular nationalism or were actively engaged in repudiating the two-nation theory. Their voices, which have been stifled by “secular” as well as “communal” histories, should not be relegated to a historian’s footnote. Indeed, the part played by those Muslims who are patronisingly described as “Nationalist Muslims”, the Khudai Khidmatgars in the North-West Frontier region, who were eventually let down by the dispirited Congress leadership on the eve of Independence, the *ulama* of Deoband and the Momins in Bihar, should not be submerged beneath the rationalisation of the “victors”. Their main contribution, exemplified by Maulana Abul Kalam Azad’s exemplary conduct and performance,³⁴ was to keep alive the vision of a secular India. These “marginal” voices should be recovered to rewrite the histories of Partition.³⁵

For these and other reasons, it is appropriate to ask if the Muslim League movement was as cohesive and unified as it is made out to be by

³² Attia Hosain, *Sunlight on a Broken Column* (Delhi, 1992 edn.), pp. 231–233, 234.

³³ In this respect, my reading of the Pakistan movement is different from that of Ayesha Jalal.

³⁴ The following impression of Azad by Kanji Dwarkadas is interesting. “Abul Kalam Azad”, he wrote, “is dignified and level-headed, but his health is giving way. Jinnah dislikes him heartily and a few years ago he called him the “show boy” of the Congress and in private conversations Jinnah says much worse things about Abul Kalam Azad”. “India – April 1944 to November 1945: What Next?” 28 November 1945 (typescript), George Lumley Papers, India Office Library and Records, London.

³⁵ See Pandey, “The Prose of Otherness”, p. 214.

some writers in India and Pakistan. If the Congress was faction-ridden and ideologically fragmented, so was the League.³⁶ This is illustrated by the depth and intensity of jealousies and internal discord in the organisation, the regional groupings, the *Ajlaf-Ashraf* divide, the Shia-Sunni strife in many places, and the unending doctrinal disputes between the theologians, especially the followers of the Barelwi and the Deobandi “schools”. Such differences, which are conveniently overlooked in the histories of the freedom movement in Pakistan, were real and not imaginary. If so, it will not do to portray the Muslim Leaguers as earnest and self-sacrificing crusaders or to equate them with the *Muhajirs* or *Ansars* of the Prophet Mohammad. What is perhaps challenging, and indeed intellectually rewarding, is to probe those critical areas where the “faithful”, despite having projected themselves as a community acting in unison, were themselves so hopelessly split. Such an exercise, far from reducing or tarnishing the reputation of historic figures, would enrich our knowledge and understanding of a complex phenomena. Arguably, if we know our leaders better and question their reading of the authentic and vibrant histories of shared memories and experiences, we may not repeat their mistakes and errors of judgement, which cost the nation dearly at the stroke of the midnight hour on 14–15 August 1947.

III

The decision about the creation of Pakistan had just been announced and people were indulging in all kinds of surmises about the pattern of life that would emerge. But no one’s imagination could go very far. The sardarji sitting in front of me repeatedly asked me whether I thought Mr Jinnah would continue to live in Bombay after the creation of Pakistan or whether he would resettle in Pakistan. Each time my answer would be the same, “Why should he leave Bombay? I think he’ll continue to live in Bombay and continue visiting Pakistan.” Similar guesses were being made about the towns of Lahore and Gur-

³⁶ In fact, Jinnah exhorted various regional groups and other factions to overcome their differences and rival claims so that the Muslim League could concentrate all its energies towards the achievement of Pakistan. “We shall have time to quarrel among ourselves”, he said, “and we shall have time when these differences will have to be remedied. We shall have time for domestic programmes and politics, but first get the Government. This is a nation without any territory or any government”. Quoted in Khalid B. Sayeed, *Pakistan: The Formative Phase, 1857–1948* (London, 1968), p. 297.

daspur too, and no one knew which town would fall to the share of India and which to Pakistan.³⁷

In the specific context of the Pakistan movement, the professed ideology of the nation-state itself, though celebrated on both sides of the border, had no significant impact on or relevance to the millions living in India or Pakistan. Contrary to the exaggerated claims made in both countries, most people were either indifferent to or unconcerned with the national borders or the newly-created geographical entities that were being laboriously created. National borders were political constructs, imagined projections of territorial power. Although they appeared in deceptively precise forms, they reflected, at least initially, merely the mental images of politicians, lawyers, and intellectuals. Their practical consequences for most people were quite different.³⁸ Rajinder Sachar, a jurist and human rights activist who has spent a lifetime struggling with his memories of Lahore, recalled: "One day I ran into a Muslim villager who had come to Lahore all the way from Sargodha looking for my grandfather, a well-known criminal lawyer. Poor chap, he didn't realise that Partition had taken place and that the Hindus had left. It just shows how long it took for the implications of Partition to sink in."³⁹ Indeed, though such people were repeatedly fed with ill-informed and biased views and interpretations about the Other, they were neither committed to the land of Aryavarta nor the *dar al-Islam*. They had no destination to reach, no mirage to follow. Even though the trains had started carrying people to their death-traps, they were unclear whether Lahore, with its splendid Mughal monuments, beautiful gardens and boulevards, would be part of India or Pakistan. They did not know whether Delhi, the city of Mir Taqi Mir and Mirza Ghalib, would remain in Gandhi's India or Jinnah's Pakistan. Manto captures the mood in his brilliant story *Toba Tek Singh*, about a character from the lunatic asylum. This is what he writes:

As to where Pakistan was located, the inmates knew nothing. That was why both the mad and the partially mad were unable to decide whether they were now in India or in Pakistan. If they were in India where on earth

³⁷ Bhisham Sahni, "We have Arrived in Amritsar", Stephen Alter and Vimal Dissanayake (eds.), *The Penguin Book of Modern Short Stories* (Delhi, 1989), pp. 180–187.

³⁸ These lines are based on Michiel Baud & Willem Van Schendel, "Towards a Comparative History of Borderlands", in *Journal of World History*, 8, 2, 1997, pp. 211–242.

³⁹ Quoted in Hindu, "India" (Special Number), 15 August 1947, p. 28.

was Pakistan? And if they were in Pakistan, then how come until only the other day it was India? ...

Those who had tried to solve this mystery had become utterly confused when told that Sialkot, which used to be in India, was now in Pakistan. It was anybody's guess what was going to happen to Lahore, which was currently in Pakistan, but could slide into India any moment. It was still possible that the entire subcontinent of India might become Pakistan. And who could say if both India and Pakistan might not entirely vanish from the map of the world one day? ...

Just before sunrise, Bisham Singh, the man who had stood on his legs for fifteen years, screamed and as officials from the two sides rushed towards him, he collapsed on the ground.

There, behind barbed wire, on one side, lay India, and behind more barbed wire, on the other side, lay Pakistan. In between, on a bit of earth which had no name, lay Toba Tek Singh.

The paradox of how borders simultaneously separate and unite is discussed elsewhere.⁴⁰ The significance of Manto's description lies in describing an existentialist reality – the separation of people living on both sides who had a long history of cultural and social contact – and the paradoxical character of borders being a metaphor of the ambiguities of nation-building.⁴¹ He was, in essence, offering a way of correcting the distortions inherent in state-centred national histories. Then, "India" or "Pakistan" were mere territorial abstractions to most people who were ignorant of how Mountbatten's Plan or the Radcliffe Award would change their destinies and tear them apart from their social and cultural moorings. In their world-view, there was no nationalism, religious or composite. They were blissfully unaware that their fate, which had rested in the hands of the exploiting classes for centuries, would be settled after Mountbatten's three days of "diplomacy" leading to the 3rd June Plan, and that the frontiers would be decided by Cyril Radcliffe in just seven weeks and "a continent for better or worse divided".⁴² They had no clue whatsoever that these vain, insensitive and conceited representatives of the Crown, having received the mandate from Clement Atlee's Labour government to preside over the liquidation of the most important imperial possession of all time, would abandon them in mid-ocean "with a fire in the deck and ammunition in the hold". Nobody had warned them how Mountbatten's mentor

⁴⁰ Baud and Schendel, "Towards a Comparative History of Borderlands", p. 242.

⁴¹ Benedict Anderson, *Imagined Communities: Reflections on the Origin and Spread of Nationalism* (1983; reprint, New York, 1991); E.J. Hobsbawm & Terence Ranger (eds.), *The Invention of Tradition* (Cambridge, 1983).

⁴² This is a line from W.H. Auden. See Khilnani, op. cit., p. 200.

Winston Churchill had, likewise, sat with T.E. Lawrence and the Emir Faisal in Cairo as Colonial Secretary in 1922, drawing nation states on the map of what had previously been the Ottoman Empire. But, then, how were they to know that the colonial powers divide people and territories when in ascendancy, as also in retreat.

Now that it was decided they would leave, the British were in a hurry to wind up. Furniture, artefacts and merchandise had to be shipped, antiques, curios and jewellery acquired and transported. Preoccupied with misgiving and the arrangements attendant on relocating themselves in their native land, by the agony of separation from regiments, Imperial trappings and servants, the rulers of the Empire were entirely too busy to border over much with how India was divided. It was only one of the thousand and one chores they faced. The earth is not easy to carve up. India required a deft and sensitive surgeon, but the British, steeped in domestic preoccupation, hastily and carelessly butchered it. They were not deliberately mischievous – only cruelly negligent! A million Indians died. The earth sealed its clumsy new boundaries in blood as town by town, farm by farm, the border was defined. Trains carrying refugees sped through the darkness of night – Hindus going one way and Muslims the other. They left at odd hours to try to dodge mobs bent on their destruction. Yet trains were ambushed and looted and fleeing occupants slaughtered.

IV

For a long time I refused to accept the consequences of the revolution, which was set off by the Partition of the country. I still feel the same way; but I suppose, in the end, I came to accept this nightmarish reality without self-pity or despair. In the process I tried to retrieve, from this man-made sea of blood, pearls of a rare hue, by writing about the single-minded dedication with which men had killed men, about the remorse felt by some of them, about the tears shed by murderers who could not understand why they still had some human feelings left. All this and more I put in my book *Siyah Hashye* (Saadat Hasan Manto).⁴³

Every time I visited Amritsar, I felt captivated. But the city this time presented the look of a cremation *ghat*, eerie and stinking ... The silence was so perfect that even the faint hiss of steam from the stationary engine sounded like a shriek ... The brief stoppage seemed to have lingered into eternity till the engine whistled and gave a gentle pull ... We left Chheharta behind and then Atari and when we entered Wagah and then Harbanspura everyone in the train felt uplifted. A journey through a virtual valley of destruction had ended when

⁴³ For my translation of *Siyah Hashye* (“Black Margins”), see Mushirul Hasan (ed.), *India Partitioned*, pp. 88–101.

finally the train came to a halt at Platform No. 2 – Lahore, the moment was as gratifying as the consummation of a dream.⁴⁴

Scores of writers reveal the other face of freedom, the woes of divided families, the agony and trauma of abducted women, the plight of migrants and the harrowing experiences of countless people who boarded the train that took them to the realisation of their dream, but of whom not a man, woman or child survived the journey. A Zahid in Attia Hosain's *Sunlight on a Broken Column* or a Saddam in Masoom Reza Rahi's *Aadha Gaon* (Half-a-Village) offer a vivid and powerful portrayal of a fragmented and wounded society.⁴⁵ What political debate will never fully do – and the reason we so badly need the literature – is defeat the urge to lay blame, which keeps animosity alive. Only the literature truly evokes the sufferings of the innocent, whose pain is more universal and ultimately a vehicle of more honest reconciliation than political discourse.⁴⁶

Board the *Peshawar Express* or the *Train to Pakistan* to discover the implications of what happened before and after the fateful, midnight hour. Consider the exchanges between Choudhry Mohammad Ali, a well-known landlord of Rudauli in Barabanki district (Uttar Pradesh) and his daughter, who left her father to settle in Karachi, or the correspondence of Brahm Nath Dutt, father of the historian V.N. Datta, to capture the poignancy of the moment. Turn to Rahi's Gangauli village – a world where people are seen to be wrestling to come to terms with competing ideologies – in order to uncover how the intricate and almost imperceptible way in which the politics of Partition worked its way into the interstices of people's consciousness.⁴⁷ Read Attia Hosain's *Sunlight on a Broken Column* or *Phoenix Fled* to discover how the Pakistan movement split families on ideological lines and created fears and uncertainties in the minds of people. To read her novel and collection of short stories is, "as if one had parted a curtain, or opened a door, and strayed into the past".⁴⁸

⁴⁴ Mohammad Saeed, *Lahore: A Memoir* (Lahore, 1989), p. 94.

⁴⁵ On *Aadha Gaon*, see Sudhir Chandra, "The Harvest of Fear: A Retrospective Critique of Hindu-Muslim Relations in Two Hindi Novels", in T.V. Sathyamurthy, *Region, Religion, Caste, Gender and Culture in Contemporary India*, vol. 3 (Delhi, 1996).

⁴⁶ Jason Francisco, "In the Heat of Fratricide: The Literature of India's Partition Burning Freshly (A Review Article)", *The Annual of Urdu Studies*, No 2, 1996 (Madison: University of Wisconsin, Centre for South Asia), p. 250.

⁴⁷ Chandra, op. cit., p. 195.

⁴⁸ Anita Desai, "Introduction", *Phoenix Fled* (Delhi, 1988), p. viii.

Indeed, if the *histories* of Partition are to be rewritten, there are several reasons why we must judiciously draw upon the intellectual resources made available to us by such creative writers. They expose the inadequacy of numerous narratives on Independence and Partition, compel us to explore fresh themes and adopt new approaches that have eluded the grasp of social scientists, and provide a foundation for developing an alternative discourse to current expositions of a general theory on inter-community relations. Their strength lies in representing a grim and sordid contemporary reality without drawing religion or a particular community as the principal reference point. In their stories, the experiences of each community distinctly mirror one another, indeed reach out to and clutch at one another. No crime, no despair, no grief in exile belongs uniquely to anyone.⁴⁹ In the words of Krishna Sobti, whose best-known Hindi writings on Partition are *Sikka Badal Gaya* and *Zindaginama*, the fiction written about that cataclysmic event preserved “essential human values”.⁵⁰ That is probably why we emerge from the literature with a mistrust of group solidarity of an adversarial bent. If so, we must emerge at the same time, paradoxically, with a conviction to oppose such mistrust with trust in the goodness of the human life-urge wherever we find it. Indeed,

we emerge from the literature as searchers of such trust. If we find it in the solitary dissidence of even a single person, we feel obliged to offer him or her our companionship. And if we find it stitched into whole communities, we come away not necessarily more pious, but inspired. The literature as a whole seeds paths for the suffering and inhumanity of the Partition, and related instances of cultural chauvinism, but not merely so. It also sprouts a countervailing protest, a voice of justice that must be the surging of our humanity itself – something greater than our bestiality – within us. In this sense the literature does what religious leaders in each community failed to do: to make communities forces for the affirmation of humanity broadly ... If religious politics worked nefariously in favour of Partition, it was because ecumenical religious politics never developed. We are in a different position than the men and women of August, 1947. Our choices are not limited to exile, death or resignation ...⁵¹

In other words, if creative writings can still stir the individual and collective imagination of sensitive readers in the subcontinent, there is no reason why people on both sides of the Wagah border cannot share the

⁴⁹ Francisco, *op. cit.*, p. 250.

⁵⁰ Sen (ed.), *Crossing Boundaries*, p. 77, and Alok Bhalla (ed.), *Stories About the Partition of India*, 3 vols. (Delhi, 1994).

⁵¹ Francisco, *op. cit.*, p. 250.

anguish of Faiz Ahmad Faiz⁵² and, at the same time, echo the optimism and plea of Ali Sardar Jafri in the following lines:

*Tum aao Gulshan-i Lahore se chaman bardosh,
hum ayen subha Banaras ki raushni lekar,
Himalaya ki hawaon ki taazgi lekar,
Phir uske baad ye puchen ke kaun dushman hai?*⁵³

⁵² This leprous daybreak, dawn night's fangs have mangled
This is not that long-looked-for break of that day,
Not that clear dawn in quest of which those comrades
Set out, believing that in heaven's wide void
Somewhere must be the stars' last halting place,
Somewhere the verge of night's slow-washing tide,
Somewhere an anchorage for the ship of heartache.

⁵³ You come covered with flowers from the garden of Lahore.
We bring to you the light and radiance of the morning of Banaras,
the freshness of the winds of Himalayas.
And then we ask who the enemy is.

Eva Jablonka

The Inheritance of Acquired Characters: Impossible or Inevitable?

Introduction

The idea that characters acquired during the lifetime of the individual can be inherited and play an important role in evolution has been the subject of controversy for over a century. Enthusiasm for the idea, which is usually associated with the name of Lamarck, has sometimes led to charlatanism and fraud, while opposition to it has led to “Lamarckism” being used as a term of abuse. Nowadays biologists regard the ideas about inheritance of acquired characters as no more than an interesting part of the history of biology. The inheritance of acquired characters is rejected because it is assumed there is no evidence for it, no mechanism that can produce it, and no need for it in evolutionary theory. Yet all of these assumptions can be challenged. To understand the basis for the current point of view, as well as for the challenge, it is necessary to give a brief historical overview. Where did the idea that acquired characters are inherited come from? Why did it become prevalent? Why have opinions changed? Following this historical overview, I shall present evidence showing that some acquired variations are inherited, go on to argue that the evolution of mechanisms enabling such inheritance is part of the evolution of complexity, and advocate an integrative approach, where the effects of different inheritance systems are combined.¹

Historical background

For more than 2000 years people believed that characters acquired during the lifetime of the individual as a result of their own activities or of the effects of the environment can be inherited. This idea was based on a very broad concept of inheritance that included biological and social aspects. Status, which is often acquired, is also often inherited; acquired

¹ The ideas presented in this paper were developed by Marion Lamb and myself. Many of them are summarized in our book: *Epigenetic Inheritance and Evolution: The Lamarckian Dimension*. 1995. OUP, Oxford. The ideas in this article have been presented in a seminar in the Wissenschaftskolleg on March 17, 1998.

professions can be inherited. Among the Jews priesthood was inherited in the Levi tribe (in the Cohen lineage), and according to Homer the talent for prophecy ran in families.

The school of medicine founded in Greece by Hippocrates in the 5th century B.C. developed a detailed, materialistic theory of inheritance. The focus of the theory was a hereditary substance called “semen”, its formation and its effects. The Hippocratic doctors suggested that each part of the body forms special semen. It is formed both in the male parent and in the female parent and is transported to the reproductive organs. During the sexual act the male and female contributions are mixed. The fact that all the parts of the body produce semen explains why children tend to be similar to their parents: if the blue eyes of the parents reappear in the offspring, it is because the eyes of the parents produce a special blue-eye contribution to the semen. The blue-eye semen of the male and female parents combine in the offspring and determine its eye colour. If some parts of the body are diseased or weakened, the semen coming from this part will also be diseased and weakened, and the offspring will inherit the infirmity of the parent. Acquired characters are inherited, according to this theory. Sex, too, was thought to be determined by the potency of the male and female semen. The male semen was considered strong and the female’s semen weak; their relative quantities and potencies determined the sex of the offspring.

Various versions of the Hippocratic theory were perpetuated throughout the centuries. During the 18th and 19th century, when the biological sciences were flourishing, variants of the Hippocratic theory abounded. Darwin, for example, developed a detailed heredity theory which was very similar to the Hippocratic theory. He postulated the existence of tiny hereditary particles called gemmules that represented the various traits of the organism. These particles were released from the cells of the body and accumulated in the reproductive organs, forming the hereditary material of the parent. Changes in organs and traits that occurred during the development of the parents affected the gemmules and hence were inherited by the progeny. Darwin called his heredity theory “the theory of pangenesis”, and this is the general name currently used for this class of heredity theories.

During the 19th century, the development of agriculture led to more systematic animal and plant breeding, and this increased the interest in theories of inheritance. People began asking explicit questions such as what is inherited and how. No less important was the construction and the growing importance of evolutionary theories. The idea that present-day living organisms evolved from earlier and often simpler forms focused attention on heredity, because evolutionary theories all assume that hered-

itary variations must be transmitted to descendants and have cumulative effects. The origin and the generation of hereditary variations became an important issue.

Lamarck, the first great evolutionist, used the idea that acquired characters are inherited as one of the two major driving forces in his theory of organic evolution. The first driving force was the self-complicating trend, inherent, according to Lamarck, in biological organization; the second was adaptation to changing environments through the inheritance of acquired characters. Darwin, too, believed in the inheritance of acquired characters, as his pangenesis theory clearly shows. However, he thought that the major force of evolution was the selection of heritable variations, rather than the generation of adaptive variations. Darwin believed that many variations are random, in the sense that they are not an adaptive response to the environmental changes that the organism experiences, although he believed that some are induced by the environment. Variation, the inheritance of variations, and multiplication are the necessary conditions for Darwinian evolution. Natural selection is a logical emergent necessity in a system with these properties, when resources are limited. The origin and generation of variation is not specified by Darwin's selection theory.

From the middle of the 19th century onwards, the relative importance of the selection of variations and the generation of acquired variations in evolution was hotly debated. Most people believed that acquired variation can be inherited, but there was beginning to be strong opposition to the idea. The most effective opponent was the great German evolutionist, August Weismann. In time, his arguments were widely accepted, and as they were combined with new discoveries about the cell, about the rules of inheritance, and about the hereditary material, the idea that acquired characters can be inherited was questioned and finally rejected. Since I am going to challenge the still widely-accepted view that acquired characters are not inherited, I want to look more closely at the arguments and discoveries that led to it.

August Weismann opposed the idea that acquired characters were inherited for three main reasons. First, he re-analyzed the data that was supposed to support this claim and found it deficient or based on fictitious evidence. There was simply no empirical support for the assertion that acquired characters are inherited. He also showed that it ignored well-known facts. For example, despite the Jews' practice of circumcision for the last 3000 years, the ritual has to be repeated every generation: the lack of foreskin does not become inherited.

Second, Weismann argued that the mechanisms of individual development from a fertilized egg to an adult organism do not allow the inherit-

ance of acquired characters. He thought that, as the fertilized egg undergoes cell division and becomes a multi-cellular organism, the different cells must alter their hereditary characteristics to become typical specialized body cells (somatic cells) – liver cells, kidney cells, brain cells, skin cells, and so on. Specialization, he believed, depends on changes in the hereditary material within the cells. The only cells that maintain their original hereditary composition are those that develop into sexual cells (the germ-line). They are the link between generations. Therefore, Weismann argued, only changes in these germline cells can have effects on the next generation. The somatic cells are an evolutionary dead-end – whatever happens in them cannot have any effects on the next generation, because these cells can never become the fully potent germ-line cells with all the material necessary for the next round of development. Because only germ cells provide the link between generations, and because he assumed that somatic cells could not be transformed into germ cells, Weismann deemed the inheritance of somatically acquired characters impossible.

The third and most important reason for Weismann's rejection of the idea that acquired characters can be inherited was also based on developmental considerations. If a somatic character (for example, the size of the muscles) changes as a result of changes in the environment (such as a lot of exercise), how can this change be communicated to the germ-line, to the sex cells? How is the information about the size of the muscles to be carried from muscles to sex cells? He saw no conceivable way to achieve this translation from the chemical “language”, in which the character is expressed in the muscle tissue, to the very different chemical “language” of the sex cells. He therefore rejected the idea that such information can be transmitted. With the notable exception of Aristotle, Weismann was one of the first biologists to think about organisms in terms of information.

At the turn of the century, this belief that acquired characters are not passed on, was reinforced by the discovery of Mendel's laws of inheritance. The transmission of Mendelian traits (especially those that were chosen for analysis) is generally reliable. It is not changed by changes in environmental conditions. Mendel suggested that sexually reproducing organisms have two sets of hereditary information, one contributed by the mother and one by the father. The hereditary factors of a particular pair can be identical (the organism is then said to be “homozygous” for these factors) or they can be somewhat different (the organism is then said to be “heterozygous” with respect to such a pair). Each offspring is formed from the union of two parental sex cells, the sperm and egg. The forma-

tion of the sex cells involves the separation of the two sets of information, so that a sex cell contains only a single set of factors.

The behaviour of the hereditary factors was deduced by Mendel from experiments in which he carried out controlled matings (i.e. matings between parents with heritable differences in a particular trait). Mendel showed how we can infer that a trait-difference is due to a difference between hereditary factors. For example, we can infer how the hereditary factors determining seed colour in peas behave, from the ratios of different coloured peas (the ratio of green versus yellow peas) we get from controlled matings. But for that inference to be reliable, the development of seed colour should not be too sensitive to environmental fluctuations and the factors must have clear effects.

As genetics continued its development in the early years of the 20th century, it became evident that the relationship between the hereditary factors and the traits of the organism is very complex. The old terms of the 19th century were no longer adequate to describe this relationship. Soon the Danish geneticist Wilhelm Johannsen invented three major terms that have become the basis for the thinking about heredity ever since: genotype, phenotype, and gene. “Genotype” refers to the genetic constitution of an individual, and the gene is the unit of the genotype, the old “hereditary factor”. The term genotype is used for both the inherited potential to develop a particular character, such as green eyes or tall stature, and also, more generally, for the sum total of all the genes in the individual – the total developmental potential, or information. The “phenotype” is the realization and manifestation of the potential, the actual product. Exactly how the potential is realized depends on the environment. One of the important corollaries of the phenotype/genotype distinction is that the visible trait, the phenotype, may not be rigidly specified by the genotype. What an organism becomes depends on the genotype and on the environment in which this genotypic potential is realized. If the environment varies, the phenotype can vary too. However, as Johannsen stressed, it is the genotype alone, the hereditary potential, that is inherited. The phenotype, the realization of this potential, is not inherited.

The discoveries of molecular biology in the second half of the 20th century revealed how genetic information is stored and processed. These discoveries reinforced the belief that characters acquired during development cannot be inherited. It was discovered that DNA is the genetic material, the genotype, the hereditary potential. DNA is essentially a linear molecule built of four types of repeating units called nucleotides. It is useful to compare DNA sequences to written language. If we think about the linear array of the units as a written message, and about the four nucleotides as four different letters, we immediately see that

many messages are possible. As in written language, different DNA stretches will be different not because the components differ, but because their sequences differ. Only the length of the molecule limits the number of possible ways in which these four units can be linearly organized. The gene is seen as a DNA sequence, directly coding for or regulating the manufacturing of a protein, a building block of the body. The relationship between the DNA (the potential, the genetic information) and the protein (the phenotype, the actual realization of the information) was established with these discoveries. The central dogma of molecular biology asserted that the flow of information in biological systems is unidirectional: from DNA to protein, but not vice versa. Thus, changes occurring in proteins cannot affect the DNA. It is the DNA alone and variations in DNA alone which are inherited. Proteins and variations in proteins are not inherited. The notion that acquired characters can be inherited seemed at last dead and buried by the molecular discoveries.

I have done my best to present the line of reasoning and discoveries leading to the conclusion that acquired characters cannot be inherited. Let me now challenge this conclusion by looking again at the major assumptions underlying it: a. Heredity and genetics are the same thing. Only genes, and variations in genes, are inherited. b. Heritable variations are accidental, not acquired, because there is no way in which adaptively acquired information can be transferred from proteins back to genes. (This assumption is, of course, a corollary of the first one).

In the following sections I shall argue that the current concept of heredity, which identifies it with genetics, is too narrow, and does not incorporate current knowledge. Not only DNA is inherited, and not only variations in DNA are inherited. There are at least three additional inheritance systems that can lead to the transmission of heritable variations, some of which are acquired during the lifetime of the organism. I shall suggest that evolution often leads to the development of mechanisms allowing the inheritance of acquired characters. The mechanisms for the inheritance of acquired characters are important adaptations that have evolved several times at different levels of biological organization. Finally, I shall try to demonstrate that, to account for traits and behaviours and gain a better understanding of evolution, we have to consider and integrate all the systems of inheritance.

Evidence and mechanisms for the inheritance of acquired characters: The systems of inheritance

Before briefly describing the different systems of inheritance and the way in which information is acquired, stored, and transmitted through them, I would like to comment on Weismann's objections to the inheritance of acquired characters. First, unlike the situation in Weismann's time, good empirical evidence for the inheritance of some acquired variation is now available. Second, the segregation between body cells (soma) and the lineage producing the sex cells (germ line) is not as general or as rigid as Weismann thought. In many groups of living organisms, including all plants and many animals, body cells can be transformed into sex cells. In these groups, variations acquired by the somatic cells can become variations of germ cells and can be transmitted to subsequent generations. Finally, the problem of the transfer of information from soma to germ line may not be so acute if somatic cells become sex cells, so that somatic information becomes germ line information. Even information from higher levels of organization (systems, tissues) can be inherited, if, as I argue, not only genotypes but phenotypes, too, are transmitted between generations.

DNA inheritance – more than just random mutations?

The most fundamental inheritance system in living organisms is the DNA inheritance system. We have recently learnt, that this system is a lot more sophisticated than we once thought. Until ten years ago, the origin of variations in DNA was thought to be due only to chemical damage, errors during the process of DNA replication, errors that were created during DNA repair, or changes due to the movements of genomic parasites. Although many variations in DNA do have such an accidental origin, it seems now that, in microorganisms (such as bacteria), some variations are the result of changes in DNA introduced by enzymes whose role is to manipulate DNA. Each cell contains a genetic "engineering kit" which can be mobilized under the right conditions and may lead to the introduction of variations that are more likely to be adaptive than if the process was completely accidental. The literature on this issue is quite technical and the interpretation of data is controversial, so I shall not go into it here. I only want to point out that even the DNA inheritance system is far

from being fully understood. What is clear is that DNA is not merely a passive information carrier; it can also function as a response system.

Cellular heredity

The second system of inheritance is the cellular heredity system. Even when cells have exactly the same DNA sequence, cells with different phenotypes may transmit their special characters through cell division. Since at the DNA level the cells are all identical, the variation and the processes underlying its transmission is additional to and different from the DNA system. We are, in fact, well acquainted with this type of systems – there at least 200 cell types in our body (skin cells, liver cells, kidney cells, and so on) that all have the same DNA but differ from each other in shape, content, and function. These cellular variations are transmitted through cell division when the cells multiply – the different cells can be said to breed true. We are beginning to understand this type of cellular (or epigenetic) heredity, and can recognize three types of cellular heredity systems. I will not go into a great deal of detail describing them, because they are quite complex biochemical systems. I shall only illustrate with very simple (and somewhat simplified) schemes what they are and point to the evidence showing that such cellular variations can be transmitted between generations.

The first epigenetic inheritance system is based on the perpetuation of functional states through positive feedback loops. In the simplest case, a gene is activated by an external signal, and as a result of this activation produces a new protein product and a changed phenotype. The new product has a regulatory function – it stimulates further production of itself by the gene. The external signal is now redundant, and the cell will go on producing the new product and the new cellular phenotype, even if the external signal disappears. If the new product is present in sufficient amount within the cell, when the cell divides, the two daughter cells will have enough of the product and the functional state will be perpetuated. There are many well-characterized systems of these type in all living cells, and they seem very important in the process of development.

The second type of cellular heredity system leads to the transmission of alternative cellular structures. Cell structures can sometimes template the formation of new similar structures in daughter cells. Consider two alternative structures, A and B, that are formed from the same building blocks. If type A structure is a “nucleus” for the formation of more type A structures, and type-B structure perpetuates the formation of more B structures, cells with A structures will transmit their A character through

cell divisions, as will cells with B structures. Such transmission of alternative cellular structures seems to underlie the transmission of some diseases, the notorious mad cow disease, for example. In this case it seems that abnormal protein complexes (called prions) acquired through eating the meat of sick animals perpetuate the formation of more abnormal complexes. The protein building blocks in humans and the genes coding for them have not been changed, but the abnormal prions acquired from cattle now organize the human building blocks in a new, self-perpetuating manner leading to a serious and finally fatal disease. The transmission of the abnormal prions is dependent not on the DNA inheritance system, but on the special properties of the protein complexes that perpetuate the formation of more of the same: normal complexes “breed” more normal complexes, abnormal complexes “breed” more abnormal complexes. Such inheritance of architecture occurs not only with diseases, but is also part of normal development.

The third epigenetic inheritance system allows the inheritance of chromosomal states. The chromosome is not made only of DNA. Proteins, RNA and various chemical groups (which have been called chromatin marks) are attached to DNA. These chromatin marks affect and sometimes precisely control the information flow from DNA to proteins: they influence how and when genes are expressed. The same DNA sequence can have and does have a different pattern of marks in different cells. When DNA is replicated, the chromatin marks too are reproduced. There are several mechanisms for the re-generation of specific marks and specific marking patterns, depending on the chemical nature of the marks.

With all the cellular heredity systems, the cellular state can be transmitted from cell to cell. But what about transmission from one individual to its progeny? This is un-problematical in unicellular organisms, or in organisms that multiply by fragmentation, because in these cases the transmission to the next generation is more or less automatic. In sexually reproducing multi-cellular organisms like ourselves, flies, or plants, if epigenetic variations first happen in somatic cells, to be inherited by the next generation they have to be transferred to the germ-line, to the sex cells. This is more tricky, and it depends on whether or not somatic cells can become sex cells. As I mentioned before when discussing Weismann’s objections to the inheritance of acquired characters, in plants and many animals groups, somatic cells can become sex cells. There is therefore no reason why epigenetic variations should not be transmitted. In plants, there is increasing evidence that epigenetic variations are transmitted between generations, passing through the sex cells of successive generations. However, even in groups in which somatic cells cannot become

germ-line cells, epigenetic variations that occur in the cells of the germ-line itself can be transmitted from generation to generation.

The important thing to realize about the epigenetic inheritance systems is that not only are cellular variants transmitted from one cell generation to the next, the generation of these variants is very often induced by the environment. Thus, whether or not a particular feedback system is turned on depends on environmental conditions; the way that a new form of prion first gets organized may depend on external conditions and be induced by them, and many variations in chromatin marks are induced by developmental and environmental conditions. The variations are not random. They are induced, and sometimes they are adaptive responses to the changed conditions. Adaptive epigenetic variations can be selected, accumulate, and be the basis for evolution at the cellular level.

Traditions in animals

We are all well aware of the fact that patterns of behaviour, preferences, ideas, and institutions are transmitted in human populations, forming typical traditions and cultures. In the human context it is also customary to talk about cultural evolution – for example, the evolution of technology, or of painting, or of local dialects. But man is not alone in being a “cultural” being. Groups of birds and mammals also have traditions that are based on information transmitted between generations of individuals through social learning – learning by example from other individuals. Of course, since non-human animals do not have symbolical representation and communication, there are important differences between animal traditions and human culture. However, it is very important to realize that non-human animals – notably birds and mammals – regularly transmit learnt information to each other, both within and between generations, and that this type of transmission may lead to new life-styles and new traditions. I shall illustrate this type of transmission through social learning with two examples: the transmission of novel feeding habits in Israeli black rats, and the transmission of food handling and other associated habits in the Japanese macaque monkeys in Koshima island.

The research on pine-cone opening behaviour by Israeli black rats is a beautiful illustration of a local animal tradition.² Israeli black rats have recently extended their range of habitats to include Jerusalem-pine forests. The major source of rat food in this habitat is the plentiful supply of

² Aisner R. and Terkel J. 1992. “Ontogeny of pine cone opening behaviour in the black rat (*Rattus rattus*)”, *Anim. Behav.* 44: 327–336.

pine seeds, enclosed within pine-cones, growing on the upper branches of the trees. The pine seeds can be obtained only by using an elaborate pine-cone stripping technique. The results of a lengthy set of experiments have shown that black rat pups, but not adults, are able to learn the stripping technique by closely observing the partly stripped cones, and/or the cone-stripping behaviour of their mother, or any other experienced individual. The ability to strip pine-cones is the result of maternal transmission of behaviours, and not a novel genetic adaptation. Experimental cross-fostering of pups between experienced stripping mothers and “naive” (non-stripping) mothers has shown that pups learn from a skilful mother, irrespective of genetic relations.

The second example is probably the best-studied case of the establishment of local traditions in mammals. It was discovered by Japanese scientists who were studying Japanese macaques living on Koshima island, a wooded, precipitous mountain surrounded by sandy beaches and the sea.³ To attract the macaques to an open space where they could observe their behaviour, the scientists scattered sweet potatoes along mountain trails and finally on the sandy sea shore. This innocent trick bore unexpected fruits. A particularly smart, female, Imo, then one and half years old, started washing the potatoes in a nearby stream, removing the soil from them before eating them. The new habit soon spread to other monkeys. Some time later, the potato washing habit begun to be performed in the sea, by the beach. Imo and other monkeys also bit the potatoes before they ate them, dipping them in the salty water, apparently to season them. The researchers on Koshima also threw wheat on the shore, expecting the macaques to spend a long time collecting the wheat grains from the sand, and expecting to be able to observe how they deal with such an unfamiliar type of food. However, the same Imo, now four years old, apparently an Einstein among macaques, found a way around that problem. Instead of picking up the grains laboriously one by one, she threw the mixed sand and wheat into the sea water; the heavier sand sunk into the sea and the wheat floated on the surface, allowing her to collect it promptly. The new habit spread slowly within the group, first from the young to the old, then from mothers to children. Old dominant male monkeys, entrenched in their old customs, and having less opportunity to interact with the young, failed to learn or were the last to learn. But the habit of bringing food to the sea had other effects. Infants carried by their mother to the sea became

³ Kawamura S. 1959. “The process of sub-culture propagation among Japanese macaques”. *Primates*, 2: 43–45. Kawai M. 1965. “Newly-acquired pre-cultural behavior of the natural troop of Japanese monkeys on Koshima island”. *Primates*, 6: 1–30.

accustomed to the water, and started playing in it. Swimming in the sea and even jumping and diving into it, became a popular habit, which in time became characteristic of the whole troop, including the adults. More recently, another new habit, eating raw fish, has begun spreading among the Koshima monkeys. This habit spread from peripheral hungry males to other members. The raw fish are not a favored food at all, but are now collected and eaten when there is nothing better around.

A whole new life style has developed. The original potato-washing tradition led to a direct elaboration of the pattern of behaviour – biting the potato to season it before dipping. But the main effects were indirect – it triggered another tradition of wheat scooping in the water, and the two food-washing traditions in turn triggered a tradition of swimming. Several closely interconnected habits, associated with the sea and the sandy beach, formed a new lifestyle. Each habit reinforces the others, since they are all associated with the new habitat and with the new habits related to it. Although there is not much modification in any single pattern of behaviour, the whole lifestyle has evolved by one modification in behaviour forming the conditions for the generation and propagation of another modification. The accumulation of modifications over time led to a whole lifestyle.

The new habits are not random variations – they are learnt responses to new conditions. They are transmitted from one generation to the next through various mechanisms of social learning. They accumulate and form complex new adaptations. Evolution has occurred through the acquisition and transmission of new behaviours.

The world of symbols

The ability to represent and transmit information in a symbolical form seems unique to human beings. Human language is a prime example – it is the major medium of information transmission in our species. I do not need to elaborate on the power of this type of representation and communication here, since, as scholars, we earn our living by using it. What is very clear is that this type of representation and communication sped cultural evolution enormously and extended it to new realms. Our species is the cultural species par excellence. The transmission of cultural variations, their selection according to complex individual and social criteria, and their accumulation are the basis of every aspect of our life: from eating food prepared according to multi-stage recipes to missile technology that enables us to send human beings to space. Cultural evolution is the major axis along which human evolution now proceeds.

The four systems of inheritance I have described (DNA, cellular, behavioural, symbolical) allow the transmission of information between biological entities at different levels of biological organization. They are not alternative to one another. As evolution proceeded, new inheritance systems and new modes of evolution were added to the previous ones. The generation of variation at these new levels is often not random. It is induced or learnt, and sometimes results in adaptive responses to new challenges. In the next section I argue that the evolution of these systems was part and parcel of the evolution of complexity.

Why is the evolution of systems leading to the inheritance of acquired variations inevitable?

When is it worthwhile to transmit acquired characters to the next generation? Under what kind of environmental and internal conditions? If we can define such environmental conditions and show that they are quite general and common and also show that the biological internal conditions are such that the origin of these new inheritance systems does not require unlikely modifications, then, given enough time, the evolution of new inheritance systems⁴ is inevitable.

I cannot here go into the internal biological conditions that give rise to each of the new inheritance systems. However, I would like to briefly outline the kind of environmental conditions in which inheritance systems that transmit induced or learnt information are advantageous. I shall illustrate them with respect to the evolution of transmitting patterns of behaviour across generations through social learning.

Very generally, mechanisms allowing the transmission of induced or of learnt variations are advantageous if the environment has recurring features, but also has enough temporal or spatial diversity to preclude a fixed genetic response on the one hand, yet on the other hand make a response acquired by the individual through its own efforts too costly. Thus, learning from parents will be beneficial when individual learning by trial and error is time-consuming and dangerous and the environment changes so slowly that the information learnt from the parents is still relevant for the offspring. This means that changes last longer than the generation time of the organism, but not long enough for genetic fixation of the learnt response to occur. For example, if the availability of some food items such as seeds to seed-

⁴ The origin of new inheritance systems is reviewed in: Jablonka E., Lamb M.J. and Avital E. 1998. "‘Lamarckian’ mechanisms in Darwinian evolution". *TREE*, 13: 206–210.

eating rodents varies every several rodent generations or periods of drought and cold last longer than the generation time of the individual animals experiencing them, socially transmitted behaviours can be advantageous. The best strategy for the naive individual is to learn the appropriate response from an experienced individual – to inherit the adaptive behavioral phenotype. The cost of individual learning is thus partially avoided.

The evolution of inheritance systems leading to the transmission of acquired variations is inevitable in the world organisms inhabit, where environmental fluctuations that are neither very short nor very long is common. The Israeli black rats and the Japanese macaques show us that such inheritance systems indeed do exist and play an important role in the lives of animals. However, until now we have treated the different inheritance systems as if they were isolated from each other, operating in parallel rather than interacting. In the short term, for a limited number of generations, this is useful, but the inheritance systems are not really isolated from each other. They interact and in the long term co-evolve. It is often necessary to understand how different inheritance systems and the variations transmitted through them affect each other to understand the evolution of a particular process or phenomenon. I shall illustrate this point with an example showing the co-evolution of genes and culture in human populations.

Multiple inheritance systems: a co-evolutionary perspective

There is a famous case that clearly illustrates one type of interaction and co-evolution between genes and culture: it is concerned with the evolution of the use of fresh milk as a source of food among adults in some human populations.⁵ Fresh milk contains the sugar lactose, and the breakdown of lactose into its useful components (glucose and galactose) is accomplished by an enzyme, lactase-I, that all mammals are able to synthesize. The activity of this enzyme is normally very high in the young mammal after birth, but its activity decreases dramatically during weaning. Normally, therefore, fresh milk is digestible only during the suckling period. Adults outgrow their ability to digest the milk sugar because their lactase-I activity goes down. Consequently, when adults drink fresh milk, it does not yield much energy and often causes mild indigestion and sometimes diarrhea. This situation is characteristic not

⁵ See Durham W. 1991. *Coevolution: Genes Culture and Human Diversity*. Stanford University Press. The case of the evolution of lactose absorption is reviewed on pp. 226–285.

only of non-human mammals, but also of most human populations. But there are some illuminating exceptions! There are adults who can break down lactose (“lactose absorbers”) and hence benefit from drinking milk. A high proportion of these people is found in the dairying populations of North Europe and among wandering pastoralists (such as the Tutsi pastoralists in the Congo basin) who are totally dependent on fresh milk. It is much less common in other populations, including many dairying populations. How can we explain this rather odd distribution?

History and ecology provide the clues. The domestication of cattle led not only to the increase of eating beef, but also, about 4000–6000 years ago, to the use of fresh and processed milk products, such as cheese. With processed milk, there are no problems with lactose absorption, because the processing removes most of it. However, the wandering pastoralists of the Congo basin probably had difficulties finding the opportunity to process milk and so came to depend heavily on fresh milk as a ready food source. Adults needed the ability to digest the lactose in this milk. Those with the genetic ability to do so thrived and reproduced, and the gene or genes responsible spread through the population.

What about the other, non-wandering populations with adults who can absorb lactose? It happens that lactose, the sugar found in fresh milk, is not only an excellent energy source, but also acts like a vitamin D supplement, facilitating the absorption of calcium. This is of great importance in environments where there is a deficiency of vitamin D and hence of calcium. People living in sunny areas have a constant supply of vitamin D, because solar radiation converts precursor steroids to vitamin D. But in regions that receive little sunlight, vitamin D may be in short supply. If so, the ability to absorb lactose after weaning has a great advantage, because it supplies vitamin D and prevents the development of rickets, a crippling softening of the bones resulting from calcium deficiency. Consequently, in cultures that use cattle and live in regions with little solar radiation, individuals who are able to absorb lactose as adults have an advantage over non-absorbers. We can therefore expect such individuals to leave more descendants and in time to become the majority in the population. The distribution of lactose absorbers fits this expectation – their frequency is particularly high in populations living at high latitudes with little sunlight.

The increase in the frequency of the genes enabling adults to make good use of fresh milk is therefore the result of a cultural change, the domestication of cattle. Domestication was beneficial for individuals in all communities in which it was practiced, because beef and milk are energy-rich foods. However, in some populations, such as those of the wandering pastoralists and the populations of Northern Europe, fresh milk became important. It is in these populations that we see not only a

high frequency of lactose absorbers, but also a high cultural regard for fresh milk. In the creation myths of the Indo-European people, the importance of the bovine, and especially of the female cow as a source of fresh milk, increases the higher the latitude! In the myths of the most northern populations, the first animals to be created are female cows, who produce a lot of milk. This milk is drunk fresh by giants and gods and is considered to be the source of their great size and strength. The first bovine of creation was not used for food or sacrificed, but continues to nurture the world.

So the domestication of cattle, a cultural event, led to new evolutionary opportunities. The continuous availability of culturally harvested fresh milk gave, in some dairying populations, an advantage to the few adults who were able to absorb lactose. They were healthier and their reproductive success was greater. The benefits of milk drinking led to the glorification of milk: myths developed that reflected the importance of fresh milk, and at the same time reinforced and encouraged its consumption, leading to stronger selection for lactose absorbers; the increase in the frequency of adult lactose absorbers further enhanced the “educational” value of the myth. A positive feedback loop between genetic and cultural evolution was thus formed. Culture and genes co-evolved, positively affecting one another.

Conclusions

The transmission of information between generation of organisms occurs at several levels of biological organization – the level of the genetic material, the cellular level, the behavioural level, and the symbolical level. At each level, the generation of variations in the transmitted information can be either accidental and “blind” with relation to the environment affecting this level, or it can be “directed”: the variation is induced or learnt and is a non-accidental, often adaptive response to environmental conditions. This is very apparent when we look at non-DNA inheritance system, but even the DNA system is more complex and sophisticated than once believed, and some genetic variation seems guided or directed.

All the systems of inheritance evolved by natural selection, which may often have involved accidental variations. The conditions in which the inheritance of acquired variations is advantageous are common, and the evolution of systems allowing the production of non-accidental, learnt, or induced variations is therefore inevitable. With the emergence of new inheritance systems, evolution can occur at different levels of biological organization. As I have tried to show, there are interactions between the

different levels, and it is necessary to consider these interactions to understand observed traits and behaviours, including traits and behaviour patterns in our own species. The attempt to derive all evolutionary adaptations from considerations based on genetic evolution and gene selection alone is therefore doomed to failure. Similarly, the attempt to ignore genetic (or epigenetic) evolution and explain all human cultural processes and products at the cultural evolution level alone can yield only partial understanding. An integrative approach, considering all inheritance systems and weighing their relative importance in any particular case is necessary.

Peter N. Miller

Why Study the Past? Antiquarianism and Neo-stoicism in the Circle of Fabri de Peiresc, 1580–1637¹

Umberto Eco's description, in *The Island of the Day Before*, of the nameless "local gentleman" of Aix-en-Provence who was "versed in every science, possessor of a library rich not only in books but in art objects, antiquities, and embalmed animals" describes, and aptly captures the fate, of the man it refers to, Nicolas-Claude Fabri de Peiresc (1580–1637).² Peiresc was educated by the Jesuits in Aix and Avignon and was destined, from an early age, for a legal career and the family position in the *parlement* of Provence. A trip to Italy from 1599 to 1602 was designed by his uncle and father to further his legal education, though the young Peiresc used it to introduce himself to the world of antiquaries and scholars. His formal education was completed at Montpellier and Aix, culminating in a doctorate in both civil and canon law in January 1604. Peiresc then traveled extensively through the northern tier of the learned world, visiting English, Dutch, and Flemish scholars in 1606. The friends he made on these trips laid the foundation of his later intellectual and social life. Upon the death of his uncle on 24 June 1607, Peiresc took the family seat in the Parlement and occupied it for exactly thirty years (he died on 24 June 1637). For seven of them, he lived in Paris in the entourage of his patron Guillaume du Vair, then Keeper of the Seals, and saw at first hand the workings of a baroque court. Upon returning to Provence in 1623, he never left. For these last fourteen years of his life Peiresc was able, from a provincial headquarters, "to unite all Mankind" – I quote from a contemporary's praise – "through the whole World, by the Commerce and Correspondence of Letters."³ A list of his friends reads like a catalogue of the age's great men and includes Cardinal Francesco Barberini, William Camden, Tomaso Campanella, Isaac Casaubon, Guillaume du Vair, Jacques-Auguste de Thou, Galileo Galilei, Pierre Gassendi, Hugo Grotius, Athanasius Kircher, François Malherbe,

¹ Lecture given at the Wissenschaftskolleg zu Berlin on May 28, 1998.

² Umberto Eco, *The Island of the Day Before*, tr. William Weaver (New York, 1995; Italian 1994), p. 153. Exactly preserving posterity's verdict, Eco then refers to the Canon of Digne – a clear reference to Peiresc's dear friend Pierre Gassendi who actually was Canon of Digne. Peiresc's identity must be divined.

Marin Mersenne, Gian-Vicenzo Pinelli, Peter-Paul Rubens, Paolo Sarpi, Joseph Scaliger, and Pope Urban VIII. It was his close relations with the Barberinis and with other cardinals that led to Peiresc's emerging as the spokesman for the scholarly community to plead for the release of Galileo. When an appeal to common humanity did not move Francesco Barberini, Peiresc warned his friend that failure to reverse the verdict "would run the risk of being interpreted and perhaps compared one day to the persecution of the person and wisdom of Socrates, so condemned by other nations and by posterity itself".⁴ Peiresc's death in 1637 was marked by an outpouring of comment across the learned world including an extraordinary memorial meeting in Rome (attended by ten cardinals and assorted Roman luminaries), publication of a volume of elegiac poetry in over forty languages, and the most important biography of a scholar written in the seventeenth century, Pierre Gassendi's *Life of the Illustrious Man*, or, as it was soon known in its English translation, a project of the Hartlib circle and dedicated to John Evelyn, *The Mirrour of True Nobility and Gentility*.

The tens of thousands of pages of letters, copies of letters, memoranda and reading notes that have survived the depredations of time and the carelessness of an unreliable heir map the shape of the Republic of Letters in the first decades of the seventeenth century. Like Peiresc's *Nachlass*, Gassendi's biography could be approached as an intellectual history of the New Thinking in Europe. In these pages we are plunged headlong into the world of an early modern antiquary. Like the great contemporary entrepôts in which the goods of the world were laid side by side, we can here sample the issues, great and small, that drove learned discussion in Europe. Peiresc's correspondents in Europe, Asia and Africa served as his foreign service and he, in Provence, studied their reports and directed them to the most appropriate destination. Peiresc's provincial address was not at all "out of the way", in an age just before the emergence of modern capitals like Paris and London made the term "provincial intellectual" an oxymoron. On the contrary, from his home in Aix, near Marseilles, and country estate in Boysgency, near Toulon, Peiresc bestrode the Rhone and Mediterranean

³ Pierre Gassendi, *The Mirrour of True Nobility and Gentility*, tr. W. Rand (London, 1657), book six, p. 236. This book, first published in 1641 as *Viri Illustris Nicolai Claudii Fabricii de Peiresc, Senatoris Aquisextiensis, Vita* remains the best account of the life. Subsequent biographies, such as Pierre Humbert, *Un Amateur Peiresc 1580–1637* (Paris, 1933) and Georges Cahen-Salvador, *Un Grand Humaniste Peiresc 1580–1637* (Paris, 1951), depend upon it (though neither contain any references).

⁴ Peiresc to Francesco Barberini, 31 January 1635, *Le Opere di Galileo. Edizione Nazionale* (Florence, 1966), XVI, p. 202.

ports that connected the Levant and Italy with France and the Low Countries.

In this archive we read of Peiresc's repetition of Galileo's observation of the moons of Jupiter, the so-called Medicean Planets – with accuracy equal to and sometimes better than his master – which he planned to publish. It was while making these observations in November 1610 that Peiresc trained his telescope, acquired from the same Dutchman who supplied Galileo, at the constellation of Orion. In the sword of Orion Peiresc saw what he described as a little cloud, a *nebulula*. This was the first nebula ever seen.

We also learn of his discovery, or re-discovery, while rummaging through the treasury of the Ste. Chappelle in Paris in 1620, of the Great Cameo of France, the so-called *Gemma Tiberiana*. In contemporary letters to other antiquaries he announced the find and proposed identifications for its twenty-odd characters, many of which are still accepted. It was this discovery that gave Peiresc the idea of doing a book on ancient engraved gems and cameos. To do justice to the subject, the best possible illustrations were to be paired with the most detailed commentary. For the images, Peiresc turned to one of the greatest artist-antiquaries of the period, Peter-Paul Rubens. This was the beginning of an enduring friendship that was sealed with the gift of a self-portrait, now in Canberra, presented to Peiresc in 1628, and one of only two known to be by the painter's own hand. The other was done for King Charles I of England. All that survived of the “gembook”, which was thwarted by Rubens' activities as a Spanish diplomat and Peiresc's inclusion of more and more objects, was Rubens' engraving for the frontispiece.

About Peiresc's next great find we know very little. The “Marmor Parium” is the most famous of the stones purchased in 1624 by Peiresc's agent, the Provençal merchant Samson Napolon, then consul in Smyrna. It contains, in ancient Greek writing, a treaty between two cities in Asia Minor, Magnesia and Smyrna, and dates to the sixth century B.C.E. But before Napoleon could take the stones out of the country, he was thrown in jail and his objects picked up by the quick-witted Thomas Petty, the English Lord Arundel's Turkish treasure-hunter. Through the scholarly efforts of Peiresc's friend, John Selden, the document's value for making sense of ancient chronology was announced to the learned world in the *Marmora Arundelliana* (1628). The stone is a historical-chronological document from the archaic Greek past that these antiquaries thought could finally frame a single world narrative integrating both sacred and profane history.

In Peiresc's correspondence during the year 1628, there is the brief record of a conversation with two travelers recently returned from Persia.

On the ancient route from Ecbatana to Babylon, Monsieurs Leger and le Tenneur – otherwise unknown – had seen a spring rising up at the base of a mountain. The mountain was itself all dressed and figured, according to Peiresc’s account, with an “infinity of beautiful figures”, of grand “histories” – “history” being the word that Leon Battista Alberti had used to refer to relief sculpture in *Della pittura* – all cut into the mountain side in high relief. This was “a very rare and very marvelous work”, Peiresc concluded, and worthy of being copied – though this was not done until 1837. This is one of the first references we have to the images and tri-lingual inscription carved at Bisitun on the order of Darius the Great in 518 B.C.E., and often referred to as the “Rosetta Stone of Western Asia”, since it facilitated study of the languages of Darius’ empire: Old Persian, Babylonian and Elamite. Peiresc observed that the scale of these remains was precisely what one would expect from a mighty empire, that the climate in the East worked to preserve all physical remains that were not intentionally destroyed, and that the general state of depopulation had preserved many things that would otherwise have been worn away by usage. Peiresc suggested that the depictions of tiaras and headgear, such as those of Darius, and the Scythian King Skunkha, might be of use to Rubens. Peiresc had earlier put his knowledge of ancient clothing at Rubens’ disposal for the latter’s paintings of the life of Marie de Medici in the Palais de Luxembourg.

As part of Peiresc’s efforts to establish the longitude of different sites along the shores of the Mediterranean and so correct existing maps, he organized a series of eclipse observations in which he mobilized friends from France to Syria to record the precise times when phenomena appeared. This same ambition led him to commission a map of the moon. When the engraver Claude Mellan stayed at his home in the summer of 1635, Peiresc put him to work on this project.

Peiresc was also responsible for introducing Angora cats to Europe. Gassendi explains that his love of cats began from self-interest: they guarded his scattered manuscripts from the depredations of mice. He soon found they had additional uses, and offered them to other cat-loving antiquaries in exchange for objects they were otherwise reluctant to part with. Peiresc’s other passion, gardening, is documented by the long lists of seeds that he exchanged with botanists around Europe, such as Clusius, who established the first and still-surviving botanical garden in Leiden. Peiresc’s contacts in Asia enabled him to turn his country estate into a nursery where exotic plants like jasmine were first grown in Europe. In recognition of Peiresc’s efforts, at the end of the seventeenth century the botanist royal of France named the oldest families of cactus after him, *Pereskia* and *Pereskioopsis*.

These are some of the more arresting episodes scattered through his papers. But day in and day out it is the study of antiquity through its literary and material remains that dominates the correspondence. A history of antiquarianism would, of course, begin with Petrarch in the fourteenth century and continue through Cyriac of Ancona in the fifteenth to the giants of the generations just preceding Peiresc: Pirro Ligorio and Onufrio Panvinio, and Joseph Scaliger and Justus Lipsius. The salient feature of Peiresc's intellectual profile is his interest in the history of the ancient Near East and medieval Europe, widening the humanists' traditional focus on classical Rome.

Peiresc played a crucial role in the beginning of oriental studies in early seventeenth-century Europe by organizing and funding learned shopping trips through the Levant and by putting newly-acquired information into the hands of specialists in Rome, Paris, Leiden, and Oxford. He used his considerable credit, both personal and financial, to promote the study of Samaritan and Coptic. The study of these and other languages, such as Ethiopic and Phoenician, established the possibility of a historical investigation of the ancient Near East and its relation to Greece. It also marks a deepening in the effort to put the Bible in its historical context that leads, in the next generation, to the work of Simon and Spinoza. It is this broader history of the Mediterranean world that fascinated Peiresc. Working through the French diplomatic, missionary, and commercial community in Cairo, many of whom were fellow Provençaux, Peiresc took advantage of his unrivalled access to information to seek answers to a series of questions about ancient and modern Egypt. It was, for instance, from Cairo that Peiresc received a pot of "sorbet". He described it as somewhat the worse for the wear of travel, with its tartness so dulled that even at half the dilution it failed to recover its piquancy. A study of Peiresc as a critic of exotic foods, which I don't as yet have any desire to write, would also have to discuss a letter to his brother in which he compares strawberries just brought from Quebec with those from his garden.

Constantinople was another capital of Peiresc's overseas empire. His papers preserve some remarkable drawings of the hippodrome, columns of Theodosius and Arcadius and sea-borne views of the city. Again, it was through the network of Provençal merchants and diplomats that Peiresc sought out and obtained information on contemporary Ottoman politics, and also on the natural history and antiquities of the lands ruled from Constantinople. Because Peiresc took such care to have copies made of his outgoing correspondence, this constitutes one of the great troves of information that we have on the early seventeenth-century Ottoman world.

Peiresc's oriental studies could serve as a wonderfully rich and detailed example of the way in which the antiquary's approach to the

study of the daily life and beliefs of past civilizations constituted an early modern version of what later came to be called cultural history by historians, cultural anthropology by anthropologists and comparative literature by literary scholars.

The other pole of Peiresc's intellectual life was Provence, with its glorious medieval culture and political autonomy. Here, his historical study was put in the service of both the King and the Parlement of Provence, providing historical ammunition for contemporary policy-making. Peiresc also served as a member of that Parlement and his political thought can be reconstructed from speeches and documents he preserved, as well as from his close contacts with leading European statesmen such as Paolo Sarpi, Hugo Grotius, and Jacques-Auguste de Thou.

For all this, Peiresc's fame in life was more than matched by an oblivion in death so swift and so complete as to elicit from someone who did not forget him, Pierre Bayle, the judgment that in only fifty years the name Peiresc had been forgotten, even in France. He had already become, in other words, Eco's nameless "local gentleman".

Why then should we now be interested in him? Because Peiresc was an extraordinary figure who typifies, in the extreme, features of the baroque world of early seventeenth-century Europe. In the twentieth century, Arnaldo Momigliano described Peiresc as the "archetype of all antiquarians", and Hugh Trevor-Roper called him "the dynamo which drove the machine of intellectual discussion throughout the Continent".⁵ His fame as an "antiquary" at a time when this practice embraced the study of the natural as well as human past gives us access to an intellectual continent long since sunk from view. The simple fact that someone could be as famous as Peiresc and yet be forgotten so rapidly is the question that sparked off my research. I have tried to answer it, in the book I am writing this year, by reformulating it as another question: what changed in Europe between 1640 and 1690 that led Peiresc to be forgotten, while some of his friends, like Mersenne and Galileo, remained famous?

I am not, however, going to try and address this question now. Instead, I would like to focus on what has been a standard complaint since the seventeenth-century, in other words, for roughly as long as this practice existed: antiquaries study useless things. After the shocking characterizations of the antiquary by Nietzsche and George Eliot (both appearing in 1872), it is commonplace to separate history – philosophy teaching by

⁵ Arnaldo Momigliano, *The Classical Foundations of Modern Historiography* (Berkeley and Los Angeles, 1990), p. 54; Trevor-Roper, "The Baroque Century", *The Age of Expansion. Europe and the World 1559–1660*, ed. Trevor-Roper, (London, 1969), p. 34.

example – from antiquarianism – desiccated old men studying ruins even drier and even older than themselves. But why did so many, for so long, make such an effort to know so much about so little?

To answer this question we need to think a little about neo-stoicism, the lifestyle that aspired to the status of philosophy and was most fashionable at the turn of the sixteenth century, from roughly 1580–1640, outside of the universities, or at least philosophy faculties, among the aristocrats and scholars who filled minor and major offices in the estates and bureaucracies of Europe's governments.

The central purpose of neo-stoicism, perfectly adapted for its audience, was to instill a “philosophicalness” that could endure calamities both public and personal. A mind able to distinguish between fleeting appearances and enduring truths, and between rational precepts and the irrational dictates of the passions, was one that could achieve tranquility amidst disorder and inner freedom under conditions of external constraint – features painfully familiar to those living during decades of civil and religious wars. Its canonical authors were Seneca and Epictetus among the Ancients, and Justus Lipsius, Guillaume du Vair, and Pierre Charron among the Moderns. It was also a service ideal especially useful to those working for rulers or in courts since it enabled them to survive under regimes, and in conditions, where rulers could act as arbitrarily as nature.

But without minimizing this role, I would like to argue that at the level of the individual scholar, this work on the past could also complement, or even promote the same series of philosophical ends proposed by the modern revivers of Roman stoicism. For the antiquary was confronted daily with the experience that these philosophers wrote about. *Tempus edax rerum tuque invidiosa vetustas omnia destruitis* (“Time devourer of things, and you envious age, destroy all”), Ovid had proclaimed. This was the inescapable truth facing all those who tried to make sense out of the wreckage of the past and emphasized more dramatically than could any purely philosophical apprenticeship the need to be philosophical – as we still say today – about life and its losses.

The confrontation with the past is the theme of a painting that has recently resurfaced and been described as “the most extraordinary painting of Roman ruins ever made in the Renaissance”.⁶ Dominated by that legend from the *Metamorphoses* (XV. 234), this painting by the Frisian artist Hermanus Posthumus (1536), now in the Lichtenstein Collection, is at once an acknowledgement of the inexorable grinding triumph of time and a call for documentation and preservation. This tension lies at the

⁶ Nicole Dacos, “Hermannus Posthumus. Rome, Manuta, Landshut”, *The Burlington Magazine* 127 (1985), p. 438.

heart of the antiquarian enterprise. Tiny figures probe the vast ruins: even the scale is designed to evoke the dynamic of this challenge. These are artist-antiquaries like Posthumus and his friend Maarten van Heemskerck – both of whom actually left their names as graffiti in the *domus aurea* – whose work offered the hope of salvaging something from the wrecked hulk of antiquity. Their belief, presented so unequivocally by Heemskerck, was that the remains of the past offered the best and most accurate matter with which to retell its story. *Roma Quanta Fuit Ipsa Ruina Docet*.

Joachim du Bellay's *Les Antiquités de Rome* (1558), a landmark in the history of the trans-alpine Renaissance, put this visual argument into poetry. He described Rome as “the pray of time, which all things doth devowre”. *Tempus Edax Rerum*. The “sacred ruines” and monuments stood witness to a much greater power. “And though your frames do for a time make warre/ Gainst time, yet time in time shall ruinate/ Your workes and names, and your last reliques marre”.⁷ Yet, so great was Rome's fame that even “though time doth Commonwealths devowre,/ Yet no time could ever wipe the city from memory.”⁸ One could emphasize the role of Rome in generating the trans-alpine Renaissances of the sixteenth century, but here I will only note that I have been quoting du Bellay in the translation of Edmund Spenser, published in 1591.

In his *Ruines of Time*, published in the same collection as this translation, Spenser turned the focus of this reflection on time away from the past and, as in Posthumus, towards those who dedicated themselves to fighting time. Not Rome, but the ruins of Romano-British Verulamium, occasioned the poem. The ancient remains of the city had been discovered in the middle ages and carted off to build the Cathedral of St. Albans. Against time's all-conquering march stood one man, “*Cambden* the nourice of antiquitie/ And lanterne unto late succeeding age”. Despite “fortunes injurie,/ And times decay, and envies cruell tort”, William Camden, the great English antiquary and titular head of the Elizabethan Society of Antiquaries – as well as Peiresc's chief English contact – had succeeded in resuscitating the memory of the ancient city in his chorographic masterpiece *Britannia*. In

⁷ Spenser, *Ruines of Rome: by Bellay, The Yale Edition of the Shorter Poems of Edmund Spenser*, eds. William A. Oram et al. (New Haven and London, 1989), VII, p. 389; Joachim du Bellay, *Les Antiquitez*, in *Les Antiquitez de Rome. Les Regrets*, ed. Françoise Joukovsky (Paris, 1994), VII, p. 40: “Et bien qu'au temps pour un temps facent guerre/Les bastiments, si est-ce que le temps/Oeuvres et noms finablement atterre.”

⁸ Spenser, *Ruines of Rome*, VIII, p. 390; du Bellay, *Les Antiquitez*, p. 31: “Et que, si bien le temps destruit les Republiques./ Le temps ne mist si bas la Romaine hauteur ...”

his celebration of it Spenser prophesied, “*Cambden*, though time all monuments obscure, / yet thy just labours shall endure”.⁹

In his preface to *Britannia*, Camden described himself as if locked in a contest with time. He wanted to “rake out, and free from darknesse such places as... TIME hath overcast with mist and darknesse”. Camden further excused the errors he might have made by asking, rhetorically, “For who is so skilfull that struggling with TIME in the foggie dark sea of Antiquity may not run upon rockes?”¹⁰ When encouraging others to publish their research on Anglo-Saxon, Camden noted that without publication “it is to be feared that devouring Time in few yeeres will utterly swallow it, without hope of recoverie”.¹¹

The most serious and evocative effort to define the practice of antiquarianism as a contest against time and to explain its appeal was made by Francis Bacon in *The Advancement of Knowledge*. He defined “antiquities” as “history defaced, or remnants of history which have casually escaped the shipwreck of time”. “*Antiquities*, or remnants of histories, are (as was said) like the spars of a shipwreck: when, though the memory of things be decayed and almost lost, yet acute and industrious persons, by a certain perseverance and scrupulous diligence, contrive to recover somewhat from the deluge of time”.¹²

Bacon’s phrase – or the general idea – had long become commonplace. In Shackerley Mermion’s perceptive parody, *The Antiquary* (1641), *Veteranno*, the eponymous anti-hero, has his servant recite, as if a credo, that antiquities were to be venerated because “rarities” “snatched from the jaws of time”.¹³ If we look closely at these remarks we can see that, as in the painting of Posthumus, this struggle of the historian against time not only animates an intellectual practice, but also gives expression to extremely personal feelings of motivation, of the sort that are rarely put in words anywhere, least of all in a scholarly genre notoriously short on the first person.

Let us take one almost local example, from the extended circle of Peiresc, the Silesian poet Martin Opitz (1597–1639). He began his studies in Breslau and then, like so many Protestants, continued them in Heidel-

⁹ Spenser, *Ruines of Time*, ll. 166–76, p. 240.

¹⁰ William Camden, *Britain, or a chorographical description of the most flourishing kingdoms, England, Scotland and Ireland*, trans. Philemon Holland (London, 1610), fols. 2^rv, 3^r, 3^v.

¹¹ Camden, “On language”, *Remaines Concerning Britain*, (Toronto, Ontario, 1984), p. 27.

¹² Francis Bacon, *De Augmentis Scientiarum*, bk. II, ch. 6.

¹³ Shackerley Mermion, *The Antiquary* (London, 1641), sig. D4^v.

berg, in his case with Janus Gruter. He fled the Spanish sack of the Palatinate in 1620 and passed through Leiden, where he became friends with Daniel Heinsius, and Denmark, where, in windswept and libraryless Jutland he composed his *Trostgedichte in Widerwertigkeit des Krieges* (not published until 1633), described as one of the earliest and most important receptions of neo-stoicism in German literature.¹⁴ The familiar theme of attaining inner freedom through rational self-control in spite of a hostile world is set against the backdrop of a Europe torn by war. It was once subtitled “Über die Beständigkeit”, while *Widerwertigkeit des Krieges* echoed Lipsius’s *De Constantia seu consolatio in publicis malis* and du Vair’s *De la Constance in calamitez publiques* but now with the backdrop of the Thirty Years’ War, rather than the Revolt of the Netherlands or French Wars of Religion.

From Denmark, Opitz wandered to the other end of Europe and the court of Bethlen Gabor in Transylvania. It was there, in 1622, that he wrote a poem that makes clear the intimate relations between the study of antiquities and neo-stoicism. What is extraordinary about *Zlatna oder von der Ruhe deß Gemüthes*, subtitled after Seneca in the appended panegyric poetry “De tranquillitate animi”, is not its typical reflections on the vanity of the world, or its equally typical favorable description of country as opposed to courtly life, but its recruitment of antiquarianism to make a philosophical argument.

For Opitz was not, as in du Bellay’s words, the “stranger which for Rome in Rome here seekest/ And nought of Rome in Rome perceiv’st at all”. Opitz found Rome where he was not expecting to find it.¹⁵ It is the shock of seeing Roman ruins in Transylvania – and like a good student of Gruter, he carefully copied down inscriptions, printed them in the notes to the poem and sent them on to Gruter himself – that led Opitz to imagine his own urn full of funereal ashes and to think hard about the best life to lead before that inevitable end; the poem is about the good life. Poussin’s near-contemporary painting of shepherds coming upon an ancient monument warning them of their own deaths – the meaning, according to Panofsky, of the first, Chattsworth, version of “Et in Arcadia Ego” – is the visual expression of this relationship between antiquarianism and being “philosophical” that is one of the main themes in *Zlatna*.¹⁶

¹⁴ Klaus Garber, “Martin Opitz”, *Deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts*, eds. Harald Steinhagen and Benno von Wiese (Berlin, 1984), p. 152.

¹⁵ The words are du Bellay’s famous ones in Spenser’s translation from the 3rd of his *Antiquitez* (“Nouveau venu, qui cherches Rome en Rome/ Et rien de Rome en Rome n’apperçois”).

These ruins, and the contrast with the peasant folk who lived amongst them, prompted Opitz' observation that living according to reason and nature was best. This was opposed to those, he wrote, who "bawen auff den schein des schnöden wesens nicht/ Das beydes nur die zeit gebietet und zubricht."¹⁷ Learning about the past defeated the tyranny of time. Opitz described this triumph as a kind of "spiritual exercise", of the sort recommended by ancient stoics like Epictetus and Seneca, as well as modern ones like Lipsius. "Das wolt' ich gleichfalls thun/ und meines geistes kräfte/ Versuch allezeit mit müßigen geschäften;/ Ich liesse nicht vortbey so viel man künste weiß/ Und was man helt vor schwer erstieg' ich durch den fleiß." The specific form of intellectual inquiry that best expressed this effort was the study of antiquities. Opitz continued: "Der Länder untergang/ der alten Völker sitten/ Ihr essen'jhre tracht/ wie seltsam sie gestritten/ Wo diß und das geschehen/ ja aller zeiten stand/ Von anbegin der Welt macht' ich mir gantz bekend".¹⁸

This is nothing less than the kind of encyclopedic antiquarian project that someone like Peiresc would have recognized at once. Opitz harnessed it to a vision of the "happy man" that is better known as a late seventeenth- and eighteenth-century phenomenon and which, in any event, is rarely connected with the world of knowledge.

The work *Zlatna* announced, and discussion of which recurs in Opitz's correspondence, *Dacia Antiqua*, is lost and may never have been completed. (In 1629, Grotius did, however, forward some of Opitz's researches to Peiresc who admired them, but without mention of Opitz as the author). What has survived of Opitz's plans describes a typical piece of antiquarian scholarship that used objects as well as texts to write a history embracing the historico-geographical and cultural-historical alike.¹⁹ Using observations of the contemporary situation – there are many comments about the language and customs of the Romanian inhabitants of Zlatna – as a tool for understanding Roman Dacia, it provides us with a perfect example of the relationship between antiquarianism and early anthropology that Momigliano hinted at.

For someone like Camden, or Peiresc, this kind of layered knowledge of the past offered the prospect of living in the world on terms of greater

¹⁶ Opitz, *Zlatna, Oder von Ruhe deß Gemüthes*, in *Opitz Gesammelte Werke*, ed. George Schulz-Behrend (Stuttgart, 1978), pp. 75–77. Erwin Panofsky, "Et in Arcadia Ego", *Meaning in the Visual Arts* (Garden City, NY, 1955), p. 312.

¹⁷ Opitz, *Zlatna*, ll. 513–16.

¹⁸ Opitz, *Zlatna*, ll. 521–28.

¹⁹ See Walter Gose, "Dacia Antiqua. Ein verschollenes Hauptwerk von Martin Opitz", *Südostdeutsches [sic] Archiv*, 2 (1959), pp. 127–144, at p. 136.

familiarity – or at least less estrangement. Camden explained to those who condemned the study of Antiquity as a “back-looking curiosity” that this knowledge alone offered the possibility of really living. “If any there be which are desirous to be strangers in their owne soile, and forrainers in their owne City, they may so continue and therein flatter themselves”. If it was knowledge of a country’s or a people’s past, rather than a mere legal title, that made one a true citizen, it was also true that ignorance of the past diminished the meaning of life itself.²⁰ According to Gassendi, Peiresc “could hardly well endure to see an ingenuous man, who was a stranger in his own world”. This was why he had himself studied the histories of all nations so that, Gassendi concluded in his *Life of Peiresc*, he seemed as if one who had lived at all times in all places.²¹ This was Peiresc’s way of attaining what Daniello Bartoli in his *Man of Learning Defended* (1646) intended in his extraordinary remark that “to know the world is to possess it”.

This blending of antiquarian practice with neo-stoic reflection on change is given its purest seventeenth-century English – and perhaps European – expression in Thomas Browne’s *Hydriotaphia. Urne Burriall, or a discourse of the sepulchrall urnes lately found in Norfolk* (1658), an apt pendant to Zlatna from the other end of Europe. The urns were “sad and sepulchral Pitchers... the ruines of forgotten times”. The presence of antiquities, he wrote in the dedication, just as Opitz wrote in his, “raiseth your thoughts unto old things, and consideration of times before you”. Like the “Todtentopff” that Opitz saw amidst the Roman gravestones and imagined being filled with his own ashes, Browne saw the urns as “artificial *mementos*, or coffins by our bedside, to minde us of our graves”. Just as Opitz described inscriptions that had withstood time, weather, and fire, Browne noted that “Time which antiquates Antiquities, and hath an art to make dust of all things, hath yet spared these *minor* Monuments”. Yet these ashes, which, unlike Opitz’s stones, gave no indication of their formerly living contents, survived only “as Emblemes of mortall vanities; Antidotes against pride, vain-glory, and madding vices”.²²

For Browne, however, and this is an important turning point, even the antiquary’s most conscientious effort had to fail because “there is no antidote against the Opium of time”. Parents were buried in the memories of their children and children now alive in that of those yet unborn. “To be read by bare Inscriptions like many in *Gruter*” – referring to the *Inscrip-*

²⁰ Camden, *Britain*, fol. 2^{r-v}.

²¹ Gassendi, *Mirroure*, bk. 6, pp. 202–203.

²² Sir Thomas Browne, “Hydriotaphia”, *The Religio Medici and other writings* (London, 1947), pp. 92–3; 131–33.

tiones totius orbi romanarum corpus (1601) of Opitz's teacher – "to hope for Eternity by Ænigmaticall Epithetes or first letters of our names [as in inscriptions], to be studied by Antiquaries, who we were, and have new Names given us like many of the Mummies, are cold consolations unto the Students of perpetuity".²³

Browne's lament for the inevitably superficial quality of what later scholarship could preserve of earlier lived life – the cold consolation – is the subject of Keats's own lament for the "foster-child of silence and slow time" in "Ode on a Grecian Urn". The who and what depicted on the vase – the antiquary's stock questions – could never be answered. The past was just *too* distant. Where Hegel, in some of the most beautiful passages in the *Phänomenologie des Geistes* described this reality as the limit of one form of historical understanding – antiquarianism – and marking the necessity of another, Keats turned the triumph of "old age" – the mellower cousin of Ovid's *invidiosa vetustas* – into a new, noncontextual notion of the beautiful. He concluded, against the antiquarian aesthetic of someone like the Comte de Caylus, though the verdict falls also on Opitz and Peiresc, that "beauty is truth and truth beauty". This, and not history, was all that anyone needed to know.

I have tried to show that in Peiresc's circle study of the past was part of a broader approach to the question of living well aimed at making men "philosophical", and so able to bear adversity and enjoy good fortune with equanimity. "Ancient history" and "the antiquarian", to borrow the title of Momigliano's classic study, may have eventually gone their separate ways, but in the heroic age of the antiquaries they drew from the "shipwreck of antiquity" the same philosophical sustenance that others drew from Thucydides or Livy. The ability of scholars like Peiresc to hold the past in their hands, whether in the shape of coins or sculptures, gave them a much more immediate sense of time's passage and the frailty of all things human, a frailty which, nevertheless, their prodigious labors sought to overcome. It is the fearlessness of this passion for learning that never lost itself in either self-admiration or self-pity that is the best demonstration of how, at least for Peiresc, the study of antiquities could be a guide to living, *magistra vitae*.

²³ Browne, *Hydriotaphia*, p. 134.

Wolfgang J. Mommsen

Krieg und Kultur. Künstler, Schriftsteller und Intellektuelle im Ersten Weltkrieg¹

Gemeinhin wird den Intellektuellen und Künstlern eine Führungsfunktion in modernen Gesellschaften zugesprochen, dank ihrer herausgehobenen Stellung, die zumeist nicht unmittelbar gesellschaftlichen oder politischen Zwängen unterworfen ist. Sie definieren die Kategorien und die Perspektiven, innerhalb derer die politische und soziale Wirklichkeit von der Öffentlichkeit wahrgenommen wird. Andererseits reagieren sie besonders sensibel auf vorherrschende Strömungen oder tiefgehende Veränderungen in der öffentlichen Meinung, und nicht selten sind sie geneigt, neue Trends ihrerseits aufzugreifen und sich gleichsam draufzusetzen und diese damit zu verstärken. Dieser Sozialgruppe wird häufig, und dies mit Recht, eine besondere gesellschaftliche Verantwortung zugemessen, aber gleichermaßen ist man mit Kritik an ihnen schnell zur Hand („La trahison des clercs“). Von besonderer Bedeutung dürfte es sein, daß die Intellektuellen bei der Formierung des nationalen Bewußtseins eine herausgehobene Funktion innehaben. Schon Max Weber hat einmal darauf hingewiesen, daß „diejenigen, welche innerhalb einer ‚Kulturgemeinschaft‘ (das soll hier heißen: einer Gruppe von Menschen), welche kraft ihrer Eigenart bestimmte als ‚Kulturgüter‘ geltenden Leistungen von spezifischer Art zugänglich sind“, in besonderer Weise dazu prädestiniert seien, die nationale Idee zu usurpieren und zu propagieren. Dies ist, wie naheliegend sein dürfte, in einer Kriegssituation von besonderer Bedeutung. Von der Rolle dieser Personengruppe, spricht der Künstler, Schriftsteller und Intellektuellen während des ersten Weltkriegs, den George Kennan die „Urkatastrophe“ der europäischen Geschichte genannt hat, soll im folgenden die Rede sein.

Bei näherer Beschäftigung mit der Vorgeschichte des Ersten Weltkrieges stellt sich die irritierende Beobachtung ein, daß die kulturellen Eliten in ihrer großen Mehrheit in der ersten Reihe der mit einem kommenden Kriege sympathisierenden Gruppen zu finden sind, und dies mehr oder minder, mit einigen regionalen Unterschieden, in ganz Europa. Der Futurismus und der Vitalismus als miteinander verschwisterte ästhetische und literarische Strömungen innerhalb der sogenannten Avantgarde favorisierten gleichermaßen Gewalt und Krieg als ein Mittel, um die angebliche Stagnation und Fäulnis des kulturellen Lebens der bürgerlichen Gesell-

¹ Vortrag gehalten am Wissenschaftskolleg zu Berlin am 14. Mai 1998.

schaft zu überwinden und den Weg für eine neue, ursprünglichere Kultur freizumachen. In den literarischen und künstlerischen Kreisen war in der letzten Dekade vor 1914 die Idee weit verbreitet, daß ein großer europäischer Krieg, ungeachtet seiner zerstörerischen Gewalt geeignet sei, die sterile spätbürgerliche Gesellschaft in ihren Grundfesten zu erschüttern und eine neue, ursprünglichere, den breiten Schichten des Volkes verbundene Kultur entstehen zu lassen, die den sterilen Individualismus des Kulturlebens des „fin de siècle“ ersetzen werde. In gewissem Sinne kam dies einer Übertragung der bekannten Theorie George Sorels vom „Generalstreik“ auf das kulturelle Leben gleich. Zusätzlich wird der Einfluß des damals virulenten vulgären Nietzscheanismus zu veranschlagen sein, dem Elisabeth Förster-Nietzsche mit ihrer manipulierten Edition von Nietzsches „Willen zur Macht“ zusätzlich Auftrieb verlieh.

Diese Grundstimmung war in den europäischen Gesellschaften allerdings unterschiedlich stark ausgebildet. Am ausgeprägtesten begegnen wir dieser ästhetisch und kulturtheoretisch begründeten Bejahung des Krieges im italienischen Futurismus. Die Faszination der Futuristen mit Krieg und Gewalt, mit Geschwindigkeit und Zerstörung, mit zerstörerischen Maschinen, Kanonen, Flugzeugen etc. ist allgemein bekannt. Die Apokalypse eines heroischen Krieges wurde gepriesen, weil dieser der Kunst und Literatur neue Impulse geben werde, aber auch, weil dadurch die nationalistischen Emotionen der Massen geweckt und dem italienischen Staate neue Vitalität zugeführt würde. Es handelte sich freilich keineswegs nur um einen „imagined war“, wie man gemeint hat (Samuel Smiles). Für die italienischen Futuristen war der Krieg real genug, um den Lybienkrieg von 1912 begeistert zu feiern. Marinelli persönlich reiste als Kriegsberichterstatter an die Front, um dieses aus seiner Sicht historische Geschehen aus futuristischer Sicht entsprechend zu würdigen.

Im Deutschen Reich und in Österreich-Ungarn ist eine derartige Disposition zu Krieg und Gewalt nicht in gleichem Maße nachweisbar; zudem war hier der Einfluß des Futurismus gebrochener. Wohl aber stoßen wir insbesondere in der Bildenden Kunst auf eine auffällig häufige Beschäftigung der Künstlerschaft mit der Thematik gewaltsamer Katastrophen, apokalyptischer Szenarien und mit der symbolischen Darstellungen des Krieges bzw. des Kriegsgottes, etwa bei Arnold Böcklin und Max Klinger, aber in abstrakter Form auch bei Kandinsky und Klee. In den gleichen Zusammenhang gehört auch Max Beckmanns „Erdbeben von Messina“, als einer die Zeitgenossen ungeheuer erschütternden Naturkatastrophe. Am ausgeprägtesten findet sich diese Thematik in den zahlreichen graphischen Arbeiten Ludwig Meidners, die in immer neuen Variationen Katastrophen von apokalyptischen Dimensionen behandeln,

darunter nicht selten das Bild brennender oder zerschossener Städte, in einer indirekten Antizipation kommenden Unheils, wenn auch nicht direkt des Weltkrieges.

Im literarischen Bereich findet sich die Antizipation des Krieges häufiger und eindeutiger, vor allem auf dem Höhepunkt der 2. Marokkokrise 1911, die Europa bekanntlich erstmals an den Rand eines europäischen Krieges geführt hatte. Am bekanntesten ist das Gedicht „Der Krieg“ von Georg Heym vom Frühjahr 1912, in der Krieg als eine dämonische Kraft von gigantischen Proportionen dargestellt wird, der die sterilen Großstädte zertrümmert und die Bahn für eine neue Zivilisation freimacht. Aber auch bei Stefan George begegnen wir bereits 1913 der Idee eines „heiligen Krieges“, als eines willkommenen Purgatoriums einer abgrundtief verrotteten Welt, in der alles echte Menschentum verlorengegangen sei. Auch bei René Schickele, der später mit der Wochenschrift *Die weißen Blätter* zu einem Vorkämpfer der Völkerverständigung und des Pazifismus werden sollte, finden wir vor 1914 die Bejahung von Gewalt als eines Kraftquells einer vitalistischen Erneuerung der Kultur. All dies paßt fast nahtlos zu dem bekannten Buch Friedrichs von Bernhards *Deutschland und der nächste Krieg*, in welchem Bernhardt bekanntlich für einen Präventivkrieg zur Erringung der Weltmachtstellung des Deutschen Reiches plädierte, mit dem geradewegs auf die deutschen Bildungsschichten und namentlich die deutschen Studienräte gezielten Argument, daß ansonsten die deutsche Kultur zur Zweitklassigkeit verdammt und zum Untergang verurteilt wäre.

In Frankreich ist das Bild diffuser, aber auch hier fand die Idee eines Krieges gegen das deutsche Reich seine Befürworter unter den Intellektuellen. Der Krieg wurde gepriesen als Gegengewicht gegen die zu Erschlaffung und Verweichlichung führende materialistische Zivilisation der Gegenwart. Demgegenüber wurden die männlichen Tugenden der Tapferkeit, der Opferbereitschaft, der Ehre und der Kameradschaft beschworen; dabei taten sich vor allem Repräsentanten des kolonialen Offizierskorps hervor wie der General Galliéni. Die bekannte Enquete Agathons unter den Studenten der französischen Grandes Ecoles brachten ebenfalls ein analoges Ergebnis. Die Studenten sahen in einem kommenden Krieg „eine geheime Hoffnung“, und Henri Franc, ein Student der Ecole des Hautes Etudes, brachte die Stimmung auf die Formel: „...je früher, desto besser. Mit den so vornehm abseits stehenden Engländern und den phantastischen Italienern werden wir die Überhand über diese Barbaren [d. i. die Deutschen] gewinnen, und wenn nicht, dann wären wir besser tot.“ Kriegerische Töne dieser Art fanden sich vornehmlich im Lager der Action Française, sie bildeten einen Bestandteil der Gegenbewegung gegen die Dreyfusianer.

Vielleicht am schwächsten ausgebildet waren Tendenzen dieser Art in Großbritannien, aber auch hier fehlten sie nicht ganz. Die kleine, aber einflußreiche Gruppe der Vortizisten um Windham Lewis, des englischen Ablegers des italienischen Futurismus, argumentierte, daß ein Krieg die „mediocrity and brainliness“ der britischen Kultur auslöschen und zu einer grundlegenden kulturellen Erneuerung führen werde.

Generell dürfen wir festhalten, daß in den Kreisen der Intellektuellen und Künstler die Annahme weit verbreitet war, daß ein Krieg eine reinigende Wirkung haben werde, der den oberflächlichen Optimismus der Zeitgenossen und den inhaltslosen Ästhetizismus der Intellektuellen hinwegfegen würde. Dem stand allerdings gegenüber, daß die große Mehrheit der liberalen Öffentlichkeit ungeachtet allen Säbelrasselns auch 1914 noch glaubte, daß ein großer europäischer Krieg vermieden werden könne.

Jedenfalls war die Szene bereits vorbereitet für die Welle nationalen Enthusiasmus, die im August 1914 große Teile der Bevölkerung in den kriegführenden Staaten, insbesondere aber die Bildungsschichten erfaßte. Neuerdings ist das sogenannte „Augusterlebnis“ als fiktives Propaganda-produkt angegriffen, ja als Mythos bezeichnet worden. Dies trifft jedenfalls nicht für die kulturellen Eliten zu, obschon sich nationale Begeisterung auch hier mit Sorge und Furcht mischten; sie empfanden die Welle der Solidarisierung mit dem Schicksal der Nation durchweg als echt, ja mehr noch, sie sahen in allen kriegführenden Ländern die Unterstützung der Kriegspolitik vielfach als ihre eigene Sache an; es bedurfte dafür keineswegs der Einwirkungen der Regierungen. Vielmehr kam es weithin zu einer spontanen Selbstmobilisierung der Intellektuellen, jedenfalls in ihrer übergroßen Mehrheit. Belege dafür finden sich überreichlich, so daß sich Nachweise dafür erübrigen. Hier sei nur Max Weber zitiert, der vor 1914 gewiß nicht zu den Befürwortern der deutschen Außenpolitik gehört hatte: Er schrieb an seine Frau: „Einerlei wie der Ausgang sein wird, dieser Krieg ist groß und wunderbar.“

Dem entspricht auch, daß sich die Intellektuellen, Künstler und Schriftsteller, soweit sie der jüngeren Generation angehörten, auf breiter Front freiwillig zum Kriegsdienst meldeten. Die Liste prominenter Namen in Deutschland ist lang, ich nenne hier nur Franz Marc, Max Beckmann, Otto Dix, Ernst Toller und Richard Dehmel. In Frankreich war es nicht anders. In Großbritannien waren die Dinge etwas anders gelagert, weil es hier bis 1915 keine allgemeine Wehrpflicht gab; aber auch hier stellte sich eine Konstellation ein, in der sich die geistige Elite durchweg zum Kriegsdienst verpflichtet fühlte; die rasant hohen Zahlen der gefallenen Studenten britischer Colleges sprechen hier eine eindeutige Sprache.

Bedeutsamer war, daß sich die Intellektuellen und Schriftsteller, teilweise auch die bildenden Künstler, soweit sie nicht zu aktivem Kriegsdienst eingezogen wurden, zum geistigen Kriegseinsatz für die Sache der eigenen Nation verpflichtet fühlten; und dabei war eher das liberale Lager führend als das konservative. Dies spielte sich in den kriegführenden Ländern im Prinzip in ziemlich gleichartiger Weise ab. Es kam zu einem spontanen Engagement einer großen Zahl von Wissenschaftlern, Schriftstellern, Journalisten und Publizisten, gelegentlich auch von bildenden Künstlern zum Zweck entsprechender Propagandaanstrengungen, die der Rechtfertigung der Kriegspolitik des eigenen Landes galten. Den Anfang machten die Engländer in den ersten Septembertagen 1914 mit einer indirekt von der Regierung unterstützten Versammlung von bedeutenden Schriftstellern und Akademikern im Wellington House, die dann am 18. September eine erste Erklärung in der Times veröffentlichte. Die deutschen Intellektuellen antworteten mit einer Serie von öffentlichen Erklärungen, von denen der Aufruf von 93 Vertretern der deutschen Wissenschaft und Kultur „An die Kulturwelt“ vom 3. Oktober 1914 der bedeutsamste ist. Er war von Ludwig Fulda vom „Goethebund“ verfaßt worden, allerdings auf eine Anregung von Kapitän Löhlein von der Presseabteilung des bekanntermaßen in Propagandafragen erfahrenen Reichsmarineamtes hin, und auch Matthias Erzberger war anfänglich mit von der Partie. Die Académie Française antwortete mit einem „memoire des cent“, in dem unter anderem gegen die nun überholte Annahme Protest erhoben wurde, daß „die intellektuelle Zukunft Europas von der Zukunft der deutschen Wissenschaft“ abhinge. Damit war die Szene für einen erbittert geführten „Krieg der Geister“ gesetzt, die anfänglich große Teile der Intellektuellen in den kriegführenden, aber auch in den neutralen Ländern in ihren Bann schlug.

In den Auseinandersetzungen kristallisierten sich mehrere alternative Kultur- und Gesellschaftsentwürfe heraus, die auf eine massive Polarisierung des geistigen Europa hinausliefen.

Die Franzosen waren am schnellsten bei der Hand mit einer Verurteilung der deutschen Gesellschaft, die sich von einer engstirnigen preußischen Herrenkaste regieren lasse. Insofern sei dieser Krieg, wie Henri Bergson bereits am 8. August 1914 in der Académie Française erklärte, der Sache nach „ein Kampf der Zivilisation gegen die Barbarei“. Emile Durkheim hingegen argumentierte, daß die militaristische Struktur der deutschen Gesellschaft, die eine mechanistische Gesellschaftsordnung habe entstehen lassen, in radikalem Gegensatz zu dem Strom der neueren geschichtlichen Entwicklung stünde, die auf den Abbau autoritärer Strukturen sowie die Stärkung der Individualität und der Autonomie des Einzelnen gerichtet sei. Ernest Lavisse lieferte die historische Argumentation

nach, daß der Pangermanismus in der deutschen Kultur schon seit Fichte und Hegel verwurzelt und damit die Neigung zu Gewalt und Aggressivität der deutschen Nation gleichsam angeboren sei.

Auf britischer Seite fiel die Argumentation etwas differenzierter aus, zumal hier die bisherige Hochschätzung der deutschen Wissenschaft stärker als Hinderungsgrund für eine Verdammung der deutschen Kulturtradition empfunden wurde. Eine Schrift Oxforder Akademiker „Why we are at War“ vom Herbst 1914 führte die Aggressivität der Deutschen freilich gleichermaßen auf den Einfluß der deutschen Nationalkultur zurück, die die Neigung habe, sich in steter Selbstbespiegelung allen anderen Nationalkulturen überlegen zu wähnen. Für letzteres Argument wurde insbesondere die olympische Gestalt Johann Wolfgang Goethe bemüht, dem man ansonsten ja schwerlich chauvinistische Neigungen nachsagen konnte; außerdem wurde Kants Begriff der „Pflicht“ in Anspruch genommen, dessen obrigkeitliche Konnotationen die Durchsetzung liberaler Ideale durch die deutsche Gesellschaft behindert habe. In dieser Manier wurde eine teleologische Entwicklungslinie von Kant und Fichte zu Treitschke und Nietzsche sowie Friedrich von Bernhardi bis hin zu der deutschen militaristischen Gesellschaft der Gegenwart konstruiert und solcherart der Nachweis zu führen gesucht, daß die deutsche Kultur als solche den Grundsätzen einer freiheitlichen Gesellschaftsordnung und des Selbstbestimmungsrechts der Völker hindernd im Wege stehe. Für letztere aber, für die Freiheit der kleinen Völker, mit anderen Worten, für eine freiheitliche Ordnung Europas aber kämpfte Großbritannien.

In Italien und Rußland standen die Dinge im Grundsatz nicht anders; auch hier machten viele Intellektuelle und Künstler die deutsche Kultur als solche für die deutsche Kriegführung und für die „atrocities“ in Belgien verantwortlich. Im übrigen trug die nationalistische Agitation der Intellektuellen in Italien, mit Gabriele d'Annunzio an der Spitze, entscheidend dazu bei, Italien im Mai 1915 über die Schwelle des Krieges zu treiben .

Die deutsche Akademikerschaft trat dieser Kampagne zunächst einmal insoweit entgegen, als man sich dagegen verwahrte, daß die deutsche Kultur und der deutsche Militarismus, sprich die Kriegführung der deutschen Armeen, auseinanderdividiert würde; selbst Friedrich Meinecke bekannte sich demgegenüber zu „unserem Militarismus“. Darüber hinaus aber bestritt man rundweg die „atrocities“ in Belgien, die von englischer und französischer Seite – allerdings wiederum in grober Überzeichnung der tatsächlichen Sachverhalte – angeprangert wurden, und auch den pauschalen Vorwurf der absichtlichen Zerstörung wertvollen Kulturguts, namentlich der Bibliothek von Löwen und der Kathedrale von Reims, teilweise mit dem Argument, daß militärische Notwendigkeiten derglei-

chen unabweisbar gemacht hätten, und daß die Erhaltung kulturell wertvoller Bauten, die man ja wieder aufbauen könne, keineswegs die Aufopferung des Lebens deutscher Soldaten rechtfertige. Bedeutsamer war, daß die deutschen Intellektuellen zur Offensive übergingen und den Ersten Weltkrieg als den letzten, entscheidenden in einer Serie von Kriegen bezeichneten, die der Erringung der Einheit Deutschlands gegolten hätten, nämlich die Befreiungskriege von 1813–1815, die Kämpfe während der Revolution von 1848/49, sowie der deutsch-französische Krieg von 1870/71. Im übrigen wurde im Gegenzug zu der Kritik des Westens an der autoritären Struktur der deutschen Gesellschaft das Modell einer „deutschen Freiheit“ kreiert, welche sich durch einen harmonischen Ausgleich zwischen den Grundsätzen der Freiheit, die in einem demokratischen Parlamentarismus und einer rechtsstaatlichen Ordnung ihren Niederschlag gefunden hätten, einerseits und dem ordnungsgebietenden Sachverstand einer aufgeklärten Staatsbürokratie andererseits auszeichne. Dieses Verfassungsmodell sei, so argumentierte man, dem westlichen Parlamentarismus, welcher den materiellen Interessen in der Gesellschaft völlig freies Spiel erlaube, weit überlegen, insbesondere in der Massengesellschaft der Zukunft, in welcher alles darauf ankommen werde, eine faire Balance zwischen den Interessen der Unternehmer und der Arbeiterschaft zu finden. Eine zusätzliche Überhöhung erhielt diese Ideologie mit den sogenannten „Ideen von 1914“, die einer organischen Gesellschaftsordnung das Wort redeten, die gleichsam das Gegenmodell zu dem westlichen individualistischen Modell eines hemmungslosen Individualismus darstellte. In dieser sollte Gemeinsinn dem individualistischen Erwerbsinn des einzelnen vorangehen und demgemäß die Wirtschaft in korporativen Formen, wenn nicht sogar staatssozialistisch aufgebaut sein.

Es versteht sich, daß die Deutschen gegenüber der westlichen Argumentation weithin in die Defensive gerieten.

Es gab allerdings durchaus Gegenströmungen zur Mobilisierung der Intellektuellen und Schriftsteller für die je eigene Nation, welche die fatale Folge einer zunehmenden Versäulung der kulturellen Traditionen einerseits der deutschsprachigen Welt, andererseits der westlichen Kulturen mit sich brachte. Es war vor allem Romain Rolland, der, unter anderem ermutigt von Franz Werfel, den Versuch machte, die Intellektuellen in den kriegführenden Staaten dazu aufzurufen, einen kühlen Kopf zu bewahren, sich von der nationalistischen Welle des Augenblicks nicht mitreißen zu lassen und gerade jetzt für die Idee der Verständigung über die nationalen Grenzen hinweg zu wirken. Aber sein Appell „au-dessus de la mêlée“ blieb ohne jede positive Resonanz, und die kühne Idee Franz Werfels, einen Kongress der europäischen Intellektuellen über die Gren-

zen hinweg an einem neutralen Orte einzuberufen, erwies sich vollends als utopisches Unterfangen. Im Gegenteil, diese Initiativen führten nur zu einer weiteren Verhärtung der Positionen in beiden Lagern. Unter anderem fühlte sich Thomas Mann durch Rollands Appell, allerdings auch durch die leidenschaftliche Kritik seines Bruders Heinrich, dazu veranlaßt, jene Artikelserie „Zum Kriege“ zu verfassen, in der er den Ersten Weltkrieg als einen Krieg zur Verteidigung der europäischen Kultur gegen die verflachende, materialistische Zivilisation des Westens verteidigte. Auch Ernst Troeltsch warnte davor, daß man auch jetzt nicht alle Brücken zwischen den Nationalkulturen abbrechen dürfe, ohne dauerhaften Schaden an dem allen europäischen Nationen gemeinsamen Kulturerbe anzurichten. Hermann Hesse suchte von der Schweiz aus, in der er als Betreuer der deutschen Kriegsgefangenen in Drittländern tätig war, mäßigend auf die öffentliche Meinung in der deutschsprachigen Welt zu wirken. In Frankreich vertraten der Philosoph Alain und der Historiker Eli Halevy ebenfalls moderate Positionen, jedoch ohne den Versuch, in diesem Sinne auf die öffentliche Meinung in den kriegführenden Ländern einzuwirken. In England waren es vor allem Bertrand Russell und Bernhard Shaw, die sich, ebenfalls mit geringem Erfolg, dem generellen Trend der Dinge entgegenstellten. Die Reichweite ihrer Bemühungen war zunächst gering; die Stimmung der Öffentlichkeit in den kriegführenden Ländern ließ ihnen wenig Spielraum, um ihre abweichende Meinung an die Öffentlichkeit zu tragen; die Selbstzensur der Verleger und Zeitungsredakteure tat das ihrige, um der Zensur vorzuarbeiten. Heinrich Mann beispielsweise sah sich während der ersten Kriegsjahre gleichsam zum Verstummen verurteilt; sein großer Roman *Der Untertan*, dessen Anfangskapitel noch vor dem Kriege in der *Frankfurter Zeitung* veröffentlicht worden waren, wurde am Erscheinen gehindert.

Über das Ergebnis des Kriegseinsatzes der übergroßen Mehrheit der Intellektuellen kann insgesamt kein Zweifel bestehen: es kam zu einer tiefen und nachhaltigen Polarisierung der europäischen Kultur, die eigentlich erst seit dem Ende des 2. Weltkrieges wirklich überwunden werden konnte.

Parallel zu diesen Entwicklungen kam es in den ersten Monaten des Krieges auf dem Gebiet der Literatur zu einer förmlichen „poetischen Mobilmachung“. Die große Mehrheit der Dichter und Schriftsteller identifizierte sich anfänglich enthusiastisch mit den Kriegsanstrengungen, wenngleich nicht in Form eines flachen Chauvinismus. In Deutschland waren es Gerhart Hauptmann und Richard Dehmel, in mancher Hinsicht auch Georg Heym, die mit pathetischen Gedichten die enthusiastische Stimmung der ersten Kriegsmonate noch stärker anheizte. Selbst Rainer Maria Rilke fühlte sich bewegt, in seinen „Fünf Gesängen“ vom Sep-

tember 1914 den Krieg willkommen zu heißen, wengleich durchaus nicht in Verharmlosung des Geschehens:

Zum ersten Male seh ich dich auferstehen
hörengesagter fernster unglaublicher Kriegsgott

Der Krieg schien einen Ausweg aus der Sinnlosigkeit des Alltags zu eröffnen. Außerdem glaubte auch Rilke die Gemeinsamkeit willkommen heißen zu müssen, die durch „herrlich gefühlte Gefahr“ und Leiden und Tod begründet werde:

Endlich ein Gott. Da wir den friedlichen oft
nicht mehr ergriffen, ergreift uns plötzlich der Schlacht-Gott
schleudert den Brand: und über dem
Herzen voll Heimat schreit, den er donnernd bewohnt, sein
rötlicher Himmel.

Bei Thomas Mann findet sich dann prominent jenes Motiv formuliert, das uns schon in den Vorkriegsjahren begegnet ist und damals weit verbreitet war:

Wie hätte der Künstler, der Soldat im Künstler, nicht Gott loben
sollen für den Zusammenbruch einer Welt, die er so satt, so über-
aus satt hatte. Krieg! Es war heilige Reinigung, Befreiung, was wir
empfanden, und eine ungeheure Hoffnung.

So finden wir, im Grundsatz in allen kriegführenden Ländern Europas, eine breite Phalanx von Schriftstellern und Dichtern, die den Krieg als Mittel zur Revitalisierung der Kultur begrüßten, nicht selten untermischt mit nationalen und religiösen Emotionen, wie beispielsweise bei Ernst Barlach, dessen „Rächender Engel“ ein herausragendes Zeugnis dafür abgibt. Besonders ausgeprägt, und bis in die stilistische Struktur des eigenen literarischen oder poetischen Werks hinein findet sich die Bejahung des Krieges, als einer Konstellation der Gewalt und des Außeralltäglichen im Vitalismus, in Deutschland exemplarisch bei August Stramm, in Frankreich mit souveräner Meisterschaft bei Appolinaire, und in Italien bei Gabriele d'Annunzio. Hier findet sich eine ästhetische Erhöhung der Kriegssituation, die angeblich oder wirklich im Individuum ein besonders intensives Lebensgefühl und gleichsam eine höhere Form der menschlichen Existenz mit sich bringe. Der Krieg, so meinten diese Dichter, eröffnete den Zugang zu einer intensiveren

Dimension des Seins, und diese besaß, ungeachtet allen Schreckens, ihre eigene Schönheit.

Im Lager der bildenden Kunst beobachtet man eine vergleichbare Entwicklung. Max Beckmann nannte den Ersten Weltkrieg eine „wunderbare Katastrophe“, eben weil das kriegerische Geschehen, obschon schrecklich, die Möglichkeit eröffnete, in bisher unbekannte Tiefen der menschlichen Existenz vorzudringen und solcherart neue Dimensionen des künstlerischen Empfindens zu erschließen. Analog sah auch Otto Dix im Krieg primär ein Naturphänomen, welches dem Künstler eine neue, zugleich bedrückende wie faszinierende Welt erschloß. Der Führer einer Maschinengewehrformation Dix während des Krieges war kein Pazifist. Auf Dix' Bildern und Zeichnungen flossen die kämpfenden Soldaten und die sie umgebende, so geschundene und dennoch immer wieder auflebende Natur ineinander und wurden zu neuen, bestürzenden Wirklichkeiten. An den Rändern der Granattrichter und auf den Gräbern, zuweilen gar der Leichen gefallener Soldaten, wachsen Blumen. Gleiches wird man von Paul Nevinsons Kriegsgemälden sagen können, die das Kriegsgeschehen mit bestechender Prägnanz als das Werk übermenschlicher Kräfte von gewaltigen Proportionen beschrieben; die Individualität der einzelnen Soldaten verschwand in der Anonymität kubischer Formen. Nur in Frankreich bestand eine in mancher Hinsicht unterschiedliche Situation. Hier wurde die Kriegsthematik vergleichsweise seltener aufgegriffen; Picasso selbst, der in Paris weiterhin Hof hielt, streute nur kleine Trikoloren in seine Bilder ein, um seine Sympathien für die alliierten Mächte diskret kundzutun, und beschränkte sich darauf, seine zum Kriegsdienst eingezogenen französischen Kollegen zu porträtieren. Ansonsten findet sich keinerlei Alliteration an den Krieg – es gab kein Äquivalent zu Guernica. Unter den großen war es eigentlich nur Fernand Léger, der, ähnlich wie Nevinson, aber mit noch größerer Stringenz, die Stilformen des Futurismus und des Kubismus mit äußerster Strenge weiterentwickelnd, die anonyme Gewalt des Krieges in bildliche Ausdrucksformen bannte.

Daneben stand eine wachsende Gruppe von Künstlern und Schriftstellern, die sich, nicht selten nach anfänglicher Identifikation mit dem Kriege, in eine Art von innerer Emigration zurückzogen. Ihre Liste ist lang, hier seien nur Rilke, Hoffmannsthal und D. H. Lawrence genannt, und von den bildenden Künstlern Ernst Ludwig Kirchner und Paul Meidner. Kirchner malte Ende 1915 ein berühmtes Selbstporträt, in dem er sich selbst in der Uniform eines Soldaten mit abgehackter rechter Hand, der den Pinsel führenden Hand, darstellte, damit symbolisierend, daß der Krieg keineswegs die Kunst fördere, sondern im Gegenteil alle künstlerische Kreativität ersticke. Lawrence, dessen persönliche Loyalitäten aller-

dings durch den Umstand, daß er mit Frieda von Richthofen verheiratet war, besonders komplex gelagert waren, war schon im August 1914 zu dem Schluß gekommen, daß er sich in eine andere, außeralltägliche Welt zurückziehen müsse, um das Kriegsgeschehen ertragen zu können:

One must forget, only forget, turn one's eye from
the world. One must live quite apart, forgetting,
having another world, a world as yet uncreated.

Seit Mitte 1916 wurde endgültig sichtbar, daß die ursprünglichen Erwartungen getrogen hatten, daß der Krieg zu einer Erneuerung von Kunst und Literatur führen werde. Vielmehr verkehrte sich der Krieg in den Schlachten an der Somme und dann vor Verdun immer mehr in ein sinnloses Hinschlachten von gewaltigen Zahlen von Menschen, unter Bedingungen, die mit dem konventionellen Bild des soldatischen Lebens nichts mehr gemein hatten. Die Ernüchterung war grenzenlos und erfaßte immer weitere Kreise der Künstler und Intellektuellen. Im Dezember 1916 stellte Paul Cassirer die Kunstzeitschrift *Der Bildermann*, die Nachfolgerin der patriotischen *Kriegszeit*, welche die Avantgarde anfänglich zur Veröffentlichung von kriegsbejahenden Werken genutzt hatte, endgültig ein; die letzte Nummer vom Dezember 1916 trug auf der ersten Seite ein einer Schutzmantelmadonna nachgebildetes Werk Ernst Barlachs mit dem bezeichnenden Untertitel „Dona nobis pacem“. Die Stimmung war radikal umgeschlagen, der „Geist von 1914“, (den aufrechtzuerhalten und auf Dauer zu stellen sich übrigens auch die „Deutsche Gesellschaft von 1914“, eine exklusive Vereinigung der Spitzen der deutschen Gesellschaft, vor allem Intellektuelle, Unternehmer, Journalisten und Politiker, satzungsgemäß verpflichtet hatte) war endgültig verflogen. Zugleich kam es zu wachsenden Meinungsverschiedenheiten im Lager der Intellektuellen über den Sinn des Krieges. Mehr und mehr wurden auch im politischen Raum Stimmen laut, die von dem nach außen zur Schau getragenen Konsensus über die Notwendigkeit des Krieges abwichen.

Es sollte freilich nicht verkannt werden, daß die Produktion patriotischer Literatur und nationalistischer Publikationen, und ebenso von Plakaten und anderen Produkten visueller Art, welche die Förderung der Kriegsmoral zum Gegenstand hatten, unvermindert weiterlief, aber sie verloren an Überzeugungskraft, und ebenso an literarischem bzw. ästhetischem Niveau. Gleichzeitig setzte eine sehr viel nüchternere Auseinandersetzung mit dem Kriegsgeschehen ein. In Frankreich waren es George Duhamels „La vie des martyrs“ und vor allem Henri Barbusse's Meisterwerk „Le Feu“, das seit dem Herbst 1916 in serieller Form publi-

ziert wurde und im Januar 1917 als Buch erschien. Es wurde auf der Stelle ein Riesenerfolg und erhielt wenig später den Prix Goncourt. Barbusse war nicht eigentlich ein Gegner des Krieges; er hatte sich bei Kriegsbeginn freiwillig zur Armee gemeldet und war auch jetzt der Ansicht, daß dieser Krieg durchgeföhrt werden müsse. Aber er beschrieb in eindrucksvoller Weise die wahre Wirklichkeit der Kämpfe an der Westfront, die extremen Strapazen der Soldaten, der beständige Kampf gegen Nässe, Schlamm und Krankheit, der weit schlimmer sei als jener gegen den Feind, und die sich in dieser Extremsituation einstellende Solidarität der Soldaten in den Gräben über die Nationalitäten hinweg mit nur einem Ziel, nämlich nicht nur diesen Krieg zu einem Ende zu bringen, sondern den Krieg überhaupt abzuschaffen. In Großbritannien war es Siegfried Sassoon, der seit Herbst 1916 seine zutiefst ernüchternden, desillusionierenden Kriegsgedichte im *Cambridge Magazine* veröffentlichte, geföhrt auch von Robert Owen. Diese Gedichte zielten auf eine radikale Entzauberung der bisherigen schönfärbenden und idyllischen Kriegsslyrik in Großbritannien und lösten demgemäß zunächst erhebliche Irritation aus. Sassoon ließ sich nicht einschüchtern und verfaßte im Juli 1917 ein leidenschaftliches Manifest gegen den Krieg, das formell an den Kommandeur seiner militärischen Einheit gerichtet war, dann aber – angeblich ohne sein Zutun – in der *Times* veröffentlicht wurde.

Im Deutschen Reich fiel die Reaktion gegen das idealisierte Kriegsbild der bisherigen Kriegsliteratur nicht ganz so schroff aus; aber weder die Gedichte Anton Schnacks noch der Roman von Fritz von Unruh über „Verdun“ beschönigten nunmehr im Geringsten die brutale Realität des Krieges an der Westfront, auch wenn letzterer seiner Darstellung auch jetzt noch eine mythische Vision vom Sinn des Opfertodes hinzufügte.

In der Bildenden Kunst und in den darstellenden Künsten wurde die Entzauberung des Kriegsenthusiasmus noch erheblich weiter vorangetrieben. Hier rückten nun Themen des Leidens, der Trauer, des Mitleids mit den notleidenden Menschen an den Fronten und in der Heimat in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit; Max Beckmann begann an seiner „Auferstehung“ zu arbeiten, die in den Details auf seine Erfahrungen als Sanitätssoldat hinter der Westfront zurückgriff; sie vermittelte eine Botschaft vollständiger Hoffnungslosigkeit: unter einer schwarzen Sonne finden sich die Gefallenen in einer chaotischen Welt wieder, in der Unzucht und Laster herrschen und die ihres Opfertods in keiner Weise würdig ist. Ähnlich illusionslos gab Paul Nash seiner kristallklar sezierenden Darstellung einer von jahrelangem Artilleriekampf völlig zerstörten Waldlandschaft den ironischen Titel: „We are making a new world“. Der Einfluß der im

Frühjahr 1916 in Zürich gegründeten dadaistischen Bewegung, die sogleich eine wirksame Antikriegspropaganda entfaltete, auch wenn dies langfristig eher ein Nebenzweck war, spielte dabei eine zunächst begrenzte, später aber ständig an Bedeutung zunehmende Rolle, obschon die deutsche Künstlerschaft die ästhetische Botschaft des Dadaismus als solche fast ausnahmslos ablehnte.

Seit Anfang 1917 unternahmen die Regierungen aller kriegführenden Mächte vermehrte Anstrengungen, um die wankende Kriegsmoral zu festigen. Nun kam es zu einer regelrechten Mobilisierung der kulturellen Eliten zum Zwecke der Stärkung des Kriegswillens der Bevölkerung. Dies war verbunden mit rigoroser Unterstützung aller abweichenden, vor allem aber der pazifistischen Stimmen. Rene Schickele hatte mit seinen „Weißen Blättern“ schon zuvor das Feld geräumt und war in die Schweiz übergewechselt, weil er im Deutschen Reich kein ausreichendes Betätigungsfeld mehr fand. Nunmehr wurde Friedrich Nicolai, durch dessen Buch über die Natur des Krieges einige Aufregung verursacht wurde, zum Kriegsdienst eingezogen und in eine abgelegene Garnison hinter der deutschen Ostfront abgeschoben, damit er keinen Schaden mehr anrichten könne, und der Münchener Professor Friedrich Wilhelm Förster wurde scharf gemaßregelt.

Ganz ebenso gingen nun die britischen Behörden gegen Kriegsgegner unter den Intellektuellen vor, die bislang relativ ungeschoren davon gekommen waren. Bertrand Russell wurde seiner Position in Cambridge enthoben und wegen seiner Proteste gegen den Krieg am Ende gar zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt. Lawrence wurde untersagt, bestimmte sensitive Zonen an der englischen Südküste zu betreten, und ebenso wurde ihm ein Visum für die Vereinigten Staaten versagt, weil man von ihm eine antienglische Einwirkung auf die amerikanische Öffentlichkeit fürchtete.

In Frankreich kam es zu einer regelrechten Kampagne gegen die sogenannten Defaitisten; insbesondere Romain Rolland wurde nun zur Zielscheibe maßloser Polemik gemacht und gleichsam zu einer negativen Integrationsfigur des französischen Durchhaltewillens aufgebaut. Versuche, die Schweizer Behörden dazu zu bringen, Rolland nach Frankreich auszuliefern und ihn dann vor ein französisches Gericht zu bringen, scheiterten, sind aber für die damalige überhitzte nationalistische Atmosphäre kennzeichnend; gleichzeitig bemühten sich Durkheim und Lavissee in ihren „Lettres à tous les Français“, den Glauben an die unabdingbare Notwendigkeit eines Sieges über die Deutschen uneingeschränkt wachzuhalten. Am 7. März 1917 veranstaltete die Sorbonne eine große symbolische Demonstration, in Gegenwart der Spitzen des französischen Geisteslebens, auf der Ernest Lavissee die Eröffnungsrede hielt. In einer am Ende

beschlossenen Resolution wurde in pathetischen Worten die kulturelle Mission Frankreichs beschworen, welches die heilige Pflicht habe, der deutschen Aggression ein für allemal Einhalt zu gebieten und den Sieg der Humanität über die deutsche Barbarei sicherzustellen.

In Deutschland veranstaltete der Jenenser Verleger Eugen Diederichs, der sich seit längerem als Verleger diverser Schriften, die eine neue Art nationaler Mystik propagierten, einen Namen gemacht hatte, Pfingsten 1917 eine Tagung auf Burg Lauenburg, der im Herbst 1917 eine zweite Tagung folgen sollte, mit dem Ziel, die deutschen kulturellen Eliten wieder auf eine gemeinsame nationalpolitische Linie zu einigen. Jedoch schlugen diese Bemühungen vollkommen fehl. Die nationale Rhetorik eines Max Maurenbrecher war nicht mehr stark genug, um die widerstrebenden Flügel im Lager der Intellektuellen und Künstler wieder auf eine einheitliche, kriegsbejahende Linie zu bringen, um so mehr als sich nun ein schroffer Konflikt mit der jüngeren Generation einstellte, die beklagte, daß die Älteren, namentlich Max Weber zwar nüchterne Analysen der Lage zu geben vermochten, aber es an moralischer Führung und Aufforderung zur Tat fehlen ließen.

Nunmehr stellte sich ein unheilbarer Riß ein zwischen jenen Künstlern und Schriftstellern, die fortfuhren, den Krieg mit allen ihnen zur Verfügung stehenden künstlerischen oder literarischen Mitteln zu rechtfertigen und die nationalen Kriegsanstrengungen weiterhin zu unterstützen, und jenen anderen, die sich mit steigender Irritation davon abwendeten und den Krieg als das beschrieben, was er war und immer mehr wurde, nämlich ein Ort unendlichen, ausweglosen Leidens, ja mehr noch, als Ausdruck einer sinnentleerten, chaotischen Welt. Die russische Oktoberrevolution wurde unter diesen Umständen wenn nicht als Ausweg, so doch als Zukunftshoffnung wahrgenommen. Käthe Kollwitz notierte am Sylvestabend 1917 in ihrem Tagebuch:

[...] von da [d.h. Rußland, d. Vf.] ist etwas neues in die Welt gekommen [...] eine neue Hoffnung, daß in der Entwicklung der Völker in der Politik nicht mehr wie bis jetzt nur die Macht entscheidet, sondern daß von nun an auch die Gerechtigkeit mitwirken soll.

Dies war reichlich utopisch, und in der Tat war Käthe Kollwitz weit entfernt davon, die sozialistische Botschaft unbesehen zu unterschreiben. Aber ihre Reaktion war symptomatisch; die durch die Oktoberrevolution ausgelöste Stärkung der Linken ließ auch die Intellektuellen und Künstler nicht unberührt, ungeachtet massiver Gegenpropaganda seitens der Regierungen.

Infolge dessen kam es zu einer folgenschweren Polarisierung der Positionen. Während die Anhänger der Rechten unvermindert, ja mit größerer Entschlossenheit als zuvor an der Linie eines Siegfriedens festhielten, der zugleich den Triumph des eigenen Kulturentwurfs bringen werde, war eine wachsende Zahl, namentlich unter den Künstlern und Schriftstellern, nun vollständig desillusioniert. Nicht wenige der Künstler und Schriftsteller, die von der Sinnlosigkeit des Krieges überzeugt waren und sein Ende herbeisehnten, schlossen sich der sozialistischen Bewegung an, obschon sie, und dies gilt auch für den jungen Bert Brecht, in aller Regel durchaus nicht davon überzeugt waren, daß der Sozialismus dazu imstande sei, eine friedlichere, gewaltfreiere Welt zu schaffen. Umgekehrt verhärtete sich die Haltung der Intellektuellen und Schriftsteller im Lager der Rechten. In Deutschland unterstützten Thomas Mann und Gerhart Hauptmann und mit ihnen die übergroße Mehrzahl der akademischen Welt die Kriegsanstrengungen bis zur letzten Minute, weil sie glaubten, daß dabei auch der Fortbestand einer von der Tradition des deutschen Idealismus geprägten Kultur abhänge. Noch am 16. September 1918, als mit den Friedensgesuch Österreich-Ungarns an Woodrow Wilson die Niederlage der Mittelmächte eigentlich schon besiegelt war, notierte Thomas Mann in seinem Tagebuch: „Was will man? Uns das Erlebnis Goethes, Luthers, Friedrichs und Bismarcks auszutreiben, damit wir uns in die ‚Demokratie‘ einfügen. Ich bereue kein Wort der Betrachtungen“². Im Lager der alliierten Mächte war dies umgekehrt; hier wünschte man die definitive Niederwerfung des deutschen Typs der europäischen Kultur, der so krasse Gewächse wie den Militarismus und einen aggressiven Imperialismus hervorgebracht hatte.

Abschließend wird man die Frage stellen müssen, in welcher Weise die Intellektuellen die ihnen zugesprochene geistige Führungsrolle während des Ersten Weltkrieges wahrgenommen haben. Die Antwort kann insgesamt kaum ermutigen. Aufs Ganze gesehen, haben die Intellektuellen in ihrer großen Mehrheit zwar nicht die Speerspitze, wohl aber die Verstärker der nationalistischen Strömungen in der Öffentlichkeit abgegeben. Insofern traf Friedrich Meinecke einen kritischen Punkt, wenn er Ende 1917 in einem Artikel in der *Frankfurter Zeitung* die Forderung einer „Demobilisierung der Geister“ erhob, als einer wesentlichen Vorbedingung für die Herbeiführung eines Verständigungsfriedens. Eine frontale Gegnerschaft gegen den Krieg gab es unter den europäischen Intellektuellen und Künstlern hingegen nur in wenigen Fällen, aus äußeren und aus inneren Gründen. Dies war auch nicht in erster Linie ihre Sache. Auch dort, wo eine völlige Desillusionierung Platz gegriffen hatte, war

² *Tagebücher 1918–1921*, hg. v. Peter de Mendelssohn, Frankfurt 1979, S. 7.

die fatalistische Hinnahme des Geschehens als eines unabwendbaren Schicksals die Regel. Aber namentlich unter den Künstlern und Schriftstellern fanden sich – vornehmlich in der zweiten Phase des Krieges – zunehmend Stimmen, die den Menschen die Augen öffneten für das unsägliche Leid und Unheil, welches der Erste Weltkrieg über zahllose Menschen gebracht hatte. Die Entzauberung des „Krieges“ als ein Mittel zur Erneuerung der Kultur, und zunehmend auch als ein Instrument zur Fortführung der Politik mit anderen Mitteln ging einher mit fatalistischer Hinnahme des Geschehens, mit Empfindungen des Mitleidens, der Trauer und nicht selten einer an Nihilismus grenzenden Verzweiflung, für deren Artikulation sich namentlich die Künstler und Schriftsteller immer häufiger religiöser Ausdrucksformen bedienten, allerdings meist unter Negierung ihres ursprünglichen religiösen Gehaltes. Für viele wurden Mystik und ein irrationaler Totenkult der einzige Weg, um mental und psychisch mit der Realität und den Folgen des Krieges und dem Tod so vieler Angehöriger fertigzuwerden.

Tapan Raychaudhuri

Hindu Nationalism or Proto-Fascism: the Nature of Hindu Communal Politics in India*

This paper uses material which was presented in a lecture in 1993, in the aftermath of the destruction of the Babri mosque in December, 1992. Certain questions implicit in that lecture have acquired new importance with the acquisition of central power by the Hindu chauvinist party, Bharatiya Janta Party, or BJP for short. What follows is an attempt to make these questions explicit and also to find some answers.

On 6th December, 1992, a sixteenth-century mosque in the mediaeval town of Ayodhya was destroyed in broad daylight by a fanatical Hindu mob. This was the culmination of a campaign launched by the Sangh Parivar, i.e. "the family" of organisations built around the RSS [Rashtriya Svayamsevak Sangha, i.e., National Volunteer Organisation], ostensibly a cultural organisation meant to propagate and nurture Hindu values. To understand the true nature of the Hindu chauvinist movement in India and of the party that is the major partner in the central government of the country today, one needs to understand the history and nature of the RSS. The Hindu chauvinist movement describes itself as the Sangh Parivar, the Sangh family, consisting of a number of organisations structured around the Sangh, i.e., the RSS, which embodies its ideology and provides its cadres. The key members of the BJP, including the present Prime Minister and the Home Minister, are also members of the RSS and have reiterated their loyalty to the organisation.

The RSS was banned for some time after the assassination of Mahatma Gandhi because it was suspected of complicity in the crime. Its leader, Golwalkar, was imprisoned but eventually released and the ban on the RSS was withdrawn because Nehru's liberal conscience was uneasy about banning political parties and organisations. Besides, the evidence in the hands of the state prosecutor was not enough to prove the RSS's responsibility for the assassination. In short, the usual difficulties of a liberal democracy in dealing with conspiracies helped the RSS. Incidentally, the

* Some of the ideas have been presented on the occasion of a lecture at the Wissenschaftskolleg on May 7, 1998 entitled "Hinduism or Cryptofascism. The Emerging Shape of Politics in India".

assassin, Godse, was long a member of the organisation and remains a respected cult figure to the Parivar, who never repudiated him.

Intertwined with the question of Hindu chauvinism's true nature is the related issue of its appeal. Some observers have interpreted the popularity of the movement and the mass hysteria provoked by the agitation over the Ramjanambhoomi issue as conclusive evidence for the centrality of religious concerns in the Indian psyche and hence the absurdity of the experiment to create a secular state in India, apparently successful for nearly fifty years. The narrative which follows provides answers to both questions – the true nature of the RSS and its objectives and the reasons for their sudden popularity.

The Parivar projects the belief that a Rama temple once stood on the sacred spot where the incarnate deity was born. Further, according to their canon, it was destroyed by Babar, the founder of the Mughal empire whose general, Mir Baqi, constructed a mosque in its place. Replacement of the mosque with a Rama temple, an enterprise to which it was hoped all good Hindus would contribute has been given top priority in the Sangh Parivar's agenda. There are other mosques standing on the site of ancient temples which have to be similarly replaced. The full list is said to cover some three thousand items.

The destruction of the Babri mosque has been interpreted in sections of the Western press as one more episode in the timeless conflict between two mutually antithetical monoliths, the Indian Muslims and their hereditary enemies, the Hindus. I submit that we have enough evidence proving beyond reasonable doubt that the mass hysteria over the Babri mosque-Ramjanmabhoomi controversy is not a symptom of religious revivalism or any spontaneous resurgence of Hindu concern for the honour of their ancient faith. It was in effect the successful end result of a sustained organisational and propaganda campaign launched by the Viswa Hindu Parishad, its parent body the RSS, the latter's political front, the BJP and many affiliates such as the activist youth organisation, Bajrang Dal, the association of sadhus known as the Sant Sabha, etc. A local dispute going back to the 19th century, that had aroused little interest in the rest of the country was adopted by the VHP as a national cause of the Hindus in 1985. The long campaign of mobilisation was structured around newly-invented rituals, such as the laying of a foundation stone, the call to every Hindu village for the contribution of a brick for the projected temple, motorised chariot journeys by the BJP leader Advani in an attempt to raise consciousness, a barrage of propaganda, including some of exceptional virulence in their anti-Muslim rhetoric and, of course, mobilisation and recruitment of RSS cadres, whose strength was estimated at 2 1/2 to 3 million in 1992. This sustained campaign has succeeded in converting an

issue of no relevance to the multiple problems of contemporary Indian life into the central concern of Indian politics.

Statements like the one I have just made have been ascribed by the supporters of the movement to the Westernised pseudo-secularist's total incomprehension of Hindutva, the essential content of the Hindu ethos, all that makes a good Hindu tick. If such ascription is correct, one would like to ask why Hindu passions on this issue lay dormant until the VHP adopted it as the central plank in their programme. Mosques built on the sites of destroyed temples are not very rare in India and the country also has an unfortunate record of communal frenzy, at times without provocation from outside. Yet we know of no incident in which Hindus, eager to restore the glory of their faith, have tried to destroy such mosques and replace them with temples. After all, even Ramlalla, baby Rama, allegedly manifested himself at the temple site as early as 1949. Yet until 1985, good Hindus showed no excessive anxiety to replace the Babri mosque with a Rama temple. And since the destruction of the mosque, we have seen no sign of Hindu enthusiasm for recovering other sites where mosques stand in place of ancient temples. Why?

The answer is provided by an anecdote recorded by the young Harvard scholar, Nico Blank, in his report of dialogues with the people of Ayodhya. A wrestler turned ascetic who had tended one of the many Rama temples in the town for a period of years told him that a holy place was not a suitable site for conflicts in any form. Mrs. Sahi, a local tea vendor, had a very different view of the matter. She confessed to a deep hatred of Muslims and gratefully acknowledged that the VHP's campaign had first made her aware of the misdeeds of that hated community.

One central object of the entire exercise was made explicit by Mr. Advani in a statement recorded by a young journalist, Smita Gupta: "We always refer to the disputed structure in Ayodhya as Ramjanmabhoomi (the birthplace of Rama). On the two occasions that the building was stormed, we said that saffron flags had been hoisted on the Babri Masjid. You see, there is no triumph in planting a saffron flag on a temple." After the destruction of the mosque, the RSS mouthpiece Organiser published an interview with the organisation's Secretary, Seshadri. He described the act as "a tremendous morale-booster for the Hindu psyche", "a symbolic self-assertion of the nation's Hindu identity". Such evidence leaves one in very little doubt about the real object of the entire campaign. An issue highlighting the alleged insults inflicted by Muslim rulers on the Hindu faith had been chosen to whip up anti-Muslim sentiments as the basis for forging a Hindu identity. Hence, the destruction of a mosque is not a cause for shame but instead a tremendous morale booster for the Hindu psyche, in effect an act of liberation.

The attitudes reflected in such statements and projections are not sudden aberrations. These have been the basis of an organisation and its ostensibly non-political cultural programme going back to the late twenties. That organisation, the RSS and its many affiliates, have spread their tentacles through six-and-a-half decades of sustained effort. Their quiet growth had gone unnoticed for the most part until it was reflected in the very recent electoral gains of the Hindu party, BJP, and the spectacular extra-parliamentary activities of the Sangh Parivar since 1985. These gains and activities have been rendered possible by a specific and dangerous historical conjunction, a theme to which I return later. They do not derive from devotional concerns deeply rooted in the Hindu psyche, otherwise such concerns would have been powerfully manifest at a much earlier date. Besides, the very real phenomenon of Hindu devotionism is traditionally expressed in a quietist, nonconfrontational idiom. And the alleged spontaneous revival paradoxically sought exclusive expression through the Parivar's carefully orchestrated campaign for the destruction of mosques and their replacement by temples. The central focus is on alleged historic wrongs and the fomenting of hatred against a religious minority.

A tract produced by a group of Indian scholars tracing the history of the RSS and its affiliates projects in brilliant detail a sinister record of ideology and organisation structured around xenophobia, the project for a nation state that would relegate non-Hindus to the status of a subject population. Savarkar first spelled out this new notion of Hindutva in 1923, when he declared that only those who thought of India as the Holy Land as well as the fatherland could be true patriots. Since this joy was inaccessible to Muslims, their patriotism should always be suspect. In 1925, in the wake of extensive communal riots on a scale without precedent, Dr Hedgewar established the RSS in direct response to the new quest for disciplined cadres of Hindu communalism. The founder's analysis of the political situation which necessitated the new organisation is illuminating: "The yavan-snakes reared on the milk of non-co-operation were provoking riots with their poisonous hissing". The riots were Muslim riots because in every single case "it is they who start them". Thus "it became evident that Hindutva was Rashtriyatva", i.e., Hinduness was the same as nationalism. It was hence necessary for dedicated Hindu youths to organise in self-defence. Golwalkar, who succeeded the good doctor to the leadership of RSS, developed the notion of cultural nationalism as distinct from territorial nationalism. The idea that those who lived within the geographical boundary of a country constituted the nation was rejected.

He defined his notion of cultural nationalism along following lines: "German national pride has now become the topic of the day. To keep up

the purity of the nation and its culture, Germany shocked the world by purging the country of the Semitic races – the Jews. National pride at its highest has been manifested here. Germany has also shown how well-nigh impossible it is for races and cultures, having differences going to the root, to be assimilated into one united whole, a good lesson for us in Hinduism to learn and profit by ... From this standpoint sanctioned by the experience of shrewd old nations, the non-Hindu people in Hindustan must either adopt the Hindu culture and language, must learn to respect and revere Hindu religion, must entertain no idea but the glorification of the Hindu nation ... in one word they must cease to be foreigners or may stay in the country wholly subordinated to the Hindu nation claiming nothing, deserving no privileges, far less any preferential treatment, not even citizen's rights." He went on to castigate the minority treaties laid down by the League of Nations on the ground that these would confer unlimited rights on the minorities and Hindu national life would "run the risk of being shattered". Of the five criteria of nationhood he laid down, race was the most important. Hence the need to equate Hindus with Aryans and claim that Aryans did not come from outside the holy land of Bharatavarsha. The latter belief is central to the version of Indian history taught in schools which were controlled by the BJP state governments. Interestingly, Guruji Golwalkar rejected all Western ideologies as alien. Fascism was the one exception. And perhaps inspired by the ideal of greater Germany, the map of Hindu India on the jacket of his book included Afghanistan, Burma and Sri Lanka.

In recent RSS propaganda there have been attempts to explain away such ideas and suggest that Guruji actually revised his earlier opinions. In fact, the minor verbal changes in later editions of his book do not modify the pristine purity of Guruji's ideals and these have never been directly repudiated by the RSS or BJP leadership. As the BJP leader Malkani helpfully explained in a television interview, many Indians admire Hitler. He did not explain if he shared that popular Indian preference.

In effect the RSS ideology implies a total rejection of the composite nationalism enshrined in the constitution of India. In 1949, Golwalkar criticised the Indian constitution as unBharat, anticipating the VHP's more explicit description, unHindu. Earlier, Guruji had interpreted swaraj, the stated goal of the movement for India's independence, as "our raj". But who were we? His answer, expectedly, was only the Hindus. The animosity to the national movement and its vision of unity transcending ethnic boundaries, so prominent in Hedgewar's statements, was intensified when the All India Congress Committee announced in 1931 that free India would be a secular democratic republic. The RSS was virtually absent from the mass movements of the 1920s and '30s. These move-

ments for the achievement of national independence under Gandhi's leadership were unacceptable, because they were unlikely to lead to the establishment of a Hindu *Rashtra*, their central objective. As already noted, Hedgewar unequivocally condemned the Non-co-operation-Khilafat movement because it had encouraged "the yavana-snake". The enemy of the nation, as perceived by the RSS, was not colonial rule, but the Muslims of India. Absent from the Quit India movement, the RSS cadres were very prominent in the riots of 1946–47.

The core doctrine of the movement today is stated succinctly in the slogan their cadres shout every morning at the branch or shakha meetings, "Hindustan Hinduka, nahi kisika baap ka". Hindustan belongs to the Hindus, not to anybody else's father. Hindus constitute the nation. Their faith, in its unique catholicism, is superior to all other religions. All other cultural traditions in India survived by Hinduising themselves. Oxbridge-trained pseudo-secular and deracine nationalists like Nehru had introduced a pseudo-secular constitution and the country was now ruled by pseudo-secularist traitors to the Hindu nation who appeased Muslims as vote banks. The truly secular Hindu *Rashtra* would offer true protection to the non-Hindus. RSS cadres often explain that as the followers of the world's most tolerant faith they of course love Muslims; in fact they love even insects. Bhandari, one of BJP's top ranking leaders, pointed out that there are some gentlemen even among Muslims. Unfortunately, Islam being a proselytising religion, all Muslims were necessarily intolerant. And India was in danger of becoming a Muslim majority state. They will soon outnumber Hindus by means of their highly fecund polygamy. Less legitimately, being lustful by nature, they would rape Hindu women, and thereby add to their own numbers, which will be further augmented by migrations from Pakistan and Bangladesh. Pakistan will eventually invade and conquer India aided by the majority Muslim population of the once-Hindu land. The pseudo-secularism of the Oxbridge-trained pseudo-Hindus is part of this treacherous grand design.

The joint authors of the tract "Khaki Shorts, Saffron Flags" were told by two leaders of the BJP that the ideal Hindu *Rashtra* had to be an absolutist state in which the individual must merge his/her identity. Back in 1981, when the Janta alliance broke up, Nanaji Deshmukh attacked parliamentary politics as opportunistic. Much earlier, in 1946, Mahatma Gandhi described the RSS as a "communal body with a totalitarian outlook". Its declared principle of allegiance to one leader, "ek chalak anuvartita" and the insistence on total obedience validates this assessment. When asked what they would do if asked by their *adhikari*, the officer in command, to jump into a well, the cadres are expected to answer, "We shall do so immediately."

This uncompromising ideology is dispensed through the shakhas or branches. The recruits are boys of 12 to 15. Indoctrination takes the form of handing down simple messages of Hindu glory and tales of resistance to Muslim tyranny. Discussion or complex ideas do not form any part of the bauddhic or intellectual sessions. An educational programme was initiated to complement the training of cadres as far back as the 1950s. There are provisions for primary and secondary schools, as well as informal schooling for slum children. The total number of these institutions was about 4000 in 1993. Students listen to frequent lectures on the duty to die for one's own religion. Indian culture, as dispensed in these schools, again emphasises Hindu resistance to Muslim tyranny. Non-Hindu heroes are no part of that culture or the iconography of Indian heroism displayed on school walls. This particular version of Indian culture has now penetrated schools and colleges run by older Hindu reform movements like the Arya Samaj. The emphasis throughout is on a thousand-year-old struggle for Hindu independence. That heroic tale virtually excludes the resistance to British rule led by pseudo-secularists. A new emphasis surfaces in the prescription for the Hindu's ritual duty of pilgrimage. Sites desecrated by Muslim rulers feature almost exclusively in the RSS list of holy places.

The RSS long remained quietly in the background as a purely cultural organisation. Its gradually unfolding programme has been one of penetrating organisations who share their basic outlook and then create a number of affiliates encompassing many areas of Hindu social life and political action. In 1931, the youth wing of the Hindu Mahasabha merged with the RSS, giving the latter, till then largely confined to upper-caste Marhatas, a chance to penetrate the Hindi belt. In 1941, when Shyamaprasad Mukherii set up his new Hindu Party Jan Sangh, Guruji Golwalkar sent four trained cadres of the RSS to assist him. This committed band included the mild-mannered Advani and the liberal Bajpeyee. Bhandari, who has met gentlemen even among Muslims, was a third member of the group. It is worth remembering that none of these gentlemen has repudiated their guru's high ideals or his professed admiration for Hitler. Jan Sangh, reborn as BJP, a formidable mass party, borrows its cadres and ideology from the RSS. As Bhandari helpfully explained, RSS is the organisational, BJP the political and VHP the social wing of the same Hindu nation. Like Brahma, Vishnu and Siva the three are parts of one indivisible reality. It would be a serious mistake ever to forget this fact. The VHP, which spearheaded the campaign to reclaim Ramjanmabhoomi, was born in 1964 when Golwalkar met a group of Hindu ascetics and heads of religious organisations in the quest for Hindu unity and a new legitimacy for the RSS. The Hindu Sadhu is now a political animal and their deliberations on the question of reclaiming the three holy sites at Ayodhya,

Mathura and Kashi are projected in the VHP video cassettes as “urgent devotional necessity”. Thanks to the VHP initiative, taped speeches of the firebrand female ascetics, Ritambhara and Uma Bharati, who delight in referring to Muslims with an unmentionable epithet, were broadcast in Hindu temples to gatherings of often innocent faithful. The saints are not very easy to control. After their Ayodhya victory, an enterprise in which they were prominently visible, they demanded the immediate abrogation of India’s pseudo-secular constitution. An embarrassed BJP repudiated that demand. Evidently, they are willing to wait.

The VHP’s Foreign Co-ordination Committee has projected the brilliant idea that Hindus all over the world constitute a single country, divided for its purposes into thirty odd branches. The British Committee funded by very wealthy expatriates has established an association innocuously named Friends of India. At one of its seminars, to which some Hindu academics were invited, the VHP version of the Ayodhya temple’s history was presented as proven truth. Attempts to question it were shouted down. At home, its department looking after the Ramjanmabhoomi campaign has freely recruited sections of the urban poor at the margin of subsistences who are known to have a very low flashpoint, into their youth wing, the Bajranga Dal. Admittedly, these sections of the urban population have had a role in all mass agitations, but they have also provided the firepower in the subcontinent’s communal riots over the years. It was a clever idea to organise them for an aggressive campaign of communal hatred, but their ardour has been difficult to contain.

However, the chief concern of RSS/VHP is with the educated middle classes. The student wing of BJP, Bharatiya Vidyarthi Parishad, has wielded considerable power in Delhi and other North Indian universities ever since the early 70s. And there are organisations working among women, tribals and importantly, factory workers. The last-named organisation is dedicated specifically to the task of fighting the pernicious doctrine of class war. Maharashtra’s Shiv Sena, originally set up to protect Marathi interests against outsiders like the Tamil clerks in Bombay, has now jumped onto the Hindutva band wagon. Some of its leaders have claimed credit for the destruction of the mosque and smilingly acknowledged that their boys were very active in the anti-Muslim riots in Bombay which followed.

The many-pronged struggle for the eventual establishment of a Hindu Rashtra has produced the largest single organised movement in the country. The efforts spread over many decades are beginning to pay rich dividends. The number of sakhās went up from 8,500 in 1975 to 11,000 in 1977 and reached 20,000 by 1982. In 1981, RSS cadres had reached an estimated one million. The current estimates put the figure at several

times that figure. By 1981, financial contributions amounted to 10 million rupees annually. The current figure is certainly much higher, with nonresident Indians contributing generously to the cause of Hindutva. All contributions, incidentally, are anonymous. The BJP had two seats in parliament in 1984. In 1993, it led the opposition with 119 seats. Now, as the largest single party in Parliament, it leads a coalition government. Its extra-parliamentary power was manifest in the assaults on the Babri mosque.

The movement and the organisations I have discussed have been described by their radical critics, expectedly, as fascist. As Trevor Roper pointed out in an essay, the term fascism has been applied to too wide a range of phenomena to have any clearly identifiable meaning any longer. Except where used simply as political abuse, in his view the term is really relevant only in the context of an industrialised society in the grip of a political and economic crisis, especially after defeat in war. In Europe, to his understanding, it was closely linked to the fear of socialist revolution. Others have pointed out that fascism has mushroomed in industrially backward countries as well, and that the *Führerprinzip* has emerged even in the absence of an outstanding leader.

It is generally agreed that, historically, fascism has been marked by some common characteristics. It is a movement of aggressive nationalism with strong anti-intellectual or non-intellectual overtones. In industrial societies it was the movement of a frightened lower middle class anxious to defend their interests without disturbing the existing social hierarchy. It emphasised the organic character of society and preached a gospel of racial superiority as well as the spoliation of social outgroups. It has sought a break with the existing structure of power and to forge a wholly disciplined state to achieve a new preeminence based on past glory. Everywhere it has been marked by a deep nostalgia for return to a mythical past. In some instances it began in a disorderly way and retained that disorderly and nebulous character throughout its career. Weakness of parliamentary governments has contributed to its emergence. Structurally, it has been based on a coalition of classes, with industrialists generally willing to help, especially after the movement has acquired state power.

This inadequate summary of the shared characteristics of fascism in very different societies is not meant to provide an abstract model of the phenomenon or to explore its affinities with the Indian situation. My object is simply to indicate that in certain historical situations, aggressive nationalism, invoking myths of past glory and racial superiority with strong overtones of xenophobia, has been projected by social classes, who feel threatened. Such emotionally charged movements are usually illiberal, anti-intellectual and totalitarian in inspiration. Based on an alliance

of a broad spectrum of social classes, they profit from the weakness of constitutional regimes and seek to construct a repressive political system and do so, *inter alia*, by exploiting any available seam of hatred against one or another ethnic minority identified as a threat to the nation's well-being. In the rest of this lecture, I shall try to show that the striving for a Hindu *Rashtra* and the efforts at mobilisation to that end are acquiring the features of such a movement. For a multi-ethnic, poor and at the moment weak parliamentary democracy like India, such a movement, whether it acquires total power or not, has disastrous implications.

To appreciate the nature of the threat, one needs to analyse the nature and origins of Indian nationalism, its political and ideological basis. The colonial discourse on India repeated *ad nauseum* the evident fact of India's ethnic diversity to assert the impossibility of nationhood for India. The ideological construction of Indian nationhood in the nineteenth century by the emerging politicised intelligentsia sought to challenge this colonial perception by emphasising elements of cultural unity in the sub-continent and imagining a past of imperial unity based on a high and superior civilisation. The early versions of this imagined unity focussed almost exclusively on the Hindu elements of past glory. They also projected the conflicts between the mediaeval dynasties of Turkish or Afghan origin and the local Rajput or Maratha chieftains as a struggle for independence by their Hindu ancestors. At a more self-conscious stage in the development of nationalist ideology, the composite character of Indian society, the traditions of tolerance and co-existence, the claims to a unique pattern of unity in diversity, were projected as the basis of Indian nationhood. The Indo-Islamic past was proudly claimed as an integral part of the Indian inheritance. Throughout the years of nationalist agitation for independence in the present century, this ideal of a composite nationhood was a central theme in nationalist mobilisation. The efforts at mobilisation also sought to create and sustain an alliance between all classes in Indian society as a basis for the future independent state. These efforts had achieved a measure of success by the time of independence.

As to the class basis of the newborn Indian state, radical critics may be right in emphasising its exploitative character, but the social revolution which accompanied the end to colonial rule also needs to be underlined. Within a few years, the centuries-old princely India disappeared for good, as did the world of great landlords. A very substantial class of upwardly mobile and increasingly wealthy farmers became a part of the social and political landscape. The intelligentsia benefitted from a remarkably quick expansion of the tertiary sector and higher levels of education. There were 17 universities in India in 1947. There are 140 now and more than 4000 colleges in place of the 200 in the year of independence. The absolute

growth in the industrial sector was quite phenomenal. While some 300 million people are still below the poverty line, in percentage terms, people in that unfortunate position have fallen from some 53% to about 30%. The condition of the marginal peasant has not improved except in one or two states, but the tenant of yesteryear now owns his land. And universal adult suffrage has meant a political revolution whose full impact remains to be analyzed. Since 1979, the poor and illiterate repeatedly exercised their power to throw out regimes unacceptable to them. The untouchable still remains where he was socially, but at least the statute book contains a law that renders the practice of untouchability punishable by rigorous imprisonment. And in recent years, untouchables have been laying claims to a share in political power. Nehru, the misguided socialist, laid the foundations of an infrastructure for agriculture and industry which made India self-sufficient in food probably for the first time in 200 years and which has helped create a relatively affluent class estimated at somewhere between 150 to 200 million.

The end result of the positive and negative developments, and the latter includes a phenomenal increase in population that eats up most of the benefits of economic growth, is the emergence of what Kalecki described as the intermediate state. Such states, according to his analysis, are marked by an unlikely alliance of wealthy farmers, the petty bourgeois, and the capitalists (to which one should add the intelligentsia) as the ruling class. At best, this is an uneasy alliance, for it is difficult to reconcile the interests of these social classes. Besides, they also need to handle the tensions arising from the existence of a vast and ever-growing class of the underprivileged, whose sense of deprivation is now continually exacerbated by their exposure to visual media such as television. One source of the present crisis has to be sought in this particular conjunction of circumstances.

The urban petty bourgeois – shopkeepers, small businessmen, clerks, lower level professionals and the like – are highly politicised by now and share the multiple aspirations of their more fortunate fellow citizens. They also feel excluded from the higher echelons of political and administrative power and social privilege by virtue of their relative disadvantage in matters of education and resources. Their children do not go to the English medium schools and can hardly even dream of education abroad. In the vast Hindi-speaking belt, where the standard of literacy and education is lower than elsewhere, this significant section of the electorate feel that they are excluded from the privileged world of the modern intelligentsia whose language of discourse is in effect English. The world of vernacular, especially Hindi media press and publications, on the other hand, is of little interest to the English-speaking intelligentsia.

One interesting consequence of the expansion of university education has gone unnoticed. It would probably be true to say that, in the great majority of university and university-level institutions in India today, the education dispensed to the bulk of the students is indifferent in quality. English, which remains the main avenue of access to the world of knowledge, is not understood by the bulk of the university-educated in India today. This deficiency has created a new hierarchy among the relatively privileged, a clear division between those whose educational advantage gives them access to careers with high income and status and the others who are excluded from these benefits. Much of the history of political conflicts in modern India is a story of rivalry between the more privileged and the less privileged among the elite groups at given periods in time. This pattern of conflict has acquired a new context and dimension through the educational and socio-economic developments of the last five decades. Political India now has two mutually unrelated worlds of intellectual discourse. When the Indian intellectual contemptuously refers to the Hindi-speaking region as the cow belt and its denizens as ignorant obscurantists, he aggravates the resentment of a politically conscious and powerful social group. He also sharpens the edge of their need for psychological self-assertion. Inflation, scarcity of urban housing and unemployment threaten their fragile hold on a genteel life-style. And the upper-caste component of the urban petty bourgeoisie feel both socially and economically threatened by efforts at positive discrimination in favour of the lower castes, a magnanimity which the more secure elements in the intelligentsia can afford. We have here a fertile ground for ideologies of anti-intellectual nationalism, anger against the Oxbridge-trained pseudo-secularists of RSS propaganda and their alleged protégés, the hated descendants of tyrannical conquerors one reads of in the Hindi textbooks.

The constitution of independent India projected a federal state. In fact, however, the political contingencies of post-independence India produced a highly centralised government. The Nehruvian state has been described, up to a point correctly, as a mandatory dictatorship. Power was vested by popular will in the hands of a charismatic leader. The inheritance of the partition riots, the war with Pakistan and the task of integrating the princely states rendered a concentration of authority at the centre virtually unavoidable. These were not tasks which state governments could have handled on their own. Because the National Congress had virtual monopoly of power in the states down to the early sixties, this centralisation did not create insoluble tensions. Challenges to centralisation were quantitatively speaking a marginal phenomenon.

The mandate for the centre was gradually eroded by the debacle of the China war, increasing corruption in politics, and the rising aspirations of

the political leadership at the state level. In parts of the country, especially the North-east where people had genuine grievances in terms of unfair distribution of resources and power, politically ambitious leaders could mobilise mass support for their aspirations in the name of ethnicity. Much of the tensions which have been identified as centrifugal tendencies were no more than bargaining for a larger share of the national cake, at least to begin with. A classic example is the Sikh demand that a third of the Indian army should be recruited from their community. This does not exactly sound like a desire to break away from the Indian union. To take another example, the protagonists of the Tamil autonomy movement who rejoiced in burning the Indian constitution swore undying faith to the same constitution the day their party was elected to power in the state. Quantitatively speaking, the political consensus in favour of national unity has far outstripped the challenges to that unity in independent India. One reason for this has been the structure of representation within the dominant party, which allowed conflicting aspirations to be accommodated. As non-Congress governments were formed in the states since the mid-sixties, the resolution of centre-state tensions and the conflicting claims of the states have been far more difficult to resolve. The system has yet to develop the necessary resilience to tackle these problems. But it is worth noting that, except in Kashmir and the Punjab, and there for very special reasons, the tensions nowhere reached a point of no return.

The true erosion of consensus really happened in the last phase of Mrs Gandhi's government. In her anxiety to retain personal power and establish a dynasty, she played short-sighted political games dangerously undermining the national consensus. This is how the Sikh demand for a greater measure of autonomy and a larger share of the national cake was transformed into an angry desire for total independence. She also closed the channels of political communication with the Muslims of the Kashmir valley by rigging elections and throwing out the National Conference Government. Furthermore, to consolidate her personal power, she dismantled the structure of elections within her own party. How one single individual succeeded in doing so much damage is a mystery which still remains unresolved. The basic weaknesses in the political system which provided the opportunities for her cynical action have yet to be scrutinised. However, the negative end results of a disastrous regime were accentuated by the final loss of credibility when, after the Bofors scandal, people came to believe that the very centre of authority was corrupt. The charges of corruption against members of the last Congress government were the very last straw.

The erosion of confidence in the central government accentuated another negative development in Indian political life. Nationalist ideology

and the politics of mobilisation in the twenties and thirties had deliberately set about creating a nation based on a sense of unity which would encompass all ethnic elements among the people living within the geographical boundaries of India. That the effort had achieved a measure of success was evident in the electoral successes of the INC since 1937, as well as in the popular enthusiasm for the nationalist leadership. Indian nationalism, always a somewhat nebulous phenomenon, was powerfully expressed in that very evident enthusiasm. In the latter years of Mrs Gandhi's regime, a disillusionment with the political system became an integral part of popular consciousness in India. Sab Chor Hai, "they are all thieves", is an expression heard at every level of society as a description of the country's politicians. The extensive criminalisation of politics, which has a longer history stretching far beyond the latter years of Mrs. Gandhi's rule suggests that the popular perception has a large element of truth.

Nationalism, the emotion based on a sense of belonging to a political community which one is willing to defend with one's own life if necessary, has to be the ultimate foundation of a modern nation state. Anyone who has lived in India under colonial rule and in the early decades of independence knows that this sense of belonging was very much a reality among extensive sections of the population. It was created, as already noted, by the words and deeds of the nationalist movement and sustained as well as developed further through the experiences of representative democracy. The fact that the unlettered masses were not indifferent to the fate of political democracy was proved by the massive turnout to vote Mrs Gandhi out of power and again, two years later, to bring her back after the dismal failure of the Janta coalition. These events were surely the end product of complex processes and the interplay of interests, and not merely triumphs of a popular nationalist concern. But to overlook the anxiety of the Indian masses for the maintenance of acceptable norms at the centre of authority, an anxiety manifest in these events, would be a misreading of the record. And that anxiety can only be explained in terms of some sense of belonging to a nation state.

There is a felt psychological need for the emotions of nationalism as a necessary underpinning of a nation state. That underpinning has been seriously damaged in India since the late nineteen-seventies. The space vacated by the ideology of composite nationalism is being claimed by the doctrine of Hindutva and the Hindu state.

It is well to remember that the construction of nationhood in terms of an all-India Hindu identity has been one of the alternative agendas in modern Indian politics. This was very directly fought with programmes based on the ideology of a composite nationhood, especially from the

mid-nineteen-twenties onwards. The electoral records suggest that the popular mandate was in favour of the ideology of consensus and unity. Even in the wake of the disastrous partition riots, political organisations claiming to speak exclusively for Hindu interests secured only an insignificant proportion of electoral support. This may be due to a variety of reasons and it is certainly true that the victory over Hindu communalism was secured by some concessions to its aspirations. It is also known that the Hindu communalist has been prominently present, both in the leadership and among the cadres of the Congress party. Still, when they threatened to take over the organisation, Nehru could carry out a purge in 1952, and it would be correct to say that the central agenda of the state has successfully emphasised anti-communal policies. It is the erosion of nationalism and the loss of credibility of the political party which projected that ideology as the basis of state policy that has opened the gate for an alternative nationalism based on the Hindu identity.

For historical reasons, that identity in the colonial period and after has been built around xenophobia, more specifically, the hatred of the Muslims. The history of communal hatred, as distinct from the aspirations of the sub-continent's Muslim elite which led to the formation of Pakistan, has yet to be written. There is little reason to doubt that it arose from the conditions of colonial rule, even though any exclusive emphasis on the consequences of imperial policy alone would be misleading. In pre-colonial days, any struggle against "Muslim tyranny", as projected in RSS propaganda, was probably no part of Hindu consciousness. The Marathi historical literature tracing the emergence of the Maratha empire does not talk about Muslim tyranny. In the late eighteenth century, Sindhia, the leader of the confederacy, was eager to convince the Hindu Rajput princes that he had no intention of overthrowing the Muslim Mogul emperor; he was in Delhi only to protect the emperor. The great rebellion of 1857, which involved Hindu soldiers, princes, and peasants, aimed at replacing the English East India Company's rule with that of a Muslim emperor. The spoliation of temples by Turkish and Afghan rulers is supposed to have generated a permanent hatred against Muslims in Hindu hearts. It is worth emphasising in this context that India, unlike Europe, has no record of wars of religion involving the civil population. Further, if memories of such wars do not sustain political conflict in modern Europe there is no reason to imagine that ancient wounds constitute a spontaneous basis for political hatred in modern India. Furthermore, it is not at all clear why the ardent Hindu has no special feelings of hatred towards the Turks or Afghans, whose ancestors no doubt destroyed their temples from time to time. The fact that his rancour is focussed instead on often hapless Muslim slum-dwellers, who are almost certainly descendants of Hindu

converts, tells us much about the nature and origins of communal sentiments. Hindu as well as Muslim communalism as we know it today is the end product of historical contingencies of the colonial era. But there is little consolation today in that thought, because the poison in question has by now a history of more than one hundred years.

With the erosion of nationalist ideology, communal hatred, which has long been a part of Indian social consciousness, began to move to the centre of the political stage. The process was accelerated by Mrs Gandhi's now notorious policy of playing the Hindu card. At the same time, the Sikh rising and the massacre of innocent Hindus introduced a new component into Hindu xenophobia further sharpened by allegations of Pakistan's involvement in the Sikh movement for autonomy. The developments in Kashmir leading to the mass exodus of Hindus from the valley have provided more fuel for the fire. The protagonists of Hindu Rashtra have fully exploited these developments.

The Muslims in India are in a sense a decapitated community. The bulk of their elite migrated to Pakistan after partition. Consequently, this large community has very little representation in the higher echelons of Indian political and economic life. Already by the thirties, the national movement had lost the support of politicised Muslims, though there were some very important exceptions. The task of securing that support on an active basis in the aftermath of partition as an essential foundation of composite nationhood remained neglected. Opportunist leaders have taken advantage of the community's withdrawal syndrome to try and fossilise a community-based politics. Political parties have willingly played their game, justifying the allegation of treating the Muslims as a vote bank. The record of continual rioting after 1947 has stoked the fire of Muslim communalism. The two hatreds feed each other. But the threat of absolutist politics based on hatred can be posed by the protagonists of Hindutva alone, and hence they are the enemies the nation has to watch.

The doctrine of Hindutva and its subtext of communal hatred now enjoys widespread support across a wide spectrum of Hindu society. While its main base is the urban lower middle class, it also has the support of a substantial section of more affluent elements in urban society. A section of students and the upper strata of the professional classes including, very crucially, some journalists and academics, are active supporters of the RSS/VHP programmes. Industrialists encouraged by the Shiv Sena record of fighting class war and strikes in Maharashtra are also happy to support Hindutva. The affluent non-resident Indian who often leads an alienated and marginalised ghetto existence abroad is happy to be acknowledged as part of a world-wide Hindu nation. Most dangerously, the unemployed upper-caste Hindu youth scared by the policy of positive

discrimination feels attracted by the saffron flag. The social trend towards consumerism and extensive corruption in administration and politics have generated an ambience of anomic in Indian society. A simple, direct and ethically correct political slogan which denounces the pervasive corruption and calls for dramatic actions of protest has obvious appeal to the educated young. Totally marginalised elements among the urban poor have always been in the forefront of agitational activity. They were conspicuously present when the mosque was destroyed.

This formidable coalition of mainly urban and upper-caste Hindu social groups may or may not produce an unchallengeable supremacy for the cause of Hindutva within the parliamentary system. But its penetration into the social and institutional life of India has already acquired threatening proportions. The paralysed helplessness of the central government during the destruction of the mosque is an evidence of this danger. More significantly, the behaviour of the police, after the event both in Delhi and Bombay, was quite incredible. In both places, they went on a rampage in Muslim colonies and in Delhi actively harassed academics preaching communal peace. Then there are the judicial decisions which allowed Hindus to worship idols they had sneaked into the old mosque while denying Muslims the right to pray at the same site. The less tangible spread of communalist ideology among extensive sections of the Hindu middle classes, including teachers and administrators, is perhaps the most frightening feature of all. Over the years, Indian civil society has developed to a remarkable degree a tolerance of violent repression by the state. If such official policies are now supplemented by an unofficial connivance at persecution of Muslims, the political portents for India may well be disastrous. The subjective consciousness of the Indian Muslim today is one of total insecurity.

Guruji Golwakar expressed his envious admiration for one experienced European nation about to solve its problem of a Semitic presence. But Hitler and his cronies had one advantage. They had a mere six million people to deal with. India has one hundred and thirty million Muslims. The ultimate solution is hence likely to present a few logistic problems. Efforts in that direction may meanwhile tear apart the fabric of the nation state.

One has only to consider the fate of the island to India's south to appreciate the potentialities of xenophobic politics in a multi-ethnic society.

Post Script

Since the Babri mosque episode, nearly six years have passed. India has seen the emergence of the BJP as the main opposition in Parliament, then as the largest single party and finally as the successful contender for central power, albeit in coalition with a large number of small parties.

What does this portend for the future?

It would be paranoid to prophesy the immediate emergence of fascist rule in India. But certain signs are worth watching.

The BJP, dependent for their survival in power on local parties and splinter groups with no interest in Hindutva, does not have a free hand. So the prophets of Hindutva are making secular noises. The savants who read into their rise the inevitable end of secularism should now explain why BJP has to court that discredited doctrine. Has the famous Hindu revival suddenly ended or the BJP decided on a change of heart out of magnanimity?

But alas, there is no change of heart. First, the leaders of the party have repeatedly asserted their loyalty to their alter ego, the RSS. The latter has never repudiated its xenophobic doctrines. Singhal, the VHP chief, has threatened Muslims with further humiliation if they do not hand over the other mosques where Hindu temples originally stood. Quietly, in Rajasthan, stone masons are busy hewing out different parts of the projected Rama temple. The Home Minister, Advani, who led the campaign resulting in the destruction of the mosque, has declared that whatever he has learnt is from the RSS, an organisation of which he as well as the Prime Minister remain members. Advani, Joshi, Uma Bharati, all facing criminal charges in the mosque affair at the behest of the Supreme Court, are ministers of the central government. Uma is the Minister of State and Joshi the cabinet minister in charge of education. It might help to remember that one of the main weapons in BJP propaganda was a distorted version of Indian history introduced in school textbooks. The new government's education policy is worth watching.

Also worth watching is what they do at the executive level. All State Governors have been sacked. Some are to be replaced by RSS leaders who have no mandate. A constitutional head in normal times, the Governor exercises great power in uncertain political situations.

One of the main planks of the RSS-BJP agenda was intervention in the centuries-old Muslim personal law. Have they given it up? The BJP, with their options limited, is showing signs of sweet reasonableness, except that they have placed far from reasonable men and women in positions of great power, assured the RSS that it has nothing to worry, and laid the basis for executive action, the nature of which is still not clear. There are

no indications that they have abandoned policies at the heart of their political propaganda.

Their declared objective is total central power. Whether they will make it without depending on a host of allies, is uncertain. One gimmick, the explosion of nuclear devices, has not produced quite the results it was expected to do. The sanctions and the protest of most sensible men have cooled the enthusiasm of the celebrants. The by-elections have been generally disappointing. Yet it is too early to celebrate the demise of Hindu communalism. The disunity of centrist and radical forces may still open the door to BJP-RSS victory. If they do seize central power, without depending on sundry allies, there is nothing to suggest that these leopards will change their spots. And if they fail, we can expect to see a return to the politics of the street in the name of Hindu honour, repetitions of the bitter episodes we have witnessed in the past.

Since names matter, let us be clear on one point. It does not help to refer to them as Hindu nationalists. It gives them an unwarranted legitimacy. They are no more Hindu nationalists than Le Pen's men are French nationalists or Neo-Nazis are German nationalists. Describing Hindu Fascists by their true names would help clarify the situation in India.